LAMAR UNIVERSITY-BEAUMONT
0 00 01 0812031 2
STUDENT
DATE DU
04 11 91
STUDENT
DATE DUE
10 13 0

FLENSBURGERSTR.
EN 412

0 00 01 0100912 4

↑ 684410

LAMAR UNIVERSITY
BEAUMONT, TEXAS

PRINTED IN U.S.A.

23-363-002

DISCARDED

DIE ÜBERTRAGUNG DIESER AUSGABE DER RENAISSANCE IST VON BERNHARD JOLLES / DIE AUSWAHL DER BILDER BESORGTE EMIL SCHAEFFER / DIE CENTRALTRYCKERIET IN STOCKHOLM DRUCKTE DAS 36. BIS 48. TAUSEND / TITEL UND EINBAND ZEICHNETE WALTER TIEMANN

ERSCHIENEN IM JAHRE 1919

# DIE RENAISSANCE

SAVONAROLA
CESARE BORGIA · JULIUS II.
LEO X. · MICHELANGELO

HISTORISCHE SZENEN
VON

ARTHUR GRAF GOBINEAU

JOSEPH ARTHUR
GOBINEAU

DG
533
G7
1919

↑ 684410

IM INSEL-VERLAG / LEIPZIG

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/dierenaissance0000arth

*ERSTER TEIL*

# SAVONAROLA

Fra Girolamo Savonarola

# Bologna, im Jahre 1492

*Die Szene spielt um Mitternacht, im Klostergarten der Dominikanerpatres. Am tiefblauen, klaren Himmel glänzen die Sterne. Mondeslicht durchflutet die säulengetragenen Kreuzgänge, die den mit hohen Bäumen und duftenden Blumen bepflanzten Platz umgeben. Auf hellbestrahltem Mauerwerk erblickt man Freskogemälde: rote Gewänder und blaue Überwürfe, bleiche Gesichter, gefaltete Hände; der Heiligen und der Seligen Häupter, umwoben vom Glorienschein. Inmitten des Klosterhofes ein marmornes Kruzifix, zu dem einige Stufen hinanführen. Es ist im Stil des 13. Jahrhunderts gemeißelt, und die Kreuzesarme tragen die Bildnisse der Zeugen der Kreuzigung. Um das Kreuz herum läuft ein breiter Weg, auf dem der Klosterprior wandelt; ihm zur Rechten geht Bruder Girolamo Savonarola, neben diesem Bruder Silvestro Maruffi.*

BRUDER GIROLAMO: Die Zeit ist abgelaufen, die Stunde schlägt! Jetzt gilt es, das Wort Gottes zu verkünden und mit seinem Geist das Weltall zu erfüllen. Jetzt oder nie! Die Finsternis weicht dem sieghaften Licht, das forschend in die Tiefen eingewurzelter Verderbnis dringt. Dämonen schlingen einen Reihn um all den Jammer und blasen in die Flamme, die zu verlöschen droht. Hinweg mit ihnen! Befreien wir die Gegenwart von der Schmach vergangener Epochen! Hinweg auch mit der Schlafsucht unserer Väter! Doch nicht zu schlechtem Werke laßt uns rege sein! Aufklären wollen wir die Völker, sie führen und leiten und sie zum Guten bekehren! – Und frage mich nicht, Bruder: wie vermag ein Zwerg wie du, das zu vollbringen? Kennst du Davids Geschichte? Weißt du, wes dieser Hirtenknabe fähig war?

DER PRIOR: Ich weiß es. Doch von wannen kam die Stimme, die zu so hehrem Tun dich mahnte?

BRUDER GIROLAMO: Gottes Stimme war es, die mich rief. Die Überzeugung, die meine Seele erfüllt, die hohe Begeisterung, die mich berauscht: sie nahmen mir den letzten Zweifel.

BRUDER SILVESTRO: Wahr ists Er täuscht sich nicht! Sind

seine Beredsamkeit, sein Wissen, seine Keuschheit nicht glaubwürdige Zeichen? Vermeinest du, je glaubwürdigere zu finden? Gebeuts ihm nicht die Pflicht, die Gaben, die ihm Gott verliehen hat, zu nützen?

DER PRIOR: Ich leugne es nicht. Was aber frommt es, ungestüm zu sein? Soll man nicht maßhalten in allen Dingen? Wo will dein Streben überhaupt hinaus, Bruder Girolamo? Wenn ich dich recht verstehe, planst du nicht Geringeres, als das Wesen der Kirche zu erneuen und alle unsere Brüder zur Frömmigkeit zurückzuführen. Dünkt diese Aufgabe dich etwa leicht? Vergissest du, daß erst in jüngster Zeit Doctores und Konzile sich vergeblich damit abgemüht? Ganz zu geschweigen, daß Alexanders VI. Hirtenstab über uns waltet... Großer Gott! welch seltsamen Augenblick wählest du, der Welt von Enthaltsamkeit zu sprechen!

BRUDER GIROLAMO: Vor Gott ist ein Augenblick nicht besser als ein anderer. Denn sein sind alle Augenblicke! Laß dirs von neuem sagen: die Stunde schlägt – es gilt zu handeln! Die Gegenwart, die der Vergangenheit so wenig ähnlich sieht, gibt allen Dingen eine neue Form. Rings brausts und wirbelts durcheinander, und künftige Geschehnisse der Weltgeschichte wird eines neuen Himmelsdomes Kuppel überwölben. Gut wird das Ende sein, wofern die Religion das Kreuz mit Stärke stützt; schlecht aber, wenn dieser Baum des Heils den Axtschlägen erliegt, die von verbrecherischen Händen geführt werden wider seine Wurzeln. Vermag dein Auge nicht, der Zukunft Rätsel zu entschleiern? – Männer, die sich Weise heißen, treten auf den Plan und reißen nieder, was früheren Geschlechtern einst zur Freude diente, jetzt aber alt und überlebt erscheint. Nach Italien ergießt sich ein Strom von zügellosen Abenteurern: Fürsten von Zufalls Gnaden, Söldnertruppen, Tyrannen, die über Städte, Despoten, die über Burgen herrschen, aufgewiegeltes Landvolk und unzufriedene Städter. Und alles Erbgut, mag es reich sein oder bettelarm, wird dieser Schar zur Beute. Dazu das Wolfsgesindel, das uns rudelweis von Spaniens

und Frankreichs Grenzen überfällt! Und dennoch! Was erblickst du inmitten dieses Elends? Die Völker erwachen; sie reiben den Schlaf sich aus den Augen und heischen, ausgehungert, Freiheit und Frieden sich zum Morgenmahle. Ja, Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit: drei Früchte, deren Süße ihre Väter nie gekannt. Und ich – ich rufe ihnen zu: Zuerst strebt nach dem Glauben! Ohne ihn ist alles schales Gift! Doch wo ist der Glaube? Wo findet man seine Quelle wieder? Die Geistlichkeit besitzt ihn nimmer, die Kirchenfürsten haben für ihn Worte des Hohnes; der Papst – ach, was soll ich ihn euch schildern? Ihr kennt ihn selbst! Wenn keiner es verhütet, wird über unserer armen, von Dornenhecken rings umrankten Kirche, wird über unseren Lehren, die in Fäulnis sind und unserer arg verfallenen Selbstzucht die Ketzerei ihr scheußlich Haupt erheben und doppelzüngig spitzfindige Beschwichtigungsreden ins Volk dann zischeln. Beschwichtigungsreden, die in ihrem Rachen sich in Gift verwandeln. Gewahrst du sie denn nicht, die Ungeheuer, die in den christlichen Reichen jetzt ihr Weidrecht üben? Allzu bereite Helfer finden sie bei der gelehrten Schlangenbrut, die förmlich trunken ist vor Stolz, daß sie in griechischen und römischen Folianten zu lesen weiß. Hörtest du nicht sagen, welche Vorbilder sie uns an die Stelle der großen theologischen Geister setzen wollen? Platon, Seneka, den elenden Martial, den lüsternen Ovid, den unkeuschen Anakreon, Lukian, Petronius, Statius, Bion, Apulejus, Katull, und wie sie alle heißen mögen. Tagtäglich kannst du Zeuge sein, wie weißbärtige Männer, läppischer als törichte Jünglinge, über eine Seite Ciceros in Verzückung geraten und dies Geschreibsel schöner nennen als die heiligen Sprüche unserer Evangelien! Und meinest du, das gefährliche Treiben, das menschliches Gewissen in seinen Grundlagen zu erschüttern droht, hätte damit ein Ende? O nein! Der Pinsel schließt ein Bündnis mit der Feder, und mit dem Pinsel Meißel und Stichel, um die Nacktheit darzustellen und sie den Blicken einer Menge preiszugeben, die beherrscht wird von den niedrigsten Instinkten. Ich sage dir: Satan peitscht und stachelt alle

Fasern des Herzens und des Geistes. Und wenn wir uns zur Wehre setzen wollen, so bleibt uns wenig Zeit mehr übrig. Hast du die schönen Worte „Liebe zur Kunst" noch nie vernommen? Die Worte, die in Wahrheit nur die Lasterhaftigkeit ihrer Begierden bemänteln? Diese ungeheuerliche Liebe zur Kunst hat sich in unsere Kirchen selbst hineingestohlen, die nun nicht Kirchen mehr sind, nein – Teufelstempel! Eine heilige Magdalena, ein heiliger Sebastian dienen zum Vorwand, die menschliche Gestalt in ebenso schamloser Weise zu enthüllen, wie Apollo und Venus! Und ich, der ich mit Auge, Ohr und Sinnen den ganzen Greuel dieser Schändlichkeit erfasse; ich, dessen Seele erfüllt ist mit rasendem Ekel, mit heiligem Zorn: ich sollte die traurige Menschheit ersticken lassen unter den Schlammwogen dieses ungeheuren Schmutzes, ohne mit meinem ganzen Sein eine Mauer zu bilden gegen ein so entsetzliches Verhängnis? Nein, tausendmal nein! Ich werde mich vor des Erzfeinds Streitmacht nicht verkriechen! Ich werde die Welt und meine Zeit zu schützen wissen und der Zukunft die Waffen schmieden und den Panzer, der sie schirme. Dem neuen Jahrhundert wird eine Wiedergeburt beschieden sein, und auf seinem Wege zum ewigen Meere der Unendlichkeit wird es des Bösen ekle Spuren hinwegspülen für alle Zeiten.

DER PRIOR: So schickst du dich also, um es mit schlichten Worten zu sagen, an, allen Gewalten der Erde den Krieg zu erklären? Krieg den Geboten der Geistlichkeit, Krieg den Lebensgewohnheiten der Fürsten, Krieg den Fehlern, Schwächen und Verirrungen jedes einzelnen? Darauf läuft dein Beginnen hinaus?

BRUDER GIROLAMO: Ja, das will und werde ich vollenden. Und gehe ich auch selbst dabei zugrunde; was verschlägts? Sind meine Knochen der Erhaltung wert? Doch wenn ich einst das hohe Ziel erreiche, und wenn Italien den neuen Glauben, die Macht der Freiheit und der Tugend mir zu danken hat, wirst du es dann beklagen, daß ich Schimpf und Entehrung oder gar den Tod davongetragen?

DER PRIOR: Nein, dann nicht. – Wo wirst du deine kühne Tat beginnen? In Venedig?
BRUDER GIROLAMO: Venedig liegt in den Banden der weltlichen Wissenschaft. Es wird zuletzt in unsere Reihen treten.
DER PRIOR: In Rom?
BRUDER GIROLAMO: Rom ist der Hort des Heils, wenn auch um seine Mauern Pestgewässer spülen. In Florenz aber werde ich handeln können. Der Tod Lorenzos de' Medici gewährt mir freie Bahn. Wär er am Leben, er würde jeden Versuch im Keime ersticken; denn er war ein Gottloser. Pieros, seines Sohnes, Autorität ist zum Glück bis ins Innerste erschüttert. Volk und Granden sind durch die Schule der Leiden gegangen; auch kennen sie Rechtlichkeit und Tugend wenigstens dem Namen nach und wissen wohl, was Unabhängigkeit bedeutet. Ist sonst ihr innerer Wert nicht eben groß, so sind sie doch denkende Menschen. Es ist also möglich, mit ihrer Hilfe das Reformwerk zu versuchen. Auch schätzen mich die Bürger von Florenz. Das Volk erwartet mich und hört auf meine Worte.
DER PRIOR: So zieh mit meinem Segen denn von dannen, Bruder. Umarmt mich, beide! Die Träume meiner Jugend wollet ihr in Taten wandeln. Das Werk ist schwer; vielleicht gibt der Erfolg euch dennoch recht . . . Eine tiefe Traurigkeit verdunkelt mein Gemüt . . .
BRUDER GIROLAMO: Mich durchströmt unsägliche Hoffnungsfreude. Gehst du mit mir, Bruder Silvestro?
BRUDER SILVESTRO: Ich folge dir im Leben und in den Tod. Niemals werde ich dich verlassen!
BRUDER GIROLAMO: So komm! Öffne die Pforte! Unermeßlich scheint das Land, das sich zu unseren Füßen breitet. Es gleicht dem Werke, das wir unternehmen. Erblickst du die Erscheinung auf dem lichten Pfade, den wir nun gehen werden? Sieh, wie der Mond den Pfad bestrahlt und wie er, nach Florenz zu, in die Weite führt!
BRUDER SILVESTRO: Nein, Girolamo, ich sehe die Erscheinung nicht.

BRUDER GIROLAMO: Ich aber sehe deutlich zwei Gestalten.
BRUDER SILVESTRO: Wo, Bruder?
BRUDER GIROLAMO: Dort, vor uns! Sieh schärfer hin! Es ist der Gottesglaube und das Vaterland. Sie reichen uns die Hände. Vorwärts, Bruder Silvestro, vorwärts!
*In dem Augenblick, in dem der Prior die Gartenpforte hinter den beiden Mönchen geschlossen hat, werden zwei Männer von unheimlichem Aussehen hinter einem Mauervorsprung sichtbar. Ihre Kleider sind zerfetzt, ihre Brust ist bloß, das Haar ist wirr und struppig.*
DER ERSTE: Feige Memme!
DER ZWEITE: Siehst du Dummkopf nicht, daß ihrer zwei sind?
DER ERSTE: Was tuts?
DER ZWEITE: In unserer Lage müssen wir wenigstens zwei gegen einen sein!
DER ERSTE: Unsinn! Dem größeren hätte ich einen guten Dolchstoß versetzt, und den Kleinen hätte ein Fausthieb niedergestreckt wie einen Kegel. Zwei wollene Staatswämser sind uns in die Binsen gegangen. Mit Hasenfüßen von deinem Schlage läßt sich eben nichts anfangen!
DER ZWEITE: Trinken wir einen Becher bei unserem Rotkopf. Vielleicht bringt uns die Nacht eine bessere Gelegenheit.

## Mailand, im Jahre 1494

*Ein Saal im Palast. – Ludovico Sforza, Regent von Mailand, sitzt vor einem großen Tisch, den eine rotsammetne, gold-, silber- und buntdurchwirkte Decke ziert. Er ist in ein schwarzes Seidengewand mit Jettstickereien gekleidet und trägt einen reich ziselierten Dolch im Gürtel. Er spielt mit seinem Handschuh. Um ihn herum sitzen: Antonio Cornazano, der Dichter des Werkes über die Kriegskunst; Giovanni Achillini, Archäolog, Poet, Hellenist und Musiker; Gaspardo Visconti, berühmt durch seine Sonette und von seinen Zeitgenossen dem Petrarca gleichgeachtet; Bernardino Luini, Maler; Lionardo da Vinci.*
LUDOVICO: Ah, Meister Lionardo, kehret Ihr wirklich zu uns zurück?

LIONARDO: Ihr tut mir unrecht mit Eurer Schärfe, gnädigster Herr. Eure Hoheit wissen wohl, daß ich Euch ein ergebener Diener bin!

LUDOVICO: Nun, ich bestreite nicht, daß Ihr mir im Augenblick das Schönste vom Schönen beteuert. Doch darum dreht sichs nicht. Denkt doch an Eure Briefe! Was habt Ihr mir nicht alles schon geschrieben! Florenz ermüde Euch; des Bruders Girolamo Savonarola fanatische Kanzelreden widern Euch an; und der Irrglaube, den dies Gepredige verbreitet, wecke Eure Entrüstung . . . Drum wäret Ihr geneigt, in meinen Diensten Kanonen, Geschosse und Maschinen zu konstruieren, Brücken zu schlagen, Festungspläne zu entwerfen, Kanäle anzulegen und zu alledem noch unsere Städte zu schmücken. Mit Palästen und Kirchen, mit Denkmalen und Gemälden . . . Ich weiß sehr wohl, daß Ihr der Mann seid, Euer Wort zu halten; aber vermöget Ihr auch, Eurer Unbeständigkeit Zügel anzulegen? Wie oft schon habt Ihr Ansichten und Neigungen gewechselt! Ich will Euch nicht schelten, teurer Lionardo, aber wahr ists doch: Ihr seid wankelmütig, wie eine Kokette!

LIONARDO *(schüttelt den Kopf)*: Nur schwer kann ich ein Lächeln über Euer Hoheit liebenswürdige Anklagen unterdrücken. Ja, Anklagen sinds, wenn Eure Hoheit es auch bestreiten. Und ich gestehe, der Schein spricht gegen mich. Doch ich bin in Wahrheit nicht wankelmütig! Vielleicht, gnädigster Herr, hätte ich mein ganzes Leben in Florenz verbringen sollen. Aber die Welt bietet so viel des Sehens- und des Lernenswerten! Wäre ich immer am gleichen Ort geblieben, mehr als die Hälfte dessen, was ich weiß, würde mir unbekannt sein. Es ist mir ja, bei aller Unbeständigkeit, nicht möglich, von dem, was ich gern lernen möchte, ein Hundertstel zu lernen.

ANTONIO CORNAZANO: Vielleicht tätet Ihr besser, Meister Lionardo, Euch einer einzigen Beschäftigung zu widmen, statt ihrer so viele verschiedenartige zu betreiben. Ihr leistet zum Beispiel Bewundernswertes in der Malerei. Warum also suchet Ihr den Lorbeer in anderen Gefilden?

LIONARDO: Bernardino spricht aus Eurem Munde.
BERNARDINO LUINI: Ach, Meister, wollet Ihr doch nur die Gemälde vollenden, die Ihr begonnen! Wie würde Euer Schüler glücklich sein. Welche Anregungen könnte er aus Eurem Werke schöpfen!
LIONARDO: Mag sein! Aber sollte ich deshalb der Geometrie und der Mathematik ganz entsagen?
GASPARDO VISCONTI: Ihr hättet allen Grund, Euch eifriger der Dichtkunst zuzuwenden und auch die Zahl der Lieder zu vermehren, die Ihr geschaffen! Und denkt doch auch wieder ein wenig an die Baßlaute, die Ihr ja selbst gebaut!
LIONARDO: Ich werde wieder nach ihr greifen und ihren Klang verbessern. Die Musik steckt in den Kinderschuhen, und die Entwicklung liegt noch vor ihr. Aber jetzt ist es mir um andere Dinge zu tun.
ACHILLINI: Um das Lehrbuch der Optik?
LIONARDO: Auch darum nicht.
BERNARDINO LUINI: Dann also um die Anatomie? Die bietet wenigstens der Malerei noch einige Ausbeute.
LIONARDO: Die Anatomie ist eine wundervolle Wissenschaft... Nein, was mich jetzt bekümmert, ist, daß man in Florenz meinen Bauplan des Kanals von Pisa abgelehnt hat. Die Verwirklichung dieses Planes hätte so unendlichen Segen stiften können! Da leider doch nichts daraus werden sollte, bin ich hierher geeilt, um Euch einen anderen Vorschlag zu machen. Vielleicht lasset Ihr Euch von mir bestimmen, den Überschwemmungen, unter denen die Landleute in den Tälern von Chiavenna und Veltlin so viel zu leiden haben, ein Ziel zu setzen. Ich habe das Projekt hier in der Hand.
LUDOVICO: Einem Mann von Eurer Art muß man jede Schaffensfreiheit zugestehen, Meister Lionardo. Was er leistet, wird immer höchsten Lobes würdig sein. Aber leider weiß ich schon jetzt, daß irgendeine Grille Euch locken wird, mich wieder zu verlassen. Alle Fürsten begönnern Euch und rufen Euch zu sich. Lorenzos des Prächtigen heißes Bemühen war es, Euch zu den erleuchteten

Männern zu gesellen, mit denen er sich umgab; sein Tod raffte einen der Mitbewerber hinweg. Auch der Bannerherr Soderini hat Euch nur schweren Herzens ziehen lassen. Galeazzo Bentivoglio macht Euch die verlockendsten Anerbietungen, um Euch an Bologna zu fesseln, und ich weiß sehr wohl, daß der Valentino Euch zu seinem ersten Ingenieur und Architekten ernannt hat. Schließlich werdet Ihr Euch doch verführen lassen.

LIONARDO: Solange ich mich Eurer Gunst erfreue, gnädigster Herr, glaube ich der Versuchung standhalten zu können. Denn Ihr seid ja doch der kunstsinnigste Fürst, den Italien besitzt. Da Ihr selbst ein herrlicher Dichter seid, so ist der Dichter Wesen Euch nicht fremd. Bei Euch ist wohl sein. Euch kann man sich vertrauen, denn Ihr besitzet Verständnis für alles, und die Gaben Eures reichen Geistes sind mir hundertmal wertvoller als die goldenen Huldbeweise der straffsten Börsen. Ich bleibe bei Euch, solange Ihr mich haben wollt.

LUDOVICO: Ach, Freunde! Das Leben wäre wahrlich süß und heiter, wenn es, gleich einem Fluß des Paradieses, zwischen den grünen, fruchtbaren Ufern der Wissenschaft und der Kunst vor unseren Augen dahinzöge! Aber Ihr alle wisset, wie weit dieses erhabene Ideal von der Wirklichkeit entfernt ist, wisset, was die Unglücklichen zu erdulden haben, denen der Himmel eine Krone schenkte. Das Gefühl reiner Freude ist mir fremd; ich durchkoste es nur in den, leider viel zu kurzen, Augenblicken, die ich mit Euch allein verbringe.

LIONARDO: Ein Jammer ists, daß Ihr nicht bestimmt seid, immerdar über unseren Staat zu herrschen. Wir leben in einer Zeit, die Männer an der Völker Spitze ruft. Was aber ist Galeazzo? Schwach an Körper, arm an Verstand – ein Kind, nichts weiter! Ich bitte um Verzeihung, wenn ich zu offen rede! Doch was ich hier sage, sagt ein jeder hinter Eurem Rücken. In Mailand nicht nur, nein, in ganz Italien.

GASPARDO VISCONTI: Das ist die lautere Wahrheit. Welches Unglück für uns, einen so erhabenen Fürsten zu besitzen, und zu wissen, daß er verdammt ist, uns früher oder später den

Gefahren preiszugeben, die Charakterschwäche und Torheit mit sich führen!

LUDOVICO: Freunde, Eure Worte betrüben mich. Ich liebe meinen Neffen Galeazzo. Auch seine Gemahlin, die Herzogin Isabella, ist mir wert und teuer; stets bin ich darauf bedacht gewesen, ihnen zu dienen. Und doch entgehts mir nicht, daß mein Mündel nicht aus dem besten Holz geschnitten. Gott bewahre uns vor dem Unglück, das der beschränkte Geist des armen jungen Mannes über unser Haus heraufbeschwören könnte!

ANTONIO CORNAZANO: Ich habe dem edelkühnen Bartolommeo Colleoni lange gedient, gnädigster Herr, und viele Staatswesen habe ich sich bilden und zerfallen gesehen. Wenn mich die Zeichen der Zeit nicht trügen, bedarf das Herzogtum mehr als je eines starken Herzens und einer festen Hand.

LUDOVICO: Ihr urteilt richtig, Herr Antonio. An Eurer Sprache erkenne ich den erfahrenen Kriegsmann wie den geschickten Diplomaten und feinsinnigen Gelehrten. Offen will ich mit Euch über die wichtigen Fragen sprechen, Freunde, die uns beschäftigen. Geheimnisse gibt es hier nicht mehr zu hüten!

LIONARDO: Und doch seid Ihr im Begriff, uns eines zu entschleiern, gnädigster Herr, das mir wichtiger dünkt als alle anderen. – Offenbart uns, wie die großen, unerschrockenen Geister der Staaten Schicksal auffassen und wie sie es zu leiten gedenken.

LUDOVICO: So höre mich an, Philosoph, dem die Regungen der Menschenseele so bedeutungsvoll erscheinen! Blicke auf mich, Maler, wenn du einen entschlossenen Mann betrachten willst!... Ihr wisset, daß kaum zwei Jahre verstrichen sind, seit Papst Alexander VI. die Tiara sich aufs Haupt gesetzt. Der, den man Kardinal Roderigo Borgia nannte, ist der Herr der Kirche geworden. Ihr senket alle den Kopf mit sorgenschwerer Miene? Ich begreife es. Doch ich kenne den Papst, kenne ihn von Grund auf und sage euch folgendes: Er ist ein Mann, dem Weisheit, Klugheit und überlegene Vernunft eigen sind. Seine Beredsamkeit ist, wo es geboten scheint, nicht minder sieghaft als seine Kunst, die Geister zu bezwingen und zu bändigen. An uner-

schütterlicher Beharrlichkeit gleicht er einem Gott; und diese Waffe, die in jedes Gegners Hand die stärkste ist, verbürgt ihm bei jedem Zusammentreffen den Erfolg. So ist der Mann beschaffen, mit dem das Weltall rechnen muß. Wir alle wissen, daß er im Kampfe um die Herrschaft nicht Glauben kennt und nicht Gesetz, und daß die Religion ihm just so wenig gilt wie die Gewissenszweifel und das Mitleid. Nur ein Interesse gibt es für ihn auf Erden: das seines Hauses Borgia, dessen Erben seine Kinder sind. Er ist ein wundersamer Mann. Bisher ist er noch stets ans Ziel gelangt, obwohl man jede seiner Schwächen kennt. Darum haben auch alle einsichtigen Politiker des heiligen Kollegs, wenn sie die Größe der Gefahr erkannten, das einzige Rettungsmittel ergriffen, das ihnen blieb: sie sind geflohen. Giuliano della Rovere lebt in seiner Bischofsstadt Ostia, beschirmt von Festungswällen und Soldaten. Giovanni Colonna glaubt sich nur auf Sizilien sicher. Giovanni von Medici ist in Florenz. Ich selbst fürchte, ich gestehe es offen, diesen Mann ebensosehr wie die Kardinäle. Ich weiß, daß seines Sohnes, des Valentino, Absicht ist, uns zu vernichten und uns Mailand zu nehmen. Ich weiß, daß diese Männer sich den Aragonesen, meinen Feinden, verbündet haben, daß Piero de' Medici bei seinen Florentinern gegen mich Stimmung macht, und daß ich von Venedig nichts anderes zu erhoffen habe, als in Stücke gerissen zu werden, wenn ich mich schwach zeigte. Nachdem ich meine Lage recht erkannt, schiens mir vor allem geboten, zu ermitteln, wo ich meine gefährlichsten Feinde zu suchen habe. Ein Zweifel ist nicht möglich: es sind die Aragonesen und die Florentiner. Sie werden eines schönen Tages mit voll aufgebotener Streitmacht über mich herfallen. Da ich hierüber bald im klaren war, hielt ichs für ratsam, Florenz und Arago nicht mehr aus dem Auge zu lassen. Ich tats und lernte wieder an die Richtigkeit des alten Satzes glauben, daß kein Verhängnis so verzweifelt ist, wie es zu sein scheint, und daß dem schlimmsten Gifte eine Heilkraft innewohnt, die zutage tritt, wenn man versteht, sie aus dem Gift zu lösen. Ich habe nämlich gesehen, daß Alexander VI., in seinem Verhältnis zu Ferdinand von Neapel

und den Medici, in derselben Lage war wie ich, und habe darum meinen Bruder, den Kardinal Ascanio Sforza, zum obersten Kirchenfürsten entsandt, um ein Bündnis mit ihm zu schließen. Gleichzeitig bin ich den Venezianern nahegetreten, die dem Hause Arago ebenfalls nicht sonderlich hold sind. Und auf diese Weise habe ich die Mittel in die Hand bekommen, Venedig gegen Florenz und den Papst gegen Arago auszuspielen. Im Grunde ist das natürlich ein künstlicher Bau, nicht für die Ewigkeit berechnet; ein Haus aus Kartenblättern, das leicht zusammenstürzen oder Feuer fangen kann. Diese Einsicht und die unbedingte Notwendigkeit, vor meinen Verbündeten ängstlich auf der Hut zu sein, hießen mich den König von Frankreich anrufen. Ich hatte ihm vorgestellt, daß er, als Erbe des Hauses Anjou, Anspruch auf Neapel erheben müsse. Das will er und hat überdies noch den Plan gefaßt, Alexander zu entthronen und ihn der Papstkrone für unwürdig zu erklären. Diese Konstellation läßt mich hoffen, daß er sich, im Augenblick wenigstens, nicht mit ihm verständigen wird. Karl VIII. hat die Alpen überschritten und zieht gegen Florenz; auf Mittel, ihn heimzuschicken, wird man später sinnen müssen. Jetzt will ich nur eure Meinung hören, ob ihr meinen Neffen, den armen Galeazzo, für den Mann haltet, ein so feines und doch so unumgängliches Intrigenspiel zu erfassen und durchzuführen.

LIONARDO: Keineswegs! Aber welche machtvolle Schöpfung aus den heiligsten Tiefen des Geistes Gottes stellt doch der Genius eines Mannes dar, wie Ihr es seid, gnädigster Herr!

GASPARDO VISCONTI: Herr Ludovico ist so geschaffen, eine Krone zu tragen, daß, ohne Zweifel, sich die Krone einst selbst auf sein Haupt senken wird.

*Ein Edelmann vom Dienst.*

DER EDELMANN: Hoher Herr, ich komme im Galopp von Rom. Jede Minute war mir zugezählt. Hier die Depesche, die mein hochwürdiger Herr, der Kardinal Ascanio, mir für Euch übergeben hat.

LUDOVICO: Laß sehen, was mein Bruder schreibt!

*Er geht an ein Fenster, liest die Depesche und kommt lächelnd zurück.*
Da Ihr so darauf brennt, immer Neues zu lernen, Meister Lionardo, so vernehmet folgendes: Mein Bundesgenosse, der Heilige Vater, hat sich soeben mit den Aragonesen geeinigt. Seinem dreizehnjährigen Sohne Goffredo Borgia gibt man die siebzehnjährige Donna Sancia von Arago zur Gemahlin. Alexander ist zufrieden. Er ists mit vollem Recht.
LIONARDO: Eine Verschiebung der Dinge, an die Ihr nicht dachtet, gnädigster Herr?
LUDOVICO: O doch! Ich hatte meinen Bauern gezogen, ehe der Papst ans Spiel kam. Die Franzosen marschieren gegen Florenz, und wir alle, die wir hier beisammen sind, wollen uns aufs Pferd schwingen und nach Chiari vor den König reiten. Ich verlasse euch, da ich Frau Beatrice, meine Gattin, und alle die schönen Damen, die uns begleiten, um Eile bitten möchte. Die Franzosen lieben derlei Begegnungen und die Spiele, die ihnen folgen. Legt Seide an und Sammet, ihr Herren, laßt meine Rosse satteln und rüstet euch zur Fahrt zu Karl VIII!
ACHILLINI: Welch hohe Ehre!

## Florenz

*Der Hof des Häuschens Luigis de' Buonarroti. In einer Ecke steht ein offener Bretterschuppen, in dem Michelangelo an einer etwa sieben Meter hohen Herkulesfigur arbeitet. Auf einem umgestürzten Trog sitzt sein Vater Luigi mit verschränkten Armen und sorgenschwerer Miene.*
LUIGI: Zweiundzwanzig Jahre bist du nun alt. Ich meine, in dem Alter könntest du dich schon wie ein Mann betragen. Aber du bist und bleibst ein Nichtsnutz.
MICHELANGELO: Ich arbeite, soviel ich kann, und verdiene wahrlich keinen Vorwurf.
LUIGI: Was ich vorausgesehen, ist seit Lorenzos des Prächtigen Tode eingetroffen. Du hast keine Einkünfte ... Was? Weinen willst du auch noch?

MICHELANGELO *(trocknet sich die Tränen):* Ich kann meines Wohltäters, dem ich alles verdanke, nur mit Wehmut gedenken.
LUIGI: Hätte dir dieser Mann nicht den Kopf verdreht, so würdest du mir gehorcht haben. Dir wäre wohler! Statt dich unter Künstlern und Faulpelzen herumzudrücken und dich und dein edles Geschlecht durch ein Maurerhandwerk zu entehren, wärest du heute ein Seidenhändler. Dann bliebe es mir wenigstens erspart, dich ewig mit schmierigen Händen und bestaubt wie ein Mehlsack herumlaufen zu sehen.
MICHELANGELO: Als mein seliger Herr die Güte hatte, mich mit Francesco Granacci in die Werkstatt seiner Gärten von San Marco aufzunehmen, setzte er mir monatlich fünf Dukaten aus und zahlte mir hohe Preise für meine Arbeiten. Und übrigens verdankt Ihr Euer Amt bei der Zollbehörde, das Euch und Eure Familie ernährt, nur meiner Fürsprache.
LUIGI: Abgesehen von allem anderen, hat dir dein Kamerad Torrigiani, in seinem Eifer, dir die Hand zu üben, das Gesicht hübsch zugerichtet. Das scheinst du zu vergessen! Ist das der höchste Gewinn, den dir Lorenzos des Prächtigen Gunst eingetragen, so kannst du mir leid tun!
MICHELANGELO: Wohl oder übel bin ich, was ich bin. Ihr tragt Euch doch hoffentlich nicht mehr mit dem Gedanken, mich bei einem Seidenweber in die Lehre zu geben?
LUIGI: Sicherlich wäre es das beste für dich. Daß die Medici Bilder und Skulpturen nicht mehr bei dir bestellen werden, steht fest. Herr Piero wandelt nicht in den Bahnen seines Vorfahren. Was also soll aus dir werden?
MICHELANGELO: Herr Piero behandelt mich nicht schlecht. Erst gestern abend hat er mich um mein Urteil über einen alten Karneol gebeten, den er erwerben wollte.
LUIGI: Und hat dich auch geheißen, von Schnee ein Bildwerk zu errichten. Eine herrliche Beschäftigung! In der Tat, höchst ehrenvoll! Dieser Mann behandelt dich wie einen Possenreißer. Bei der ersten Gelegenheit wird er dich dem Übelwollen jener Farbenkleckser preisgeben, unter denen du dein Leben hinbringst.

Ich wiederhole dir, daß ich deine innige Freundschaft mit Francesco Granacci nicht gern sehe. Er ist ein Taugenichts. Noch mehr aber betrübt mich dein Umgang mit dem jungen Niccolo Machiavelli. Ich leugne nicht, daß er von guter Herkunft ist. Doch man redet ihm Sittenlosigkeit nach. Daran wird wohl was Wahres sein! Denn er hat sich in einem Alter, in dem er sich erst mal eine Stellung hätte erringen müssen, mit der Marietta verheiratet. Kann er sich denn um nichts Besseres kümmern als um die alten Römer? Geld hat er auch nicht! Er wird wohl bald versuchen, von dir zu borgen, wenn er es nicht schon getan hat. Sag, hat er es bereits getan?

MICHELANGELO: Ihr wisset doch, daß ich Euch alles gebe.

LUIGI: Kann ich denn ahnen, was du auf die Seite bringst? Doch lassen wir das heikle Thema unerörtert! Machiavelli mißfällt mir; ich glaube, er bemüht sich, Herrn Pieros Autorität zu untergraben ... Nicht, daß das Los der Medici mir sonderlich naheginge! Wir sind ihrer reichlich überdrüssig, und eher, als mans glaubt, wird sie ihr Schicksal wohl ereilen. Auch weiß ich ganz genau, daß der ehrwürdige Bruder Girolamo der Volksregierung günstig gesinnt ist, und Gott verhüte, daß ich mich den Ansichten Bruder Girolamos widersetzte! Aber ich sehe es nicht gern, wenn grüne Jungen, wie dieser Machiavelli, sich um öffentliche Angelegenheiten scheren. Was treibst du eigentlich mit ihm? Worüber sprecht ihr? Er wird dich zu irgendeiner Dummheit verleiten. Laß doch mal hören, was ihr ausheckt, wenn ihr zusammen durch die Straßen geht.

*Michelangelo legt die Bossierhölzer auf den Bock und setzt sich, den Kopf in die Hände gestützt, auf eine Bank.*

Was ist dir? Bist du krank?

MICHELANGELO: Mich schmerzt mein Kopf.

LUIGI: Der Müßiggang zwickt dir die Glieder. Tätest du nützliche Arbeit, so würdest du dich wohler fühlen.

*Niccolo Machiavelli tritt herein.*

MACHIAVELLI: Ergebenster Diener, Messire Luigi. Guten Tag, Michelangelo.

LUIGI: Ich muß mich schleunigst empfehlen. Ich habe zu tun. Vergiß nicht, Michelangelo, daß deine Arbeit keinen Aufschub duldet! Zum Schwatzen ist jetzt nicht die Zeit! Gott befohlen, Messire Niccolo! *(Geht ab.)*

MACHIAVELLI: Ach, laß mich dir in aller Hast etwas erzählen! ... Meine Seele vermag die Freude kaum zu fassen ... Die Franzosen sind in einigen Tagen vor unseren Toren.

MICHELANGELO: Als Freunde oder Feinde?

MACHIAVELLI: Das weiß man nicht. Man unterhandelt. Und wenn sie nicht zu gutem Ende kommen, so werden wir das Vaterland wie Männer schützen. Doch das ist noch nicht alles! Piero de' Medici begeht eine Dummheit nach der anderen. Bruder Girolamo hat es eingesehen und sich der Volkspartei angeschlossen. Die Ankunft der Franzosen wird also den Sturz des erlauchten Hauses herbeiführen, dessen Hochmut unserer Freiheit im Wege steht.

MICHELANGELO: Da ich dem Vater alles zu verdanken habe, will ich nicht zu den Feinden seiner Kinder zählen.

MACHIAVELLI: Dein Gemüt in Ehren, aber wolle bedenken, daß des Vaterlandes Interessen höher stehen als deine eigenen. Alles ist in Aufruhr. Es wallt und brodelt wie in einem Hexenkessel. Jeder einzelne gerät in wilde Erregung. Welcher herrliche Augenblick, Michelangelo! Freiheit, Ordnung und ein weises Regiment: Dinge, die ich bisher nur aus der toten Schrift uralter Bücher kannte und aus meiner Träume Phantasien, sie alle werde ich erstehen sehen! Wer wert ist in Florenz, ein Mann zu heißen, ist auf unserer Seite: Soderini, Valori, Vespuccio, Marsilius und Ficinus, Gelehrte, Künstler – alle, die großer Gedanken fähig sind und der Menschheit Bestes wollen!

MICHELANGELO: Ich gehöre nicht zu den euren. Ich will von euch nichts wissen! Ich bin der Schützling der Medici, und es mißfällt mir, daß Bruder Girolamo sich in die Politik einmischt, statt uns, wie bisher, die Tugend zu verkünden.

MACHIAVELLI: Er tuts mit Recht! Wer es vermag, soll handeln! Das allein ist eines Mannes würdig.

MICHELANGELO: Komm mit in mein Zimmer. Ich will mich ankleiden und mein Bündel schnüren.
MACHIAVELLI: Wo willst du hin?
MICHELANGELO: Nach Bologna, zum Herrn Galeazzo Bentivoglio. Und wenn es mir in Bologna nicht gefällt, gehe ich nach Venedig. Ich bleibe nicht in diesem Tumult; ich könnte einfach nicht arbeiten. Aber ich habe noch andere Gründe. Ich ertrage nicht länger ... doch genug, komm! Begleite mich bis an das Stadttor.
MACHIAVELLI: Vorher werde ich dir beweisen, daß du unrecht hast. Hör zu!
MICHELANGELO: Rede, was du magst. Mein Entschluß steht fest!

*Er geht ins Haus.*

## Piacenza

*Der Palast, in dem König Karl VIII. sein Standquartier aufgeschlagen hat. Ein Vorzimmer. Zwei französische Hauptleute.*

ERSTER HAUPTMANN: Bist du's, Kamerad? Laß dich ans Herz drücken!
ZWEITER HAUPTMANN: Gern. Du siehst gut aus. Das nenne ich eine gesunde Farbe, Tod und Teufel!
ERSTER HAUPTMANN: Das Leben, das wir führen, ist auch nicht schlecht. Das weiß der Himmel! Wo kommst denn du her?
ZWEITER HAUPTMANN: Geraden Wegs von Lyon. Ich bringe euch fünfundzwanzig Fähnlein. Billig wars nicht, sie anzuwerben. Prachtkerle sinds!
ERSTER HAUPTMANN: Du findest tausend Gelegenheiten, dich bezahlt zu machen. Weißt du, daß alles ausgezeichnet klappt?
ZWEITER HAUPTMANN: Erzähle, was ihr erlebt habt!
ERSTER HAUPTMANN: Hörst du denn nicht? Alles klappt famos! Mit offenen Armen hat man uns in Turin empfangen; dort haben wir, nach mancherlei Festen, die Diamanten und

anderen Edelsteine der gnädigen Herzogin Bianca – entliehen. Sie war zwar nicht sonderlich erbaut, aber das half ihr wenig. Wir haben den ganzen Kram zu Geld gemacht.
ZWEITER HAUPTMANN: Donner und Doria!
ERSTER HAUPTMANN: Zwölftausend gute Dukaten hatten wir also verdient. In Casale hat die Marquise von Montferrat uns zu Ehren ein Fest gegeben, und sie war dumm genug, ebenfalls ihr Geschmeide mit sich herumzutragen. Dieselbe Sache wie in Turin: wir haben auch sie erleichtert.
ZWEITER HAUPTMANN: Gleichwie im Lande, da Milch und Honig fleußt!
ERSTER HAUPTMANN: Bei meiner Ehre! Übrigens sind wir in Genua gut aufgehoben. Die mailändischen Truppen drücken uns dort die Hände. Die Schweizer haben die Stadt Rapallo zwar etwas gar zu leichtfertig heimgesucht; sie hätten mit Plündern und Morden sparsamer sein können, aber letzten Endes war die Wirkung nicht übel. Herr von Aubigny meldet uns aus der Romagna, daß die Neapolitaner, von bleicher Furcht gepackt, vor ihm davonlaufen. Als wir nach Asti kamen, eilte uns der Herzog Galeazzo mit seiner schönen Frau Isabella entgegen, und ich sage dir unter vier Augen: er hat dem König eine Anzahl Mailänder Damen mitgebracht, die höllisch für unser Vergnügen gesorgt haben.
ZWEITER HAUPTMANN: Mir läuft das Wasser im Munde zusammen. Warum bin ich nur nicht früher gekommen!
ERSTER HAUPTMANN: Unbesorgt, so was bietet sich wieder. Pst! Der König!
*Karl VIII. tritt ein; er ist klein und schwächlich, aber von hoheitsvoller Miene. Die schwere Krankheit, die er sich einige Tage zuvor bei Asti zugezogen, hat ihre Spuren hinterlassen. Er ist bleich und abgemagert. Ihm folgt eine Anzahl von Offizieren, der Edle Philipp von Commines, Herr von Argenton; die Edlen von Bonneval und von Châtillon, beide Günstlinge des Königs; der Arzt Teodoro von Pavia.*
DER KÖNIG: Ihr sagtet, Teodoro, Galeazzo sei soeben verschieden. Und dieser plötzliche Tod bedürfe der Aufklärung?

König Karl VIII. von Frankreich

TEODORO: Ich fürchte, Sire, die Ursache ist allzu klar. Es ist Gift im Spiele.
DER KÖNIG: Ludovico Moro geht zu weit. Was hat er mit der Herzogin Isabella begonnen und mit den Kindern seines Neffen?
TEODORO: Sie befinden sich in einem dunklen, unzugänglichen Verlies.
DER KÖNIG: Das tut mir weh, doch ich habe an Wichtigeres zu denken. Dieser Ludovico wäre imstande, mich selbst zu vergiften, trotz seinen falschen Freundschaftsschwüren. Herr von Urfé warnt mich vor ihm. Ich weiß nicht, warum ich in Italien bleibe. Man rät mir zur Heimkehr, und vielleicht ist dieser Rat gut. Nichts als Verräter gibt es hierzulande.
DER EDLE VON BONNEVAL: Und doch bestürmen uns die Medici, allen voran der Kardinal Giovanni, ihre Sache nicht im Stich zu lassen.
PHILIPP VON COMMINES: Daß die sich keine grauen Haare wachsen lassen, wenn sie den König in eine schlimme Lage bringen, ist sehr begreiflich. Sie denken nur an die Rückkehr in ihre Stadt und an Rache.
CHÂTILLON: Nein, diese Florentiner Schafsköpfe! Lassen sich von einem Schlingel, einer Mönchskutte, Girolamo benamset, kommandieren und ins Bockshorn jagen! Und ihr Fürst: ein Feigling, ein minderwertiges Subjekt, das sich von Gino Capponi und allen Feinden seines Hauses in Schrecken setzen läßt und als einzige Antwort nur das Zittern kennt! Beim bloßen Klange seines Namens kommt mir der Brechreiz an! *(Gelächter.)* Er ist wahrhaftig zu dumm, die Wohltaten zu erkennen, mit denen Euer Königliches Haus ihn überschüttet hat!
DER KÖNIG: Man sagt, mein Ahnherr Karl der Große und die zwölf Pairs haben Florenz errichtet. Ist das wahr?
PHILIPP VON COMMINES: Wenn auch nicht eigentlich errichtet, so doch aus den Trümmern mit aufgebaut.
DER KÖNIG: Folglich sind mir die Florentiner untertan. Sie sind Rebellen, und mein ritterliches Gelübde macht mir zur Pflicht, sie zu bestrafen. Sie sollen meine Strenge fühlen!

PHILIPP VON COMMINES: Besser wäre es, dieses Volk uns günstig zu stimmen, als es uns zu entfremden. Da Eure Hoheit beschlossen hat, über Toskana nach Neapel zu gehen, müssen wir darauf bedacht sein, uns den Rücken frei zu halten.
DER EDLE VON BONNEVAL: Seltsam genug, daß Herr von Argenton immer mit einer Niederlage rechnet!
DER KÖNIG: Ja, das ist wahr! An Engherzigkeit gleicht Ihr meinem Vater, Messire!
PHILIPP VON COMMINES: Er war ein großer, gut beratener Herrscher.
DER EDLE VON CHÂTILLON *(mit erhobener Stimme)*: Der König ist nicht nach Italien gezogen, um den Superklugen zu spielen! Er will der Welt seinen Heldenmut beweisen und sie durch gewaltige Waffentaten in Erstaunen setzen!
DER KÖNIG. Ich wünsche mir keine anderen Vorbilder als Gawein, Lancelot und Reinold von Montauban, deren Taten das Erdenrund mit Bewunderung erfüllten. Mit Gottes Hilfe hoffe ich, es ihnen gleichzutun!
DER EDLE VON CHÂTILLON: Solche Sprache lasse ich mir gefallen! Was frommen Rittertum und Siegerehren, wenn man vor lauter Überlegung und Hin- und Herbesinnen nicht zur Tat kommt? Wenn man den Fuchs im Bau spielt? Wir gehen drauf, Sakrament! Über Köpfe und Leiber! Mit wuchtigen Schwertstreichen, mit gewaltigen Lanzenstößen, damit der weite Weg der Mühe lohne!
DER EDLE VON BONNEVAL: Hiebe und Schlachten, Liebschaften, Feste und Triumph! Wenns das nicht gibt, kehr ich nach Haus zurück.
DER KÖNIG *(lächelt)*: Sie haben recht. Ich bin ganz ihrer Meinung. Steig in die Daunen, Herr Philipp! Du bist alt, und deines Herzens Flamme ist verglommen.

*Das Gemach des Papstes. – Der Papst; Giorgio Bosardi; Burchard, Zeremonienmeister.*

DER PAPST: Meister Burchard, verweile doch ein wenig hinter der Tür und sorge, daß uns niemand störe, mein Freund. Ich habe mit dem Burschen hier zu reden.

BURCHARD: Gern, Heiligster Vater.

*Stellt sich hinter die Türe.*

DER PAPST: Nun höre mich an, Giorgio, alter Esel, und gib dir Mühe, mich zu verstehen. Du wirst noch heutigen Tages nach Konstantinopel aufbrechen und mit aller Klugheit zu Werke gehen.

BOSARDI: Ich verstehe, Heiligster Vater.

DER PAPST: Höre scharf auf meine Worte! Mit keinem hast du zu sprechen als mit dem Großwesir selbst, und zwar streng geheim, so geheim, wie überhaupt nur möglich! Hast du verstanden?

BOSARDI: Jawohl, Heiligster Vater. Ich erfasse die Absicht meines hochheiligen Herrn. Ganz im geheimen werde ich mich vorsichtig dem Großwesir entdecken.

DER PAPST: Und ganz deutlich sprichst du nur mit dem Sultan Bajazet selbst.

BOSARDI: So dachte ich auch, Heiligster Vater.

DER PAPST: Stell dich nicht klüger, als du bist. Ich kenne deine Dummheit nur zu genau. Aber es gibt Umstände, die einen mißtrauisch machen; und die Geistvollsten sind keineswegs die Zuverlässigsten.

BOSARDI: Ja, Heiligster Vater.

DER PAPST: Dem Großwesir sagst du, wenn du nicht vorher den Sultan sprechen kannst, daß ich ihm die herzlichsten Grüße und meinen apostolischen Segen sende.

BOSARDI: Jawohl, Heiligster Vater.

DER PAPST: Du fügst hinzu, daß ich an keinem Tage und zu keiner Stunde des Wohlwollens vergesse, das er mir erwiesen, und daß ich die freundschaftlichsten Gefühle für ihn hege. Dann überreichst du ihm in meinem Namen das schöne Madonnenbild von

Giovanni Bellini, um das er mich durch den Gesandten seines Herrn in Venedig hat bitten lassen.
BOSARDI: Das werde ich tun, Heiligster Vater. Das Bild ist schon nach Ostia an Bord meines Schiffes gebracht; und was die freundschaftlichen Gefühle meines heiligen Herrn anbelangt, so werde ich sie dem Sultan Bajazet und seinem Minister mit überzeugenden Worten schildern.
DER PAPST: Nach dieser Einleitung gehst du zur Hauptsache über. Zunächst erwähnst du, wie groß mein berechtigtes Erstaunen darüber sei, daß ich von der Jahresrente von vierzigtausend Dukaten, die dem Papst Innocenz VIII. Anno 1489 bewilligt worden ist, die beiden fälligen Quartalsraten noch nicht erhalten habe. Du unterlässest nicht, eindringlich darauf hinzuweisen, daß ich dieser Rente mindestens so wert bin wie mein Vorgänger, da ich den Prinzen Zizimi, des Sultans Bruder, sehr scharf überwache und ihn nicht aus meinen Händen lasse.
BOSARDI: Mein hoher, heiliger Gebieter darf ganz beruhigt sein. Ich werde für Zahlung der Jahresrente sorgen.
DER PAPST: Wenn das erledigt ist, beginnst du von dem zügellosen Ehrgeiz des Königs von Frankreich zu sprechen. Du führst aus, daß ihn nur der Gedanke an einen Angriff auf Konstantinopel, wo er sich die byzantinische Kaiserkrone aufs Haupt setzen will, dazu bestimmt, sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen. Zur Stunde ist er noch nicht in Florenz; zu mir wird er erst kommen, wenn es gilt, gegen die Aragonesen ins Feld zu ziehen. Und doch ist sein hochfliegender Plan, den ottomanischen Thron ins Wanken zu bringen, schon kein Geheimnis mehr. Er hat ihn mir ebenso deutlich offenbart wie den Venezianern und dem Herzog von Mailand. Aber mir allein hat er anvertraut, daß er den Prinzen Zizimi entführen werde, um ihn, zur gegebenen Stunde, dem Sultan entgegenzustellen. Dieses Geheimnis verrate ich Bajazet. Lehre ihn den Plan fürchten! Male ihm seine schwerwiegenden Folgen aus! Was mich angeht, so werde ich dem Begehren Karls VIII. nicht nachgeben und ihm Zizimi nicht überantworten, solange mir Widerstand möglich ist. Sollte ich

Papst Alexander VI.

der Übermacht erliegen und meinen Gefangenen ziehen lassen müssen, so liefere ich ihn in einem Zustand aus, der dem Sultan jeden Grund zur Furcht nehmen wird. Versprich ihm das in meinem Namen. Doch, wohlverstanden, unter der Bedingung, daß Bajazet eines solchen Dienstes sich würdig erweist! Diese vertraulichen Mitteilungen kleidest du in eine Form, die mich nicht bloßstellt.

BOSARDI: Es ist nicht schwer, die Verkettung und Tragweite all dieser Umstände anzudeuten, ohne sie beim rechten Namen zu nennen.

DER PAPST: Die Hilfeleistung, die ich von meinem Bundesgenossen erwarte, soll darin bestehen, daß er mir ermöglicht, die Barbaren aus Italien zu vertreiben. Zu diesem Zwecke müßte ich entweder in der Romagna oder in Apulien eine starke türkische Armee zu meiner Verfügung haben, mit deren Unterstützung ich die Franzosen schlagen könnte. Der Sieg käme dem Sultan ebensogut zustatten wie mir. Dies ist dein Auftrag! Hast du ihn erfaßt?

BOSARDI: Vierzigtausend Dukaten Jahresrente und ein türkisches Heer für Italien, Heiligster Vater.

DER PAPST: Und nun, vorwärts! Säume nicht und laß mich unverzüglich gute Nachricht hören! . . . Burchard! He, Burchard!!

BURCHARD: Heiligster Vater?

DER PAPST: Geleite diesen Edelmann in die Geheimkanzlei und sorge, daß ihm sein Beglaubigungsschreiben und mein eigenhändiger Brief an den Sultan übergeben werden. O, könnte ich den Vormarsch dieser französischen Banditen aufhalten, noch ehe sie nach Rom gedrungen sind!

*Ein Kämmerer tritt ein.*

DER KÄMMERER: Ein Abgesandter des Herzogs von Mailand wünscht Euch zu sprechen, Heiligster Vater.

DER PAPST: Was bedeutet das? Aha, ich weiß schon! Es wird der Kleine, sein Getreuer, sein! . . . Tritt näher, mein Freund. Wie geht es Herrn Ludovico? Sein Neffe Galeazzo ist ihm, wie

ich höre, plötzlich unter den Händen gestorben, und Galeazzos Söhnchen ebenfalls?
DER SENDBOTE: So ist es, Heiligster Vater.
DER PAPST: Dein Herr scheint mir vom Unglück hart verfolgt zu sein. Was sagt er dazu?
DER SENDBOTE: Er sagt, daß Eure Heiligkeit ihm das in Angelegenheiten Bruder Girolamos gegebene Wort nicht hält. Ihr schonet diesen Fanatiker, und seine Predigten verstummen nicht. Nicht genug damit, daß die Florentiner leichter zu bewegen wären, der französischen Sache vollends den Rücken zu kehren, wenn dieser Mönch ihnen nicht die Köpfe verdrehte: auch der Norden Italiens ist in Aufruhr. Die Fürsten sind sehr mißvergnügt; die Geistlichkeit ist es noch mehr, da sie Gefahr läuft, ihre Domänen zu verlieren. Savonarola spricht von nichts Geringerem, als den Armen die Kirchengüter, ja, selbst die heiligen Geräte auszuliefern.
DER PAPST: Des Herzogs von Mailand Besorgnis für die Kirche erscheint mir einigermaßen seltsam. Ich werde mich um Savonarola nicht kümmern, solange eine schwerere Last auf meinen Schultern ruht. Warum hat dein Herr, trotz seinem Versprechen, selbst noch nicht die Beziehungen zu den Franzosen abgebrochen? Will er Scherze treiben? Haben auch die Venezianer noch nicht gehandelt, so rüsten sie sich doch dazu. Auch ist ihr Unterpfand in unseren Händen. Sind die Neapolitaner, bin ich da, zu warten, bis es euch endlich belieben wird? Nur die Florentiner und dein Herr können noch zu keinem Entschluß gelangen. Wann wird dieses Zaudern ein Ende haben?
DER SENDBOTE: Zug um Zug! Seid offen gegen Savonarola, und Eure Interessen werden die unseren sein. Dies ist die Botschaft des Herrn Herzog.
DER PAPST: Besprich die Dinge mit Don Cesare. Ich werde mir überlegen, was zu tun ist.

# Vor Florenz

*Ein Hohlweg in der Nähe des französischen Feldlagers. Ein Bauernhaus steht in Flammen. Der Bauer hat sich auf die Erde hingestreckt und weint. Auf einem Stein sitzen die Bogenschützen Jean von Bonneau, vom Terrideschen Korps, und Jacques Lamy; beide sind damit beschäftigt, ihr einfaches Mahl, das aus Brot und Zwiebeln besteht, aus der Faust zu essen. Von Zeit zu Zeit nehmen sie einen Schluck Wein aus der Kürbisflasche.*

JACQUES LAMY *(zum Bauern)*: Wie alt war Euer Weib?

BAUER *(schluchzt)*: An die zweiundzwanzig.

BONNEAU: War es hübsch? . . . Na, hör schon auf zu jammern! Du kommst mir vor wie ein Kalb. Sie haben sie also umgebracht. Was weiter?

BAUER *(ringt die Hände)*: Ach, du mein Gott! Mein Gott!

LAMY: Ja, wir Gascogner sind feste Kerle. Iß einen Bissen . . . Da hast du!

BAUER: Nein . . . nein! . . . Ach, du mein Gott!

BONNEAU: Komm doch zu dir, armer Kerl. Was geschehen ist, ist geschehen. So gehts halt im Kriege. Der Soldat muß auch sein Vergnügen haben!

BAUER: Mein Weib, mein armes Weib!

LAMY: Du tätest besser, das Feuer zu löschen. Die ganze Bude wird dir herunterbrennen!

BAUER: Mir ist alles eins.

BONNEAU: Vieh! Gehen wir weiter. Komm, Jacques! Und du, gehab dich wohl und tröste dich.

LAMY *(zum Bauern)*: Da, mein Junge, ich lasse dir ein Stück Brot und zwei Zwiebeln. Iß sie auf, wenns dein Herz begehrt! Er ist wirklich ein Vieh!

*Der Bauer schluchzt; die Soldaten ziehen ab und singen aus vollem Halse:*

Châtillon, Bourdillon, Bonneval
Han unseren König im Sacke . . .

*Der Platz vor dem Palazzo Medici. – Große Volksmenge, die alle Zeichen heftiger Erregung verrät. Ausrufe, Geschrei, Verwünschungen sind vernehmbar. Vor den Toren des Palastes sind französische und schweizerische Armbrustschützen, Scharfschützen und Pikenträger in Trupps formiert; zwei Kompagnien Meldereiter in feldmäßiger Ausrüstung. Haubitzen rattern durch die Menge und nehmen vorn Aufstellung. An den Fenstern französische Hauptleute und Offiziere in großer Zahl, alle den Helm auf dem Kopfe.*

EIN LASTTRÄGER *(droht den Franzosen mit der Faust)*: Verwünschtes Verbrecherpack!

EIN FLEISCHER: Verfluchte Räuberbande! Mit dem Schlachtmesser werde ich ihnen den Bauch aufschlitzen!

EIN BÜRGER *(steigt auf einen Prellstein)*: Mitbürger, Freunde, glaubt kein Wort von den Berichten über diese elenden Fremdlinge! Sie wären uns wohlgesinnt? Das merkt man! Im Sturm haben sie Sarzana genommen und niedergebrannt. Männer, Frauen und Kinder haben sie umgebracht. Greueltaten hat man erleben müssen!

RUFE VOM PLATZ HER: Nieder mit den Franzosen!

DER BÜRGER *(mit wilden Gesten)*: Piero de' Medici haben wir aus dem Lande gejagt! Er hat sich mit seinen schurkischen Brüdern, dem Kardinal und dem anderen, vereint. Und diese Fremdlinge wollen ihn uns zurückbringen? Ist er nicht ein erbärmlicher Feigling, ein Verräter? Sein Wappenschild, das wir durch den Kot gezerrt haben, sollten wir jetzt wieder blank putzen? Seinen Palast, den wir einem Trümmerhaufen gleichgemacht, ihm wieder aufbauen? Schmach und Schande wärs.

HEFTIGE AUSRUFE: Tod den Medici! Tod den Franzosen!

EIN JUNGER MANN *(ebenfalls auf einen Prellstein springend)*: Ja, Tod ihnen! Elende Barbaren sind sie! Sie haben Pisa in Aufruhr gebracht und uns Belagerung angedroht, und wir haben ihnen dennoch freien Einzug in die Stadt gewährt. Daß König Karl, gleich einem Heiligen, unter einem Baldachin in unsere

Stadt geschritten, wir habens ruhig mitangesehen! Auch, daß sie in Schlachtordnung, wie Triumphatoren die Lanze in der Faust, die Straßen durchzogen, haben wir geduldet. Wir haben sie in Freundschaft aufgenommen und mit Güte behandelt. Der heiligsten Jungfrau Verkündigung hat man in San Felice, da sie's so wünschten, zweimal für sie gefeiert. Und jetzt wollen sie mit uns umspringen, als wenn sie uns zu kommandieren hätten!

DIE VOLKSMENGE: Nein! Dreimal nein! Tod den Franzosen! Zu den Waffen!

*Große Bewegung. Das Volk beginnt sich zu bewaffnen.*

HAUPTMANN TERRIDE *(zu seinem Leutnant)*: Bleibt an der Spitze der Kompagnie und laßt die Leute die Visiere senken! Ich gehe hinauf, zu melden, was sich hier ereignet.

DER LEUTNANT: Eine Salve auf dieses Pack, nicht wahr, Herr Hauptmann?

HAUPTMANN TERRIDE: Ja, doch wartet auf den Befehl! Nichts überstürzen!

*Er steigt vom Pferd und geht in den Palast.*

## Ein Saal im Palazzo Medici

*Der König. Philipp von Savoyen, Graf von Bresse; die Edelleute von Piennes, Bourdillon, Bonneval und Argenton; viele Offiziere; Gino Capponi und drei florentinische Kommissare.*

DER KÖNIG *(stampft mit dem Fuße auf)*: Ich bin hier Herr! Ich verlange Gehorsam!

GINO CAPPONI: Vielleicht geruhen Eure Hoheit, uns Ihre Wünsche zu wiederholen. Wir werden der Signoria sofort Bericht erstatten.

DER KÖNIG: Gut, aber höret wohl auf meine Worte. Zum drittenmal sage ich es nicht. Und wenn ihr widerspenstig seid, habt ihrs zu büßen!

DER EDLE VON PIENNES: Wohl gesprochen!

DER KÖNIG: Ich wünsche, daß ihr euren Fürsten, den Herrn Piero de' Medici, wieder aufnehmet.

*Beifallsäußerungen bei den Franzosen.*

CAPPONI: Ich höre.

DER KÖNIG: Nehmt ihr ihn wieder auf?

CAPPONI: Ich höre und werde antworten, sobald wir wissen, um was es sich handelt.

DER KÖNIG: Ihr scheint mir nicht entschlossen, euch zu fügen!

CAPPONI: Das wird die Zukunft lehren. Zunächst hören wir Eure Hoheit, um zu erfahren, was Ihr Begehr.

DER KÖNIG: Ich sagte bereits, daß mein erster Wunsch die Wiedereinsetzung Herrn Pieros ist; zweitens will ich, daß künftighin die Signoria von mir gewählt werde.

CAPPONI: Das also sind Eure Wünsche?

DER KÖNIG: Ja!

CAPPONI: Wir erfüllen diese Wünsche nicht.

DER KÖNIG: Ihr billigt sie also nicht?

CAPPONI: Nein, wir billigen sie nicht!

DER KÖNIG: Bei Gott, ich finde Euch nicht wenig kühn!

CAPPONI: Der Augenblick erheischt, daß ich es bin.

DER KÖNIG *(zu einem seiner Offiziere)*: Gebt mir den Vertrag, daß ihn die Herren auf der Stelle unterzeichnen! Bitte sehr, ihr Herren, setzt euch an diesen Tisch; hier ist Tinte, da sind Federn. Spielt nicht die Spröden, meine Geduld geht bald zu Ende! Unterzeichnet, bitte! Unterzeichnet! Unterzeichnet!!

CAPPONI *(reißt dem Offizier den Vertrag aus der Hand und zerfetzt ihn in vier Teile)*: So ist der Florentiner Art, der Tyrannei zu dienen!

DER KÖNIG *(außer sich)*: Laßt die Trompeten blasen!

CAPPONI: Laßt die Glocken läuten!

*Geht mit seinen Kollegen ab.*

HAUPTMANN TERRIDE *(stürzt herein)*: Befehle, Sire! Ungeheure Menschenmengen füllen den Platz; jede Minute droht ein Angriff. Eure Schweizer, die sich des Borgo d'Ogni Santi

bemächtigen wollten, sind zurückgeschlagen und übel zugerichtet worden. Was befehlt Ihr zu tun?

DER KÖNIG: Rufet Capponi schleunigst zurück!

*Der König geht, sichtlich erregt, im Saal auf und nieder. Bourdillon flüstert ihm leise etwas zu, dann herrscht tiefes Schweigen, das nur unterbrochen wird von vielstimmigem Geschrei und Ausrufen, die von unten heraufdringen.*

*Die florentinischen Abgesandten erscheinen.*

DER KÖNIG *(ergreift Capponi bei der Hand)*: Welch bösen Streich spielst du uns hier, mein garstiger Kapaun!

CAPPONI: Ich bin Eurer Hoheit Diener und zu jedem Dienst in guter Sache bereit.

DER KÖNIG: Mein Diener?

CAPPONI: Euer Hoheit getreuester Diener!

DER KÖNIG: Mag sein, ich will es glauben. Da du meine Vorschläge, die dein Bestes wollten, zurückweisest, so schlage du vor, was dich recht dünkt!

CAPPONI: Ihr seid ein großer König und edlen, ritterlichen Sinnes. Wir bitten Euch, dem glorreichen Namen Eurer Ahnen den nicht minder glanzvollen Titel „Errichter und Schutzherr der Freiheit Florenzens" hinzuzufügen.

DER KÖNIG: Das werde ich.

CAPPONI: Als Zeichen unserer Dankbarkeit bieten wir Euch hundertzwanzigtausend Gulden in Gold zum Geschenk.

DER KÖNIG: Ich nehme sie an. Und weiter?

CAPPONI: Weiter? Ihr werdet hochherzig genug sein, uns unsere Festungen zurückzugeben. Ihr werdet uns Pisa wiedergeben und bestimmen, daß Piero de' Medici unsere Stadt in einem Umkreise von zweihundert Meilen zu meiden habe.

DER KÖNIG: Gut! Und nun, da wir Freunde sind, werde ich in eurer Mitte bleiben.

CAPPONI: Nein, Sire. Eine Republik vermag den Anblick so vieler waffengerüsteter Fremdlinge in ihren Mauern nicht zu ertragen. Eure Hoheit wird mit Ihren Truppen abziehen und uns in Frieden leben lassen.

DER KÖNIG: Tod und Teufel, Her, Ihr schlagt ja eigenartige Töne an! Bin ich ein Lakai, daß ich dulden müßte, so fortgejagt zu werden? Haltet Ihr mich für einen so erbärmlichen Feigling? Ihr treibt Mißbrauch mit meiner Sanftmut! Ich trage den Degen an der Seite, um ihn zu ziehen, wenn man mich höhnt. Ich werde nicht von hinnen gehen, sondern hierbleiben, bei meiner Seele, solange es mir gefällt. Versteht Ihr mich recht? Und sollte ich den Staub der Trümmer atmen, in die meine Kanonen Eure Stadt verwandeln werden! Dachtet Ihr vielleicht . . .? Wer ist dieser Mönch?

*Savonarola tritt herein.*

CAPPONI: Es ist der Bruder Girolamo, Sire.

DER KÖNIG: Wir bedürfen seiner Kutte nicht. Ich kenne dich, Bruder; du bist ein Heuchler, ein Narr, ein Aufrührer! Hinaus mit dir oder . . .

BRUDER GIROLAMO: Solange Gott, mein Herr, seine Rechte schützend über mich hält, könnt Ihr mir kein Leids antun. Ihr wollt nicht abziehen, höre ich. Tragt Ihr Begehr, diese unglückliche Stadt unter den Hufen Eurer Rosse zu zerstampfen? Ich aber sage Euch . . .

DER KÖNIG: Bringt ihn hinaus!

CAPPONI: Hüten Sie sich, Sire! Zorn und Empörung branden in Florenz. Das ganze Land liebt Bruder Girolamo und fühlt die Schmach, die ihn trifft, mit. Glauben Sie mir, Sire, glauben Sie mir! Höret ihn an, statt ihn zu beschimpfen, sonst wird die Wut selbst Steine lebend machen! Ihr wisset nicht, was ein rasendes Volk vermag!

DER KÖNIG: Was willst du, Mönch?

SAVONAROLA: Ich will, daß Ihr Euch wieder auf Euch selbst besinnt. In Florenz habt Ihr nichts zu suchen. Neapel braucht Ihr, Neapel, das weite Meer und die Kaiserkrone, die Euch die Vorsehung bestimmt hat. Die Türken bringt zu Fall, die Heiden vernichtet und erringt Euch den erlauchten Namen des Herrschers über die ganze Christenheit. Nicht über das winzige Florenz! Gebt nicht um kleinlicher Kränkung willen den Platz verloren, Herr,

auf den Gott Euch stellen wird! Schlagt nicht den Ruhmeslorbeer aus, der ausersehen ist, Euer Haupt zu schmücken! Folget der Stimme Eures beispiellos glücklichen Schicksals! Nehmt einem armen, kleinen Lande, das Euch liebt, nicht seine Freiheit! Tut nicht wie David: raubt einem Unglücklichen nicht sein mageres Lamm, da unermeßliche Herden wohlgenährten Viehs Euch zugehören! Hütet Euch davor! Ihr sollt mit machtvoller Hand die allumfassende Kirche umgestalten. Wendet Euch also ab von nichtigen Dingen, um Zeit zu finden für die großen Fragen. Treibts nicht so, daß Gott Euch verläßt, wie er einstens Saul verlassen hat!

DER KÖNIG: Der Mann redet, als wenn er seiner Sache sicher wäre. Bist du's gewiß, daß ich Kaiser des Morgenlandes sein werde?

SAVONAROLA: Wer hat vor vier Jahren geweissagt, daß Ihr über uns kommen und unwiderstehlich sein würdet? Wer hat der Aragonesen Niederlage und Euren Einzug in Rom verkündet?

DER KÖNIG: Ja, ich werde in Rom einziehen. Du sprichst die Wahrheit!

SAVONAROLA: Säumt denn nicht länger, Sire, und verliert keine Zeit!

*Ein Offizier erscheint.*

DER OFFIZIER: Wenn die Obrigkeit von Florenz sich nicht auf der Stelle ins Mittel legt, werden wir hier im Palast eingeschlossen werden. Straßen und Plätze wimmeln von bewaffneten Bürgern in höchster Wut.

CAPPONI: Des Königs Entscheidung gibt den Ausschlag. *(Zu seinen Kollegen)*: Wenn er will, können wir ein entsetzliches Verhängnis verhüten.

BOURDILLON: Ich glaube, Sire, es wäre ratsam, nachzugeben. Wir haben hier in der Stadt wirklich nichts zu suchen. Später werden wir unsere Revanche holen.

DER KÖNIG: Glaubst du?

SAVONAROLA *(flüstert dem König ins Ohr)*: Seid auf der Hut, Sire! Der Engel himmlische Heerscharen ziehen gegen Euch!

DER KÖNIG *(zu Capponi)*: Erfüllt Ihr auch die Bedingungen?
CAPPONI: Noch in dieser Minute erhaltet Ihr das Geld.
DER KÖNIG *(zu seiner Umgebung)*: Aufs Pferd, ihr Herren! Die Liebe zu Florenz läßt uns unsere Pflicht versäumen! Noch heute abend werden wir auf dem Wege gen Neapel sein. Ihr, Herr von Piennes, befehligt den Vortrab. Sorgt, daß die Kundschafter unverzüglich aufbrechen!
DIE FLORENTINER: Es lebe der König!

*An einem Stadttor. – Große Volksmassen.*

EIN BÜRGER: Endlich sieht man von ihnen nur noch die letzten Reihen ihrer Nachzügler. Nun sind sie weg, die verfluchten Franzosen. Hol sie der Teufel! Wenn nicht Bruder Girolamo uns von ihnen befreit hätte, was dann?
EIN SCHNEIDER: Er hat dem König derb die Wahrheit gesagt.
EIN SCHLOSSER: Er hat ihm die Wahrheit gesagt, wie ich euch guten Tag sage. Der arme Tropf hat schön vor Angst geschwitzt.
EIN MAURER: Bruder Girolamo ist Gottes Prophet!
DIE VOLKSMENGE: Wer daran zweifelt, dem soll das Fell vom Leibe gezogen werden! Niedergeschlagen soll der elende Hund werden! Niedergeschlagen! Es lebe Girolamo! Es lebe der Prophet Gottes!

*Ein Lager von sechstausend italienischen Söldnern unweit der venezianischen Grenze. Weite, fruchtbare Ebene mit Bäumen, Weinbergen und Kornfeldern. Dörfer am Horizont. Ein Fluß, an dessen Ufern die Zelte der Soldaten aufgeschlagen sind, zieht sich durch die Landschaft. An der Uferböschung steht eine Bretterbude, mit Laubgewinden geschmückt, in der Getränke feilgehalten werden. Burschen vom Troß, die ihre Pferde zur Schwemme führen, gehen vorüber. Bewaffnete der verschiedensten Gattungen: Bogen- und Armbrustschützen, Pikenträger. Landleute, Bauerndirnen, Freudenmädchen, Bettler. Gruppen*

*gehen auf und nieder, andere stehen an einer Stelle und streiten sich; viele sitzen vor der Schenke und schwatzen, lachen und spielen Würfel oder Karten.*

EIN SCHWERER REITER: Die Liebe soll leben! Ich verlasse Alessandro del Tiaros Kompagnie und melde mich beim Scariotto. Zum Teufel mit meinem Hauptmann! So ein Knicker! Hungers kann man bei ihm sterben.

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Ich kenne ihn. Ich habe unter ihm gedient. Nichts als Schimpfworte hat der Tölpel für seine Soldaten!

EIN TROMPETER: Stimmt! Da lobe ich mir den Battista di Valmontone. Das ist ein wackerer Kondottiere!

EIN BAUER *(die Mütze in der Hand)*: Hochedle Herren, ich bin ein armer Mann.

EIN PIKENTRÄGER: Lieber wäre mirs, du wärest ein reicher Mann und setztest zwei gute Dukaten gegen mich im Würfelspiel.

DER BAUER: Verzeiht mir, hochedler Herr Pikenier, ich schwöre es Euch bei der Madonna und ihrem heiligen Kinde. Ich bin ein ganz, ganz armer Mann und befinde mich in einer unsagbar traurigen Notlage. Dazu habe ich eben noch meine letzte Kuh verloren. Zwei hochachtbare leichte Reiter haben sie mir fortgenommen.

EIN TROMMLER: Ich kenne diesen Burschen. Er zieht von einem Lager ins andere und hat immer seine letzte Kuh verloren. Das ist sein Gewerbe.

DER SCHWERE REITER: Wieviel bringt dir das im Monat ein?

*Der Bauer setzt seine Mütze wieder auf und entfernt sich.*

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Man meint immer, der Soldat bestehle den Bürger. Aber ich sage euch, daß zu guter Letzt der Soldat stets der Bestohlene ist. Denkt nur an die Herbergen mit ihrem verdorbenen Kram, an Spelunken und Freudenhäuser und an die ewigen Klagen und Beschwerden, denen wir ausgesetzt sind. Ist es nicht so, daß die Bürger den armen Soldaten ihr letztes Hemd ausziehen und sie kalten Herzens auf einem Strohsack verrecken lassen?

EIN TROMPETER: Du hast ganz recht! – Aber was kommt denn da des Wegs? Seht euch den an: in Sammet, Seide und Schleifenschuhen, die Feder am Hut, die Nase in der Luft, die Faust auf der Hüfte, krumm wie ein Fiedelbogen? Was für ein Wichtigtuer, heiliger Himmel! Und das hat drei Härchen unter der Nase und höchstens achtzehn Jährlein auf dem Buckel!
DER FREMDE JUNGE MANN: Herren Soldaten, ich grüße euch und brenne darauf, eure Bekanntschaft zu machen.
DER SCHWERE REITER: Wir werden mit Freuden die Eure machen, wenn Ihr uns sagt, von wannen Ihr kommt.
DER FREMDE JUNGE MANN: Ich habe nichts zu verheimlichen. Ich bin ein Ordelaffo von Forli, Vetter des Herrn Antonio und demgemäß Edelmann, wessen die meisten von euch sich kaum rühmen dürften. Nach Erfolgen dürstend und vom edelsten Ehrgeiz beseelt, komme ich, bei den Scharen meines Verwandten Dienst zu nehmen, und bitte um eure Freundschaft.
DER ARMBRUSTSCHÜTZE: Hätte ich Euer prächtiges Wams auf dem Leibe, ich würde Krämer oder Priester. Sicherlich würde ich aber nicht aus freien Stücken Hellebarde, Hunger und Durst, Hitze und Kälte und schlaflose Nächte zu Liebsten mir erküren.
DER FREMDE JUNGE MANN: Lieber Freund, Ihr seid gewiß eines Tagelöhners Sohn, und die Niedrigkeit Eurer Neigungen ist mir begreiflich. Ich dagegen stamme vom Geschlecht der Falken und liebe Sturm, Tumult und Feldgeschrei. Ich fürchte nicht Regen noch Blitz, und da die Sforzas und viele andere gefürstet worden sind, so sehe ich nicht ein, warum mir nicht ein Gleiches widerfahren sollte.
DER PIKENIER: Verflucht, ist das ein Kerl! Hast du eine Dublone in der Tasche? Oder eine Zechine? Oder sonst was Blankes? Machen wir ein Spielchen! Dann bringe ich dich zu Don Agostino da Campo-Fregoso, der mehr gilt als dein Vetter.
DER FREMDE JUNGE MANN: Was fällt dir ein, alter Narr? Fünfzig deutsche Gulden hab ich im Beutel. Die setz ich dreimal im Bassettspiel. Willst du?

DER TROMMLER: Du bist wirklich ein tüchtiger Kerl. Karten her, Karten!
EIN MÄDCHEN *(zu seiner Begleiterin):* Sie wollen das Täubchen rupfen. Tut nichts. Wir werden uns trotzdem an ihn ranmachen und ihm morgen seinen Sold verjubeln helfen.
DAS ANDERE MÄDCHEN: Nimm dich vor ihm in acht. Er hat einen bösen Blick und eine lose Hand. Das Messer sitzt ihm gewiß locker in der Scheide!

*Am Saum des Feldlagers, inmitten eines schönen Gartens mit Blumen und Zypressen, ein kleiner Palast neuesten Stiles mit reicher Bildhauerarbeit, Arkaden, Doppelsäulen, Statuen, flachem Dach und einer Loggia, die Satyrfiguren von Terrakotta tragen. – Ein vornehm gemalter und ausgestatteter Saal: mit Elfenbein und Perlmutter eingelegte Truhen; geschnitzte Ebenholzschränke; venezianische Spiegel und üppige Diwane. – Vor einem Fenster, im hellsten Lichte, ein Bild auf einer Staffelei. – Herr Deïphobus von Anguillara, Oberbefehlshaber der Freibeutertruppen; Hauptmann Don Sigismondo de Brandolino; der neapolitanische Dichter Cariteo.*

ANGUILLARA: Laßt mich doch Euer Urteil über dieses Bild hören, Herr Cariteo! Ihr seid ja so erfahren in allen Fragen der Kunst.
CARITEO: Ein Barbarelli, wenn ich mich nicht irre?
ANGUILLARA: Richtig geraten. Es ist ein Giorgione und, meiner Seel, der besten einer! Doch ich will Euch nicht beeinflussen. Sagt Eure Meinung frei heraus!
CARITEO: Das Bild ist herrlich!
ANGUILLARA: Es freut mich, daß Ihr so denkt. Das Prachtstück ist just hier eingetroffen; ich habe es eben erst auspacken lassen.
CARITEO: Wundervoll! Ganz wundervoll! Der höchste Farbenzauber, den man sich nur wünschen kann. Dabei leichte Anklänge an Lionardo da Vincis Malweise, die sehr reizvoll wirken. Und doch, trotz allem, welche Eigenart, welche Kühnheit,

welches Temperament! Giorgione ist ein ganzer Mann und eine der Zierden des Jahrhunderts!
HAUPTMANN BRANDOLINO: Ich ziehe die Florentiner den Venezianern vor. Sie zeichnen bedeutend sicherer, und ihre Farbengebung hat etwas Männliches, das mich entzückt.
CARITEO: Glaubt mir, Giorgione und Bellini sind göttliche Wesen! . . . Gestattet mir übrigens die Bemerkung, daß der Künstler auf Herrn Deïphobus' Wunsch die unvergleichliche Schönheit dieser Juno nicht nach himmlischem Muster geschaffen. Das Modell war irdischer Natur!
ANGUILLARA *(lächelt):* Ihr seid indiskret, und Damen haben für diese Untugend bekanntlich nicht das geringste Verständnis! Doch Scherz beiseite: habt Ihr sie erkannt?
CARITEO: Ganz gewiß. Obgleich das Genie des Malers von der Schönheit des Modells verdunkelt wird.
ANGUILLARA: Ja, das Modell ist nicht übel.
HAUPTMANN BRANDOLINO: Herr Deïphobus hat Glück in allen Dingen.
HAUPTMANN BARTOLOMMEO FALCIERA *(auf der Schwelle):* Kann ich den Herrn sprechen?
ANGUILLARA: Was wünscht Ihr? Meine Zeit ist knapp, Kapitän, aber kommt trotzdem näher. Also, was gibts?
FALCIERA: Einer meiner besten Reiter ist auf die Anklage elenden Bauernpacks vor die Profose gekommen, und man sagt, Ihr hättet den Befehl gegeben, ihn aufzuknüpfen.
ANGUILLARA: Ich kenne den Fall. Euer Reiter muß hängen. Es tut mir leid um Euretwillen, aber er muß hängen.
FALCIERA: Bedenkt doch den Schaden, Herr, den Ihr mir damit antut! Seit vier Jahren arbeite ich an der Ausbildung dieses Menschen und bestreite seinen ganzen Unterhalt. Er ist ein strammer, waffengeübter Bursche geworden. Natürlich habe ich ihm auch bares Geld geliehen. Er schuldet mir nicht weniger als fünfzehn Dukaten, und die soll ich jetzt einbüßen!
ANGUILLARA: Das ist, ich gebs Euch zu, sehr schmerzlich; aber ich dulde nun einmal nicht, daß die Landleute mißhandelt

werden. Wer es doch tut, muß baumeln. So ist es bestimmt, und so wirds gehalten. Euer Schafskopf untersteht sich, einem braven Bauersmann aus unserer Nachbarschaft in aller Gemütsruhe das rechte Bein zu rösten und ihm ebendasselbe für das linke in Aussicht zu stellen, falls er nicht mit seinem Gelde herausrücken würde! *(Gelächter.)* Eine solche Unverfrorenheit habe ich noch nicht erlebt. Sind wir hier vielleicht in Deutschland, Frankreich oder in Neapel? Dann läge die Sache anders: ich könnte aus Rücksicht auf Euch ein Auge zudrücken, und man brauchte sich über die ganze Geschichte nicht zu ärgern. Aber wir leben in Italien, zum Teufel! Und wenn die Freibeuter den Bauern so mitspielen wollten, würden wir bald mit knurrendem Magen herumlaufen. Man würde auf uns Jagd machen, wie auf wilde Bestien. Solche Scherze liebe ich nicht, man lasse sie also beiseite! Wir üben unser Handwerk aus, wie alle anderen. Hauptsache ist, daß wir es mit Anstand betreiben und niemand belästigen. Euer Mann muß hängen, dabei bleibts!

FALCIERA: Ich sitze wahrlich tief genug im Unglück. Beim letzten Zusammenstoß mit den Venezianern ist einer meiner schweren Reiter vom Pferde gestürzt und hat dran glauben müssen.

ANGUILLARA: Hat sich etwa gar der Feind erdreistet, ihn zu töten?

FALCIERA: Mein Gott, nein. Die Kameraden von der feindlichen Partei haben uns sogar geholfen, den Leichnam aufzuheben; es waren Leute des Hauptmanns Bentivoglio. Den armen Teufel hatte der Hitzschlag getroffen. Die Rüstung war ihm zu schwer.

ANGUILLARA: Dafür kann niemand. Tröstet Euch, Hauptmann Falciera! Von Zeit zu Zeit muß man einige Schicksalsschläge ruhig erdulden, was Seneka Euch besser klarmachen könnte als ich. Aber setzt Euch doch und nehmt ein Glas Friauler Landwein! Er läßt sich trinken.

FALCIERA *(mit einem Seufzer):* Euer Wohl, hochedler Herr!

*Der venezianische Senator Vincenzo Quirini tritt auf. Er ist vornehm gekleidet: trägt ein rotes, gelb und grün geblümtes Brokat-*

*gewand, eine goldene Kette um den Hals und in der Hand ein schwarzes Sammetbarett mit Perlenschnüren; hübsches, stark gebräuntes Gesicht, schwarzes, kurzgeschnittenes Haar, langer, gelockter Bart, Rubinohrringe.*

QUIRINI *(zu Anguillara):* Wie freut es mich, Euch hier zu sehen! Gott schütze Euch, erlauchter Freund! Gestattet, daß ich Euch umarme!

ANGUILLARA *(läuft ihm entgegen und preßt ihn ans Herz):* Wirklich? Seid Ihrs? Nein, welches Glück, Herr Vincenzo, edler, erlauchter Pate!

QUIRINI: Ich begrüße Herrn Cariteo und die glänzende Gesellschaft, in der ich ihn sehe, aufs herzlichste. Um es kurz zu machen – die hochedle Signoria sendet mich zu Euch mit der Frage, ob Ihr Euch wohl in unseren Sold begeben würdet.

ANGUILLARA: Mein Vertrag mit den Aragonesen läuft in einem Monat ab. Wieviel bietet Ihr mir?

QUIRINI: Runde zwölftausend Dukaten im Monat.

ANGUILLARA: Um diesen Preis werden wir nicht einig werden. Jetzt habe ich schon vierzehntausend, und Herr Sforza und die Franzosen machen mir die glänzendsten Anträge. Don Francesco Sanseverino hat sie mir persönlich überbracht. So liegen die Dinge. Wollt Ihr mich, so zahlt mir meinen Preis! Wollt Ihr mich nicht, so will mich ein anderer. Aber setzt Euch doch!

QUIRINI: Himmel, ist das ein entzückendes Bild! . . . Juno umarmt Jupiter. Wundervoll! Sicherlich ein Giorgione! Nur er ist imstande, ein solches Meisterwerk zu schaffen. Aber halt, was sehe ich? Mir scheint, das ist das Porträt der . . . Mein Kompliment, Herr Jupiter! – Ja, also, wenn Ihr der Unsere werden wolltet, so würde ich hocherfreut sein; doch Eure Interessen gehen natürlich vor. Einen Kondottiere finden wir alle Tage. Vielleicht einen weniger berühmten, aber sicherlich einen willfährigeren.

ANGUILLARA: Für das Geld, das Ihr ausgeben wollt, werdet Ihr einen Führer von Rang, wie den Kardinal von Capua, den

glänzenden Gattamelata, Colleoni, Piccinino oder dal Verme nicht kriegen. Höchstens Sterne zweiter Größe. Aber wie Ihr wollt! Vergeßt nur nicht, daß billige Ware stets der Ruin des Käufers ist! Zehn eiserne Bombarden hatte ich bereits; dazu habe ich sechs neue gekauft, die man mir gestern geliefert hat. Zwei von ihnen sind vom jungen Michelangelo Buonarroti erfunden. Sie schleudern auf etwa vierhundert Schritt Entfernung Steine, die achtmal so groß sind wie Euer Kopf! Ohne Übertreibung.

BRANDOLINO: Das stimmt aufs Wort. Ich habe die Versuche mitangesehen und bin vor Erstaunen starr gewesen.

ANGUILLARA: Keine Truppe besitzt eine Artillerie, die sich mit der meinen vergleichen läßt. Ihr dürft nicht vergessen, daß mir, außer den Bombarden, eine Menge Feldschlangen, Kanonen und Schwärmer zur Verfügung stehen, die von Deutschen bedient werden. Jeder Mann kostet mich sechzehn Gulden im Monat, die Nebensporteln nicht gerechnet; aber mit all diesen Einzelheiten will ich Euch gar nicht blenden. Ich habe zweitausend vollständig eingeübte und ausgerüstete schwere Reiter, tausend vortreffliche albanesische Streifreiter und viertausend Mann Fußvolk, das Beste, was es in dieser Waffengattung gibt. Mir scheint, daß ich niemanden übervorteile, wenn ich sechzehntausend Dukaten dafür verlange.

QUIRINI: Keineswegs . . . keineswegs! Man würde wohl auch ohne langes Besinnen Eure Forderung bewilligen, wenn böse Zungen Euch nicht nachredeten, daß Ihr die Leute nie ins Feuer führt, aus Furcht, sie könnten Schaden nehmen.

ANGUILLARA *(lebhaft):* Ich stehe auf dem Standpunkt aller wahrhaft großen Strategen, daß die Taktik allein den Sieg in der Schlacht, ja, den Ausgang des Krieges entscheidet. Ich habe keineswegs das Bedürfnis, ohne Not Menschen hinzumorden. Die Richtigkeit eines solchen Grundsatzes ist klar wie Kristall! Ist es nicht eine Torheit, eine Roheit ohnegleichen, arme Teufel von Soldaten umbringen oder verwunden zu lassen, nur um des Vergnügens willen, blindlings darauf loszuschlagen? Das mag

für Schweizer, für Franzosen, Spanier oder sonstige Barbaren passen! Wir aber sind Italiener!
QUIRINI: Leider will es das Unglück, daß diese Barbaren die Regeln der Taktik weniger beachten. Das Ende wird sein, daß sie die Oberhand behalten.
ANGUILLARA: Solange ich lebe, werde ich nach den Gesetzen der Kriegskunst Krieg führen.
QUIRINI: Wie denkt Ihr von unserem Streit der Meinungen, erleuchteter Dichtersmann? Da Ihr mit Vorliebe den zornigen Mars inmitten todeswunder Heerscharen besingt, müßt Ihr doch ein Urteil darüber haben.
CARITEO: Jede Zeit hat ihre Mode, und die Dichter ersinnen oft Dinge, die in den Rahmen der Wirklichkeit nicht hineinpassen.
ANGUILLARA: Das war gut gesagt! Werter Herr Vincenzo, fragt doch Euren Alviano, der mit der erlauchten Republik verschwägert und versippt zu sein scheint, da er keiner anderen Macht mehr dient. Der wird Euch sagen, ob er seine Leute ohne Grund opfert. Und ein Feigling ist der nicht!
QUIRINI: Wir gewähren ihm Geld und Ehren. Stadt- und Landkreis Pordenone hat er just von uns bekommen . . .
ANGUILLARA: Er hat ein Paradies daraus gemacht, in dem nur Künstler und Schriftsteller, kurz, Leute von Talent leben. Seine Akademie ist weitberühmt. Setzt mich in den Stand, ein ebenso vornehmes Leben zu führen wie er, und ich will Euch auch die gleichen Dienste leisten.
QUIRINI: Würdet Ihr Euch verpflichten, im Notfall auf Eurem Posten zu sein, selbst wenn es Euch Verluste an Mannschaften kosten sollte?
ANGUILLARA: Offen gesagt, nein. Das heißt, wenn es gälte, gegen einen anderen Kondottiere zu ziehen. Es wäre wahrlich schön, ehrenvoll und bieder, heute einem Kameraden Verluste beizubringen, um morgen vielleicht meine Truppen von ihm vernichten zu lassen! Nie mehr könnte ich mit ihm auf die gleiche Fahne schwören, wenn eine neue Werbung uns riefe. Niemals,

erkläre ich Euch! Aber gegen Barbaren, die selbst keine Schonung kennen, ziehe ich von Herzen gern. Ich setze allerdings voraus, daß Ihr Euch nicht weigern werdet, mir für meinen Schaden aufzukommen. Ihr zahlt soundsoviel für jeden Toten, für jeden Verwundeten, für jedes Pferd und entschädigt mich für verlorenes Kriegsgerät. Ist Euch das recht?

QUIRINI: Wir fangen an, uns zu verstehen.

ANGUILLARA: Dann können wir auch verhandeln. Morgen früh, wenns Euch genehm ist. Inzwischen speist mit uns zu Nacht!

BRANDOLINO: Macht Euch darauf gefaßt, die Morella zu sehen.

QUIRINI: Ist sie wirklich hier?

ANGUILLARA: Bravo! Er errötet bis unter die Haarwurzeln!

QUIRINI: Euer Lager, teurer Freund, ist ja Athen und Amathunt[1] zugleich!

BRANDOLINO: Nicht wahr? Dazu haben wir Flötenspieler von seltener Vollendung und den unvergleichlichen Tänzer Gian-Pagolo. Auch wollen Cariteo und Serafino Aquilino uns ihre neuesten Dichtungen vorlesen.

ANGUILLARA: Das Mahl ist bereit!

QUIRINI: Noch ein Wort, bitte. Wenn wir uns über die Bedingungen der Söldnerschaft einigen und Ihr Dienste bei der Republik nehmt, so werden doch hoffentlich Eure Leute die Bauern nicht gar zu sehr mißhandeln?

ANGUILLARA: Ich achte auf strenge Zucht, seid dessen sicher! Fragt nur den Hauptmann Bartolommeo Falciera, wie er darüber denkt. Er hat es gerade selbst erfahren.

QUIRINI: Nun, um so besser! Die Sache lag uns nämlich sehr am Herzen.

ANGUILLARA: Von Geschäften ward genug geredet. Jetzt wollen wir an unser Vergnügen denken. Kommt zur Tafel!

---

[1] Stadt auf Zypern, berühmt durch ihren Venustempel.

*Saal im Dogenpalast. — Die drei Staatsinquisitoren halten Sitzung. Der Tisch ist mit Depeschen und Papieren bedeckt.*

ERSTER INQUISITOR *(hält einen Brief in der Hand):* Eine bedeutungsvolle Nachricht! Die Franzosen haben, nach zügellosen Triumphen in Rom und Neapel, die Stadt in größter Verwirrung verlassen. Die Narren kennen weder Maß noch Ziel! Jetzt sind die Aragonesen ihnen auf den Fersen; auch die päpstlichen Truppen machen ihnen zu schaffen. Sie ziehen in Eilmärschen vorwärts und trachten mit allen Kräften, die Apenninen zu erreichen.

ZWEITER INQUISITOR: Es ist gestern beschlossen worden, die Neutralität aufzugeben. Sind die Befehle zum Angriff schon erteilt? Ist unser Heer in voller Kampfbereitschaft?

DRITTER INQUISITOR: Hier sind die letzten Berichte der erlauchten Proveditori und unseres Generals, des Marchese von Mantua. Auch meldet uns der Senator Vincenzo Quirini, daß er den Vertrag mit dem Grafen von Anguillara vollzogen habe. Uns stehen also vierzigtausend Mann zu Gebote, und die Franzosen haben ihrer höchstens siebentausend.

ZWEITER INQUISITOR: Hätte Bruder Girolamo Savonarola nur ein Fünkchen Vernunft in seinem Pfaffenschädel, so würde es ihm ein leichtes sein, dem Feinde unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen. Aber statt an das Dringendste zu denken, träumt er von Tugend und von Weltverbesserung.

ERSTER INQUISITOR: Ich erhalte soeben eine Depesche vom Leiter des Arsenals in Padua. Die letzten Munitionstransporte sind an unsere Truppen abgegangen. Die gesamte Ausrüstung ist fertig, Lebensmittel sind reichlich vorhanden.

ZWEITER INQUISITOR! Wir dürfen wirklich guten Mutes sein! Fast täte es schon not, zu überlegen, was wir beginnen wollen, wenn unsere Siegesfreude erst verraucht. Sollen wir zum Beispiel unserem Verbündeten, dem Herzog von Mailand, die von uns besetzten Festungen zurückgeben?

DRITTER INQUISITOR: Könnten wir nur auf die Unter-

stützung der Florentiner rechnen! Sie würde uns von großem Werte sein.

ERSTER INQUISITOR: Denkt doch nicht daran! Hat je schon einer mit dem Pöbel segensreiche Bündnisse geschlossen? Auf uns dürfen wir bauen; sonst auf keinen! Schon jetzt wollen wir den Vorsatz fassen, Ludovico nicht das geringste zurückzugeben. Meint Ihr nicht auch, es wäre ratsam, den erlauchten Proveditori unsere Beschlüsse zu melden?

DRITTER INQUISITOR: Ohne Zweifel.

ZWEITER INQUISITOR: Ich pflichte natürlich Eurer Ansicht bei. Wir werden den durchlauchtigen Fürsten und den Rat der Zehn von unseren Entscheidungen verständigen. – Nun zu den anderen Angelegenheiten!

## Florenz

*Signore Vespuccios Haus. – Vespuccio; der Platonübersetzer Marsilius Ficinus; der Maler Baccio della Porta; Francesco Valori; Niccolo Machiavelli.*

VESPUCCIO: Die Franzosen sind in einer argen Klemme. Aus Neapel hat man sie hinausgejagt, und in der Romagna ist ihre Stellung so schwach, daß Aubigny die Provinz wird räumen müssen. Dazu kommt noch, daß der Herzog von Mailand sich nicht lange besonnen hat, Truppen gegen sie zu werben; just der Herzog von Mailand, der sie selbst herbeigerufen!

FRANCESCO VALORI: Uns kanns nur recht sein. Hätten sich die Franzosen erst in Neapel festgesetzt, so würden wir eines Tages ihren Groll gefühlt haben. Oder meint Ihr, sie hätten vergessen, wie Gino Capponi sie hinausgetrieben? Als Besiegte werden sie wohl etwas gefügiger sein und uns, trotz ihrem Sträuben, Pisa wiedergeben.

MACHIAVELLI: Ob sie das tun, ob sie es bleiben lassen – wer kanns wissen? Der König ist ein Schwachkopf, der stets den Mantel nach dem Winde hängt. Auch sind die inneren Ver-

hältnisse unseres Landes zunächst wohl wichtiger. Da gibts gar manches, was mir nicht gefällt.
FRANCESCO VALORI: Was, mit Verlaub, Herr Niccolo? Die Volksregierung ist in sich gefestigt; die letzten Wahlen hatten ausgezeichnete Ergebnisse, und unsere Beamten sind zuverlässige, maßvolle Leute. Bruder Girolamos Ansehen ist in den vergangenen sieben Jahren eher größer als geringer geworden. Ihm ist noch immer der Reiz des Neuen eigen. Ich meine, die Lage ist so gut, wie sie nur sein kann.
VESPUCCIO: Allein, daß wir von den Medici befreit sind, ist schon ein großes Glück für uns. Ich bin willens, jedes erdenkliche Ungemach auf mich zu nehmen, nur eines nicht: ansehen zu müssen, daß dieses verruchte Geschlecht wieder in den Besitz seines Einflusses gelangte.
FRANCESCO VALORI: Das halte ich für ganz unmöglich.
MACHIAVELLI: Ich wünschte sehr, Eurer Ansicht beipflichten zu können, allein ich sehe die Dinge nicht in so rosigem Lichte. Wir erstreben eine starke, volksfreundliche Republik, die jedem sein Teil Arbeit und sein Teil Freiheit gewähren soll. Um an dieses Ziel zu gelangen, bedürfen wir, hierin stimme ich mit Vespuccio überein, nicht des Einflusses gewisser mächtiger Häuser, der die eine Wagschale, zu ungunsten der anderen, gar zu stark belasten würde. Darum bin ich auch der heftigste Gegner der Medici. Aber im Räderwerke unseres Staatswesens ist, so scheint mirs, vieles nicht in Ordnung, und ich befürchte, daß Störungen nicht zu vermeiden sind.
VESPUCCIO: Warum? Behandelt man vielleicht Pieros Kreaturen nicht zart genug? Wäre das ein Fehler? Ich behaupte, daß es eine Notwendigkeit ist. Leute dieses Schlages muß man bestrafen, um vor Nachahmung zu warnen . . . Oder meint Ihr, die hitzköpfigen Anhänger Bruder Girolamos gingen in ihrem Eifer zu weit? Mag sein; bisweilen bringen sie ihre Tugendpredigten allerdings in eine etwas ungeeignete Form. Aber – zum Teufel! – man bäckt nun einmal keinen Eierkuchen, ohne vorher die Eier zu zerschlagen! Bruder Girolamo ist vielleicht in

etwas übertriebenem Maße vom Werte seiner Worte überzeugt, und ich muß, unter uns gesagt, nicht selten lächeln, wenn ich höre, wie ungestüm er gegen irgendeine kleine menschliche Schwäche loswettert, die eines solchen Kraftaufwandes gar nicht wert ist. Aber mag er sein, wie er wolle: wir brauchen ihn. Wenn sich der Florentiner Pöbel und gewisse Querköpfe nicht einredeten, daß der gute Bruder die Pforten des Paradieses öffnen und die Welt von Grund auf verbessern werde, so würden sie sich hüten, uns Gefolgschaft zu leisten. Der Respekt vor einer vernünftigen Regierung lockte sie nicht aus ihrem Bau. Keiner dächte mehr an die Wohltaten, die er aus unseren Händen empfangen. Ein jeder zöge vielleicht das Faulenzerdasein eines verkommenen Mediceerschützlings dem geordneten und vernunftgemäßen Leben eines rechtschaffenen Mannes bei weitem vor.

FRANCESCO VALORI: Ich habe von unseren Mitbürgern eine bessere Meinung, Messire Vespuccio, und ich bin sicher, daß die meisten Menschen von Natur gut sind und gern auf dem Wege wandeln, den man ihnen weist.

MARSILIUS FICINUS: Und ich bin, ehrlich gesagt, tief bewegt und ergriffen von dem gewaltigen Aufschwung, den ein ganzes Volk zu den erhabenen Sphären des Guten und des Schönen nimmt. Gibt es etwas Herrlicheres als den Kampf aller edlen Triebe gegen den Feind, den wir die Sucht zum Bösen nennen? Gibt es einen beglückenderen Anblick als Kirchen, in denen sich die Menschen drängen, derweilen die Schankstuben leer und verwaist sind?

MACHIAVELLI: Mir gehts wie Euch. Ich verfolge mit gespannter Aufmerksamkeit die Verhandlungen des Rates, und kluge Maßnahmen der Obrigkeit lassen mich an eine von richtigen theoretischen Grundsätzen beseelte Tätigkeit glauben. Dennoch aber zweifle ich, daß dieser Zustand von Dauer ist.

VESPUCCIO: Warum zweifelt Ihr daran?

MACHIAVELLI: Es herrscht zwar scheinbar Stille, doch tiefe, wirkliche Ruhe ist es nicht. Die Leute, die sich zufrieden zeigen,

sind es entweder im Überschwange ihrer Leidenschaften – wie Signore Vespuccio – oder sie handeln nach einem bestimmten System, wie zum Beispiel Francesco Valori.

VESPUCCIO: Ich bin, wie Ihr wisset, ein Todfeind der Medici. Ihr Kummer ist meine Freude: das ist gewiß die natürlichste Sache von der Welt.

VALORI: Und ich versichere Euch, Herr Niccolo, es gibt keinen Grund, unzufrieden zu sein, sofern man nur alle Dinge richtig bewertet und seine persönlichen Ansprüche nicht zu hoch schraubt.

MACHIAVELLI: Der Himmel verhüte, daß Ihr die Richtigkeit dieses Satzes jemals zu erproben hättet. Es ist unbestreitbar, daß die unserer Staatsform feindlich gesinnten Parteien insgeheim erbitterter sind als je. Sogar die Arrabiati legen seit einigen Wochen eine Kühnheit an den Tag, die mehr als auffällig ist. Die Palleschi sind nahe daran, offen einzugestehen, daß sie den Plan verfolgen, die Erben Lorenzos des Prächtigen wieder herzubringen. Die Compagnacci tragen den Kopf wer weiß wie hoch, stoßen auf offener Straße Schmähreden gegen Bruder Girolamo aus, und es entgeht mir nicht, daß viele sie ruhig gewähren lassen und sich innerlich über die Witze freuen, die sie angeblich mißbilligen. Von den Tepidi wissen wir, daß sie Anhänger werben unter denen, die der für das gemeine Volk immerhin saure Verzicht auf alle Belustigungen schwer bedrückt. Die Regierungen der Nachbarstaaten, Mailands und Sienas, geraten außer sich über den Einfluß unseres heiligen Kanzelredners, den man beschuldigt, die Reichen zugunsten der Armen auszuplündern und ein Erzdemagoge zu sein. Von Rom, das ihnen ins Garn gegangen, trifft eine Ermahnung nach der anderen ein. Erst gestern ist es Bruder Girolamo untersagt worden, länger zu predigen.

VESPUCCIO: Das Verbot ist so lendenlahm, daß Bruder Girolamo sich wohl darüber hinwegsetzen wird. Was folgert Ihr denn daraus?

MACHIAVELLI: Man sollte vielleicht an die Unfehlbarkeit der

Florentiner weniger hohe Ansprüche stellen und sich bemühen, sie so zu regieren, wie es möglich ist. Nicht, wie man gern möchte.
BACCIO DELLA PORTA: Der Ansicht bin ich nicht. Was not tut, ist, ein heilsames und starkes System aufrechtzuerhalten und jeden, der sich ihm nicht unterwerfen will, mit Gewalt zu beugen. Indessen wächst ein neues Geschlecht heran, ein Geschlecht, dessen Gefühlsleben sich nach den Forderungen der Zeit entwickelt. Und die Zukunft läßt wieder bessere Tage erhoffen. Daran muß man denken.
MARSILIUS FICINUS: Ihr urteilt wie ein weiser Mann. Ich bin ganz Baccios Meinung.
VESPUCCIO: Es ist gut, an nichts zu rütteln. Dann behalten wir wenigstens die Waffe in der Hand, die Medici und ihre Anhänger einfach abzutun, wenn das Gesindel je wagen sollte, frech zu werden.
VALORI: Vielleicht auch würde es nachteilig sein, einen geringeren Eifer als die Massen zu zeigen.
MACHIAVELLI: Mein Glaube an unseren sicheren Erfolg beginnt zu wanken. Strohfeuer brennt mit hellem Schein, solange es lodert; aber wendet nur den Kopf – und es ist verloschen.

## Das Haus eines griechischen Altertumsforschers

*Studierzimmer. – Eine Büste des Sokrates von patinierter Bronze. Mit Büchern in Pergamentband vollgepackte Regale. Zahlreiche Folianten liegen, aufgeschlagen, auf einem großen Tisch; Manuskripte; Bogen Papiers, die tintenfleckig und dicht beschrieben sind; schweres Tintenfaß und Gänsekiele mit struppigen Federn. Der Hellenist sitzt in einem eichenen Sessel mit geschnitzter Rückenlehne. Auf dem Tisch vor ihm liegt ein offenes Buch. Die Ellbogen hält er aufgestützt, der Kopf ruht in den Händen; er ist völlig in die Lektüre versunken.*
DIE MAGD *(ins Zimmer tretend)*: Herr Doktor! Es ist Kirchzeit! Hört Ihr nicht, daß die Glocken läuten? Wenn Ihr nicht

gehen wollt, so sagts doch wenigstens! Schon viermal rief ich Euch. Seid Ihr denn taub? He, Herr Dok–tor!!

DER HELLENIST: Was gibts, mein Kind?

DIE MAGD: Die Predigt! Bruder Girolamos Predigt in Sankt Marien! Alle Patres von San Marco sind da, und die Signoria, und die Brüderschaften, überhaupt alle Welt! Versteht Ihr, was ich sage? Die Predigt! Die Predigt!!

DER HELLENIST: Ach, richtig, die Predigt . . . Ja, ich wüßte nicht, weshalb man sie nicht besuchen sollte.

DIE MAGD: Was heißt das? Was wollt Ihr damit sagen? Ihr führt ja schöne Reden im Munde! Wenn Ihr nicht zur Predigt geht, könnt Ihr Euch Eure Suppe allein kochen. Bei einem Gottesleugner diene ich keine Stunde mehr.

DER HELLENIST: Und tätest recht daran! Du bist ein braves Mädchen. Es freut mich, daß du so ein braves Mädchen bist. Geh immer vor! Ich ziehe den kastanienbraunen Tuchrock an und komme gleich nach.

DIE MAGD: Verliert nicht zuviel Zeit! Trödelt nicht wie gewöhnlich! Ihr kriegt sonst keinen Platz . . . Hier ist Euer Gebetbuch!

DER HELLENIST: Ich bin gewiß noch eher da als du!

*Die Magd geht ab.*

Ist es nicht entsetzlich, daß man sich beim Studium einer so schwierigen Stelle unterbrechen lassen muß, um die Albernheiten mit anzuhören, an denen sich der Pöbel delektiert. Die Bedeutung dieses außerordentlich interessanten Satzes hängt einzig und allein von der Silbe ab, auf den wir den Akzent setzen! Die antepaenultima? Ja, die antepaenultima scheint die richtige zu sein. Doch das werden wir später konstatieren. Zunächst muß ich den Blödsinn dieses Savonarola über mich ergehen lassen. Elende Knechtschaft, in die fanatische Nichtswisser uns gebracht haben! Wann endlich werden wir das Joch vom Nacken werfen? Wann, ihr unsterblichen Götter, ihr Musen und Nymphen? . . . Aber ich muß mich sputen, sonst gibt es Unannehmlichkeiten. Es ist ein wahres Wunder, daß die Polizei

mich bisher in Ruhe gelassen hat. Wann wird die Tyrannei ein Ende haben? Wann? . . .

## Die Apenninen

*Wilde, unwirtliche Gegend. Moosbedecktes Felsgestein; behauene Fichtenstämme liegen umher; eine unermeßliche Ebene dehnt sich zu Füßen der Höhenzüge; der Taro windet sich durch das Land, und in der Ferne liegt das Dorf Fornovo. – Französische Abteilungen sind auf den obersten Gebirgshängen in Schlachtkolonne formiert; fortwährend ziehen Trupps von Melde- und Streifreitern, von Gascognern, Deutschen und Schweizern vorüber. Fuhrleute führen die Pferde der Geschütze und Gepäckwagen. Rechts, im Hintergrunde, eine venezianische Feldwache, zusammengesetzt aus dalmatinischen Fußmannschaften und einigen schweren italienischen Reitern, deren Panzer in der Sonne funkeln; die meisten haben das Visier gesenkt; alle halten die Lanzen zum Angriff bereit. – Auf dem platten Gipfel eines freistehenden Hügels hat König Karl VIII. sich auf einigen Strohbündeln halb ausgestreckt; Höflinge und Hauptleute stehen um ihn herum. Unter ihnen sind die Edlen: Philipp von Commines, Herr von Argenton; Etienne von Vesc, Seneschall von Beaucaire; von Bourdillon, Bonneval und Piennes zu erkennen.*

DER KÖNIG: Ich habe den Pisanern meinen Schutz verheißen. Ich werde mein Wort nicht brechen, sie nicht den Florentinern in die Hände liefern. Ich wünsche also nichts mehr davon zu hören! Übrigens bin ich nach Italien gekommen, um meine Rittertugend zu erproben und der Dame meines Herzens wohlzugefallen. Nicht, um geschriebene Wische zu lesen oder zu unterzeichnen! Also kein Wort mehr von Unterhandeln! In weniger als einer Stunde werde ich das Zeichen zum Angriff geben!

COMMINES: Es wäre besser, Zeit zu gewinnen und auf die Stimme der Vernunft zu hören. Können wir Savonarola und die Florentiner nicht bewegen, uns zu helfen, so laufen wir Gefahr, hier am Platze zu bleiben.

DER KÖNIG: Sagte ich Euch nicht bereits, daß ich glänzendere Taten vollbracht habe als meine Ahnen! Ich habe Italien erobert! In Rom und in Neapel feierte ich Triumphe über die Welt! Galgen und Gerichte haben, wo immer es mir beliebte, auf mein Geheiß ihr Werk getan, und vor wenigen Tagen erst gab ich der Menschheit kund, daß ich Herr wäre über alles auf Erden. Kehre ich jetzt nach Frankreich zurück, so treibt mich einzig der an mir verübte Verrat. Mögen doch die elenden Verbündeten mir die Stirn bieten! Bei meiner Seele, sie sollen warm empfangen werden!
COMMINES: Ich bitte Eure Hoheit flehentlich, erwäget wohl, daß wir, trotz allem, vor dem schleunigsten Rückzuge stehen, der uns nur möglich. Wir wollen glücklich sein, entgehen wir der drohenden Gefahr der völligen Vernichtung. Bedenket des Feindes vierfache Übermacht, die man erkennt, so man die Augen aufschlägt! Ich bin der Meinung, daß es unerläßlich ist, Savonarolas Vorschlägen ein offenes Ohr zu leihen und den Florentinern Pisa zurückzugeben, wie wir versprochen hatten.
DER KÖNIG: Ich will nichts hören! Eure Florentiner sind Feiglinge, Schurken, Schufte! Zu Staub werde ich sie zermahlen!
COMMINES: Drohworte sprechen unserer Lage Hohn!
DER KÖNIG: Daß Euch doch stets die Furcht im Nacken sitzt!
COMMINES: Die Vorsicht soll man nie vergessen. Dort, vor uns, liegen die Venezianer und desselben Herzogs von Mailand Truppen, der uns hergebeten; die päpstlichen und die aragonesischen Scharen sind hinter uns. Wir hätten Hilfe dringend nötig!
DER KÖNIG: Unsere Schwerter werdens wohl allein noch schaffen! Meine Flotte hat sicherlich in dieser Stunde von Genua wieder Besitz ergriffen.
COMMINES: Es schmerzt mich, Eurer Hoheit melden zu müssen, daß die Flotte bei Rapallo geschlagen worden ist. Eine Anzahl von Galeoten, Galeassen, Galeeren, Fleutschiffen und Fregatten sind vernichtet oder gekapert. Die übrigen sind entkommen; niemand weiß, wohin.

DER KÖNIG: Bei Fornovo werden wir nicht unterliegen! Baut auf mein Wort! Die Artillerie soll vorrücken! – Ah, da ist ja Gié!

DER MARSCHALL VON GIÉ *(zu Pferde, in voller Rüstung, das Schwert in der Hand. – Offiziere seines Stabes)*: Ich grüße Eure Hoheit und erwarte Ihre Befehle.

DER KÖNIG: Was macht der Feind?

DER MARSCHALL: Er rückt, im Vollgefühle seiner Übermacht, in schönster Ordnung vor. Wir schätzen seine Stärke auf fünfzehntausend Lanzenreiter, zweitausend albanesische Streifreiter und etwa sechzehntausend Mann Fußvolk.

DER KÖNIG: Ihr seid im Felde grau geworden, Herr von Gié, auf Euch vertraue ich. Im Schlachtgetümmel stehe ich meinen Mann, doch fürs Kommando bin ich nicht geschaffen. Erteilt Befehle, trefft die Verfügungen, die Euch geboten scheinen. Ich will der erste sein, der Euch gehorcht!

DER MARSCHALL: Was meine Kraft vermag, das soll geschehen!

DER KÖNIG *(mit lauter Stimme)*: Holla, bringt mir die Rüstung, Knappen!

*Die Knappen befestigen den Helm des Königs und prüfen die einzelnen Verschlußstücke des Panzers; man führt sein eisengeschientes Schlachtroß vor. Er springt in den Sattel und wendet sich zu den Rittern, Hauptleuten und Soldaten, die ihn umgeben.*

Auf, ihr Herren, in eure Reihen! Und jeder tue seine Pflicht!

*Er reitet im Galopp mit den Seinen davon.*

COMMINES: Viel Ehrgeiz, doch wenig Verstand! Wie dünkt Euch unsere Lage, Herr von Gié?

DER MARSCHALL: Jetzt heißt es kämpfen und nicht wägen. Vorwärts, ihr Herren!

*Ab mit seinem Stabe.*

COMMINES: Erblickte der hochselige König von seinem Platz im schönen Paradiese die Verwirrung, die sein Thronerbe hier unten angerichtet, so würde ihm bänglich zumute werden. Um uns ist es geschehen! Noch ehe der Abend graut, ist das eigen-

sinnige Kind in Feindeshand, und ich bins auch. Das Lösegeld bringt mich um Kopf und Kragen! . . . Mir scheint, der Schafskopf hält seinen Leuten gar eine Ansprache. Was mag er ihnen wohl erzählen? Die Bildung drückt ihn gerade nicht zu Boden, und für gewöhnlich läßt seine Logik mancherlei zu wünschen übrig! . . . Der Wind steht günstig . . . vielleicht trägt er einige von diesen Redeperlen zu mir herüber . . .

DER KÖNIG *(in der Ferne)*: Kühne und verwegene Ritter! Niemals hätte ich diese Fahrt unternommen . . ohne Vertrauen auf eure Tapferkeit und euren Heldenmut . . . Seid sicher, daß eine Schlacht sich ebenso leicht oder gar noch leichter gewinnen als beginnen läßt . . . Denkt daran, daß unsere Vorfahren durch die Welt gezogen sind . . . reiche Beute und hehren Triumph davongetragen haben . . . denkt an nichts anderes als an wackeres Dreinschlagen . . . und wenn ihr . . . es vorzieht . . . in der Flucht euer Heil zu suchen, so laßt uns das beizeiten wissen . . .

COMMINES: Die Prahlereien sind nicht übel! Fierabras, der Eisenfresser, könnte sie nicht würdevoller ausgesprochen haben! Leider wird uns das Geschwafel bald teuer genug zu stehen kommen. Lieber, gütiger Herr Jesus, erbarme dich unser!

## Die Schlacht

*Die französischen schweren Reiter haben den Feind mit blanker Waffe angegriffen. Der König steht mit gesenktem Degen und öffnet sein Visier; seine Stirn ist schweißbedeckt, und seine Augen blitzen. Sein Roß keucht. Lanzen wogen auf und nieder, wie Ähren auf dem Felde, und die Fähnchen leuchten und flattern im Winde. Banner in allen Farben, mit bunten Wappen schön geschmückt, wehen über den Reihen; Trompeten- und Hornsignale, Trommelwirbel schallen; Schreie aller Art dringen über die Ebene: Feldgeschrei, Zornes- und Schmerzensausbrüche. Staubwolken steigen auf, dumpf dröhnen die Geschützsalven, der Blick streift Tote und Verwundete – reihenweise und in wirrem Knäuel.*

BOURDILLON *(salutiert vor dem König mit dem Degen)*: Unser Herr und König verrichtet Wunder!
DER KÖNIG: Sag mir so ehrlich Bescheid, Bourdillon, wie deinem besten Freunde! Hab ich mich brav gehalten?
BOURDILLON: Bei allen Heiligen! Wackerer als Amadis!
DER KÖNIG: Ist der Krieg nicht etwas Herrliches? Mein Herz ist voll von Seligkeit. Vorwärts! ... Sehet dort! Das wilde Getümmel auf dem linken Flügel! Vorwärts, Ritter, zum Angriff!
*Er senkt sein Visier, schwingt den Degen und sprengt mit der Menge fort. Ausrufe: Es lebe der König! Saint-Denis! Hoch Frankreich!*

## Ein anderer Teil des Schlachtfeldes

*Die Schweizer in starker Bataillonsformierung.*
HAUPTMANN RÜTTIMANN VON LUZERN: Kinder, seht euch die Gascogner an! Die machen ganze Arbeit! Die Albanesen sind in wilder Flucht! Beeilt euch, sonst ist es Essig mit dem Plündern; die Kameraden haben schon das Beste ausgesucht!
DIE SOLDATEN: Das ist richtig! Also drauf und dran!
DER HAUPTMANN: Lanzen gefällt! Zugestoßen! Tapfer gehalten!
*Die Schweizer stürzen sich mit wuchtigen Hellebardenstößen auf eine Schwadron mailändischer Reiter, deren Reihen im Augenblick gesprengt sind und die Flucht ergreifen. Gemetzel; Geschrei; Trommelwirbel, Trompetensignale.*

## Auf Seiten der Alliierten

*Eine Anhöhe. – Der Marquis von Mantua, General des venezianischen Heeres; Hauptleute der Freibeuter und Streifreiter; die beiden Proveditori mit Edlen ihres Gefolges. – In der Ebene beginnen die verschiedenen mailändischen und venezianischen Abteilungen davonzulaufen.*
ERSTER PROVEDITORE: Ich verstehe nicht, was da vor-

geht, Marquis. Die hochedle Signoria hat den Mannschaften ihren Sold bezahlt bis auf den letzten Heller. Euch ist bewilligt worden, was Ihr gefordert. An nichts ist Mangel. Lebensmittel, Geschütze, Munition: alles ist reichlich vorhanden. Weshalb also halten die Truppen nicht stand?

MARQUIS: Ich habe Befehle zu erteilen und nicht die Zeit, mit Euch zu plaudern!

*Er spricht mit mehreren Offizieren, die sich schnell nach verschiedenen Richtungen entfernen. – Artillerie rattert vorüber.*

ZWEITER PROVEDITORE: Das ist unerhört. Ich werde es in meinem Bericht erwähnen. Mir scheint, die Armbrustschützen wenden sich zur Flucht!

ERSTER PROVEDITORE: Hier gehen ernste Dinge vor.

MARQUIS: Kein Zweifel, unser Zentrum hält sich schlecht.

ZWEITER PROVEDITORE: Wir haben das Recht, Euch um Auskunft zu ersuchen, Herr Marquis. Und Ihr habt die Pflicht, uns Rede zu stehen!

MARQUIS: Meint Ihr nicht auch, daß uns die Mailänder sehr wenig unterstützen? Ich möchte wirklich wissen, wo ihr General Gayazzo seine Gedanken hat?

ERSTER PROVEDITORE: Lasset ihn festnehmen!

ZWEITER PROVEDITORE: Überlegt Euch das, um Gottes willen, überlegt Euch das, Herr Kollega! Der Fall ist in unserer Dienstvorschrift nicht vorgesehen. Euer Vorschlag ist sehr gewagt, sehr gewagt . . .

MARQUIS: Bei San Marco! da geschieht, was ich befürchtet habe. Die Streifreiter lösen sich auf und plündern. Unsere Fußmannschaften sind auf dem rechten Flügel ohne Deckung. Die Kavallerie reitet sie über den Haufen! . . . Sie fliehen! . . .

DIE BEIDEN PROVEDITORI: Ist alles verloren?

MARQUIS: Beinahe, leider Gottes! Aber machen wir, daß wir fortkommen! Die Gascogner stürmen an . . . Vorwärts, vielleicht kriegen wir unsere Leute noch zusammen!

*Die französischen Trompeten blasen zum Angriff. Die Schlacht bei Fornovo ist für die Venezianer und Mailänder verloren.*

*Sandro Botticellis Atelier. – Sehr geräumiger und hoher Saal. – Eine Menge Künstler, phantastisch gekleidet oder halbnackt; einige, die an großen Ölgemälden arbeiten, stehen auf einem Gerüst, andere malen oder entwerfen Bilder vor Staffeleien. – Sandro Botticelli; Luca Signorelli; Domenico Ghirlandajo; Fra Benedetto, Miniaturenmaler; er trägt das Ordenskleid der Dominikaner und ist über ein auf einem Tischchen liegendes Meßbuch gebeugt, das er koloriert, wobei er behutsam den Pinsel in einen der zahlreichen Farbennäpfe taucht. Cronaca, Architekt.*

SANDRO *(in kläglichem Tone)*: Heute erlebe ich also meinen letzten weltlichen Tag, und dieses Bild hier ist mein letztes Werk. Fortan soll mein Leben nur der Reue über meine Sünden geweiht sein.

FRA BARTOLOMMEO DI SAN MARCO: Du tust gut daran. Und dir nachzueifern ist wohlgetan. Was gilt das Talent neben dem Heil der Seele, was die Krone des Geistes neben der Palme der Auserwählten! Amen!

DIE KÜNSTLER: Amen! Amen!

LUCA SIGNORELLI: Kinder, ich glaube, ihr geht zu weit. Zweifellos enthält Bruder Girolamos Lehre viel Gutes, aber man soll nichts übertreiben. Man braucht sich weder in Lumpen zu hüllen, um dann womöglich damit zu prahlen, wie einige von euch es für gut befunden; noch braucht man auf alle Freuden des Lebens zu verzichten und vom frühen Morgen bis zum späten Abend Trübsal zu blasen. Aber ebensowenig gibt es einen Grund, zur Nüchternheit der Form und zur Eckigkeit der Zeichnung zurückzukehren, wie sie die alten Meister pflegten. Das alles hat mit Gottesverehrung, wie man sie auch auffassen mag, nichts zu schaffen, und ich sehe nicht den Segen, den das stiften könnte.

CRONACA: Das Gute ist absolut. Es verlangt eine Ganzheit. Alles andere ist zwecklos.

LUCA SIGNORELLI: Das Gute ist die Unendlichkeit. Die Unendlichkeit aber kennt keine Beschränkung.

*Der Bildhauer Torrigiani tritt ein; er ist prächtig gekleidet und hat sein Barett tief über die Augen gezogen. Er schlägt die Tür heftig ins Schloß.*

TORRIGIANI: Hol euch der Teufel, ihr Klageweiber! Dem ersten, den ich wieder in begeisterten Worten von dem scheinheiligen Bruder Girolamo sprechen höre, schlage ich den Schädel ein!

BOTTICELLI: Verdammnis wird dich treffen, Torrigiani!

TORRIGIANI: Warum Verdammnis? Ich bin ein besserer Christ als du Idiot! Einen schönen Propheten habt ihr euch ausgesucht! Der Kerl kriecht vor dem Pöbel, drechselt Phrasen und ist der überzeugteste Heuchler, den ich je getroffen. Besserung ... Tugend ... Sittsamkeit ... Glaubt ihr, beim Bacchus, daß die Süßigkeiten dieser Welt erschaffen seien, damit man sie mit Füßen trete? Glaubt ihr, daß schöne Weiber dazu da sind, lebendigen Leibes hinter Klostermauern zu verfaulen? Soll man mit Feuerwein den Staub der Gassen sprengen? Soll man die Meisterwerke der Kunst, die jeder neue Tag uns bringt, zurückversenken in der Erde Schoß, in dem sie schon so langen Schlaf getan? Soll ich etwa eurem Mönche helfen, die neuen Schriften zu verbrennen und in ihrer Asche des Geistes keusche Flamme zu ersticken? Nein, dreimal nein! Laut schreie ich es euch ins Gesicht: Narren seid ihr! Vollkommenheitsaffen, Ungeheuer an Urteilslosigkeit! Noch heute abend schüttle ich Florenzens Staub von meinen Füßen; ich würde es nicht ertragen können, mir den Blödsinn länger mit anzusehen!

CRONACA: Ich liebe den ehrwürdigen, unvergleichlichen Bruder Girolamo mehr als meinen eigenen Vater und werde ihn vor jedem Angriff bis zum Tode schützen. Nur ein Elender vermag es, ihn zu schmähen. Sieh mich nur an und rolle wütend mit den Augen! Ich lasse mir mein Gesicht nicht so zurichten wie der junge Buonarroti! Sollte ein böser Stern dich locken, je meinen Weg zu kreuzen, du würdest auf unangenehme Weise Bekanntschaft mit einem gut geschliffenen Dolche machen, feiler Mediceersklave!

TORRIGIANI: Nun seid Ihr stolz und habt Euch satt geschimpft! Wischt Euch lieber das Maul ab! Es ist noch dreckig von dem Brei, den Lorenzo der Prächtige Euch hineingeschmiert hat.

BOTTICELLI: Sag, was du willst! Florenz ist dennoch Gottes Reich geworden. Jesus hält das Zepter, und die heilige Jungfrau spricht zu uns aus Girolamos Munde. Die Reichen ernähren die Armen, und alles ist herrlich, wie es nicht herrlicher sein kann.

TORRIGIANI: Findest du es auch herrlich, kostbare Bilder zu verbrennen? Und, wie vor fünfzig Jahren, spindeldürre Weiber zu malen? Weiber ohne Hüften, ohne Busen? Und in Lumpen herumzulaufen, und vom Morgen bis zum Abend Tränen zu vergießen, wie eine lecke Dachrinne; Tränen, deren Zweck und Nutzen kein Mensch erkennt?

FRA BARTOLOMMEO DI SAN MARCO: Du gehst einher in Sammet und Seide, mit Federn und Edelsteinen und treibst Spott mit dem Unglück deiner Brüder!

TORRIGIANI: Meiner Brüder? . . . Meiner Brüder? . . Besitzet ihr Kanaillen etwa die Dreistigkeit, euch meine Brüder zu nennen? Versucht doch einmal, einen Torso zu zeichnen oder eine Perspektive zu erfassen wie ich, ehe ihr euch der Verwandtschaft mit mir brüstet. Aber bis ihr dazu imstande seid, hats noch gute Weile. Meine Brüder sind tot! Es waren die Künstler des klassischen Rom.

DOMENICO GHIRLANDAJO: Lerne lieber Bildwerke der himmlischen Jungfrau schaffen, die rein, keusch und wahrhaft edel sind. Erst wenn du das kannst, wird man mit Recht dich einen Künstler heißen!

TORRIGIANI: Raff euch die Pest! . . . Was bedeutet das Geschrei?

*Er eilt zur Türe.*

CRONACA: Laß dich erschlagen! Florenzens Söhne ziehen hier vorüber, eine heilige Schar, die Jesu Königtum und ein Leben in seinem Sinne verkündet. Leuten, die sich putzen, wie du,

reißen sie die bunten Fetzen vom Leibe und treiben mit wohlverdienten Püffen die Schlechtgesinnten ins Gefängnis. Scher dich doch hin zu ihnen! Marsch!

TORRIGIANI: Diese Kläfferbande soll mir nicht nahe kommen; einem Dutzend von ihnen würde es das Leben kosten! Gehabt euch wohl! Ich verlasse dieses Narrenhaus und kehre nicht eher zurück, als es erlaubt sein wird, Mars und Venus im Bilde zu verherrlichen. Begreift ihr armseligen Schächer denn nicht, daß wahre Tugend und Größe einzig in der Kunst zu finden sind? Daß die Kunst vor Gott das Höchste ist? Euch beherrschen Lüge, Unwissenheit, Engherzigkeit und Niedrigkeit. Mein Leitstern ist der ewig leuchtende Genius. Es lebe die Kunst und das Licht! Hinweg mit der Finsternis! Ich melde mich jetzt bei den spanischen Truppen und führe gegen euch Krieg auf Tod und Leben.

BOTTICELLI: Gestern plantest du, die Barbaren aus Italien zu verjagen. Jetzt hast du das rechte Mittel gefunden!

TORRIGIANI: Erst rotten wir die Franzosen aus und dann die Aragonesen . . . Gott befohlen, ihr Geschmeiß!

EIN MALER *(der blitzschnell von einem Gerüst herabgleitet)*: Der Lümmel ist zu frech! Warte, da hast du was!

*Er schleudert sein Messer nach ihm; es fliegt vorbei und bleibt in der Wand stecken.*

TORRIGIANI *(beim Hinausgehen)*: Tölpel! Das zahl ich dir heim, und wärs in zwanzig Jahren!

*Der Innenraum der Kirche von Santa Reparata. – Eine ungeheure, dichtgedrängte Menschenmenge. Alle Altäre der Seitenschiffe sind mit Blumen geschmückt. Lichte und Kerzen versenden eine strahlende Helligkeit. Die holzgeschnitzten Heiligenfiguren tragen ihre reichste Kleidung: Seide, Sammet, Brokat und Juwelen. Der Duft des Weihrauchs erfüllt die Luft. Unaufhörlich erscheinen neue Besucher und bringen die Massen in Bewegung; Kinder, Schüler und junge Leute haben die Fenstersimse und die Höhe der Altarwände erklettert; einige*

Eine Predigt Savonarolas

*halten sich an den Säulenfriesen fest. Die Signoria hat die der Kanzel gegenüberliegenden Sitzreihen eingenommen. – Es herrscht tiefes Schweigen.*

BRUDER GIROLAMO *(auf der Kanzel)*: Florenz! Florenz! Gott, der niemals aufgehört hat, dich zu warnen, Gott warnt dich heute von neuem. Er liebt dich, wie er seine Kirche liebt. Ist die Wahrheit auch bitter, so sollst du sie dennoch vernehmen! Wo verbringst du deine Tage? Im Bett, bei müßigem Getratsch, bei sinnlosen Gesprächen, bei schändlichen Saufgelagen und zügellosen Schwelgereien! Dein Leben, Florenz, gleicht dem Leben der Schweine!

*Die Zuhörer fahren zusammen.*

Du antwortest mir: „Bruder, Ihr schonet mich wenig!" – Ich schone dich gar nicht! Mit welchem Recht wolltest du dem Tadel entgehen, da du die Züchtigung nicht fürchtest? Habe ich sie dir angedroht? Gib Antwort, hörst du! . . . Habe ich dir nicht gesagt, was dir bevorstehen würde? Ward nicht der arme Bruder, der nichts ist, nichts bedeutet und aus sich selbst nichts weiß – ward nicht der arme Bruder von Gott und unserm Herrn und König Jesus ausersehen, dich zu befreien von den Medici und aus den Krallen der Franzosen dich zu reißen? . . . Was aber ist geschehen? Vergaßest du es schon? Die Medici essen Venedigs Brot, und die Franzosen sind überglücklich, daß sie sich bei Fornovo durchgeschlagen. In fliegender Hast sind sie in ihre äußersten Provinzen geflohen. Da sitzen sie nun und kehren nicht mehr zurück. Sei unbesorgt!

*Tiefe Bewegung.*

Wenn euch also noch ein Fünkchen Verstand geblieben, werdet ihr dessen eingedenk sein, daß ich euch immer recht beraten und nie mit leeren Worten abgespeist habe. Ihr werdet mir Glauben schenken, wenn ich euch heute sage: die Volksregierung ist für euch die einzig richtige! Gott gab sie euch durch meine Hand – haltet an ihr fest! Erlaubt keinem, daran zu rühren. Wer es tut, beleidigt Gott und begeht eine Ruchlosigkeit; er höhnt Jesus, unseren König, und verübt Hochverrat, verletzt die

Majestät. Könntet ihr je dem Schurken verzeihen, der so ungeheurer Verbrechen fähig wäre?

*Ausrufe des Zorns.*

Ihr Herren vom Hohen Rate, ich sage euch, solche Freveltaten müssen geahndet werden! Stört einer die öffentliche Eintracht und nennt sich Weißer oder Grauer wie in früheren Zeiten, so fackelt nicht: zehn Gulden Strafe! Wird er rückfällig, gebt ihm das Tau zu schmecken! Zeigt er sich obstinat, dann in den Kerker mit ihm! Auf Lebenszeit! Und nun, Florenz, gib deinen Armen Speise, sie sind unseres Herrn Jesu Kinder! Das Volk darf nicht hungern, wenn die Reichen satt sind. Der Scheffel Korn soll den, des Börse schlecht gefüllt ist, fortan nicht mehr als zwanzig Soldi kosten.

*Allgemeine Rührung.*

Aber wenn selbst ein jeder genug hat, seinen Hunger zu stillen, so ist noch nichts getan; das Wichtigste bleibt dann zu tun noch übrig. Ihr gebt mir zur Antwort: „Unersättlich seid Ihr, Bruder! Erst beugten wir uns Gottes Herrschaft, dann lernten wir, Mildtätigkeit üben, dann . . .“ Dann wimmelt eure Seele von unzähligen Lastern, die Hölle feiert Sabbat in euren Herzen, und ein jeder von euch taugt so wenig wie der andere! . . . Ich zweifle nicht, daß ihr Entschuldigungsgründe in Bereitschaft habt, wie: „Soldaten sind gar derbe Kerle, die Händler packte die Gewinnsucht, Flachköpfe sind die jungen Männer, die Weiber toll, wie Ziegen vor dem Bocke . . .“ Ich gebs euch zu. Nun aber laßt mich hören, wie ihr die schlechten Priester zu verteidigen sucht: die Pfründewucherer, Ehebrecher, Trunkenbolde und Diebe, die, von Sankt Peters Stuhl bis zum geringsten Beichtschemel des kleinsten Kirchleins, euch auf die Bahnen des Lasters locken! . . . Genug von all dem Greuel, all der Trübsal und babylonischen Sittenlosigkeit! Kehr aus mit eisernem Besen, Florenz, sonst bist du verloren! Ich bürge dir für deinen Untergang! Der Becher der Geduld ist leer bis auf den letzten Tropfen! Das Racheschwert schwebt über dir! Es kommt auf dich, du unglückselige Stadt, und seine Streiche strecken dich zu Boden!

*Entsetzensschreie.*

Ihr entgegnet: „Bruder, was verlanget Ihr?" – Ich verlange nichts. Gott aber will, daß ihr euch abwendet von leichtfertigem Vergnügen! Habt ihr nicht euer Leben schon genugsam vergeudet? Also lasset das Herumstolzieren mit koketten Frauenzimmern, höret auf zu tanzen, denn es verdirbt euch! Schließet die Schenken, darinnen ihr zum Tiere werdet! Und dann das Spiel . . . Aha, das greift euch ins Gemüt! Lieber würdet ihr aufs Paradies verzichten als auf diese schändliche Gewohnheit? Gut! Ich habe Mitleid mit euch . . . Spielt, wenn ihr es nicht lassen könnt, doch werfet die Würfel in die Ecke; nehmt Knöchelchen! Und spielet niemals mehr um Geldes Preis! Setzt einen Salatkopf ein, Mohrrüben oder Nüsse . . . Ihr lacht, Unselige? So rufe ich den Gottgetreuen zu: sehet ihr Schandbuben, die auf der Straße oder in ihres Hauses Stille dem Spielteufel opfern, so reißt ihnen ohne Zaudern die Karten aus den Händen; und ihr, ihr Herren vom Hohen Rate, nehmt diese Buben fest, sperrt sie in den Kerker und foltert sie . . .!

*Die Predigt dauert fort.*

## Der Platz vor der Kirche

*Gruppen von Kindern.*

DER KLEINE BONI *(schreit und weint)*: O weh, o weh!

EIN KNABE: Was hast du?

*Die andern Kinder umringen ihn.*

DER KLEINE BONI: Ein langer Lümmel hat mich mit der Faust auf den Kopf gehauen. Der da, der dort geht!

ZWEITER KNABE: Warum hat er dich denn gehauen?

DER KLEINE BONI: Weil ich ihm seinen Spitzenkragen runterreißen wollte.

ALLE KINDER: So ein Aas! Dem wollen wirs geben! Kommt, ihm nach!

DRITTER KNABE: Laßts lieber sein, der Kerl ist wild! Kennt

ihr ihn nicht? Der Bildhauer Torrigiani ists, ein Bursche, der auf Gott und die Jungfrau pfeift! Der ist viel zu stark für uns!

*Zwei Dämchen kommen des Wegs und werden von einer Schar von Kindern umringt.*

ERSTER KNABE: Im Namen Jesu Christi, Königs unserer Stadt, und unserer Königin, der Jungfrau Maria, bitte ich euch, liebe Schwestern, euren Schmuck abzulegen und die Sammetgewänder auszuziehen.

ERSTES DÄMCHEN: Wir werden gern eurem Geheiß folgen, liebes Kind. Laßt uns nur schnell nach Haus gehen.

VIERTER KNABE: Die kenne ich. Sie sind unverbesserlich! Wir haben ihnen erst vorgestern gesagt, daß sie sich nicht so dreist betragen sollen, aber sie tuns immer wieder.

ZWEITES DÄMCHEN: Seid doch vernünftig, Freundchen, neue Kleider kosten Zeit!

FÜNFTER KNABE: So ziehen wir ihnen einfach die Sachen vom Leibe!

*Die ganze Bande stürzt sich auf die beiden und zerreißt ihnen Kleider und Kopfputz.*

SECHSTER KNABE: Da haben wir eine Masse Zeug für die Armen. Zwei Halsketten, Ohrringe, Armbänder und Ringe. Das ist fein!

*Andere Kinder kommen angelaufen.*

ERSTES KIND: Was weinen denn die beiden da?

EIN ZWÖLFJÄHRIGER: Das sind Sünderinnen, die wir auf den Weg der Tugend führen wollen. Wo kommt ihr denn her?

DAS KIND: Wir sind sammeln gewesen. Fünfzig Dukaten! Dann haben wir Spieler ausgezogen. Aber jetzt weiß ich noch was. Paßt mal auf! In einem Haus, ganz in der Nähe, haben die Leute schlechte Bücher versteckt und ein Schachbrett und eine Laute und, ich glaube, auch einen Spiegel. Aber das weiß ich nicht genau. Den Stall wollen wir ausfegen! Alle zusammen! Kommt!

ALLE: Ja! Los!

EIN BÜRGER: Niccolo! Komm her, mein Sohn!

NICCOLO: Was soll ich, Vater?
DER BÜRGER: Geh nach Haus, die Mutter ruft nach dir!
NICCOLO: Ich kann nicht! Ich muß Jesu dienen und Sünder bessern.
DER BÜRGER: Willst du wohl folgen, verwünschter Bengel?
NICCOLO: Es ist besser, Gott zu folgen als den Menschen. Kommt, Kameraden!
*Große Bewegung in dem Menschenstrome, der sich aus der Kirche ergießt.*
EIN KIND *(hat einen Baum erklettert)*: Da ist er, da ist er! Der Vater!
*In der Halle erscheint Bruder Girolamo, umgeben von den Patres von San Marco, unter denen man Bruder Silvestro Maruffi, die Patres Buonvicini und Sacromoro und andere Eiferer erkennt. Die Menge begrüßt sie voll Begeisterung; Männer und Frauen sinken auf die Knie und küssen, unter Tränen, Bruder Girolamos Kutte.*
DIE KINDER: Singt den Lobgesang!
*Sie singen:*
Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel!
*Bruder Girolamo geht, gefolgt von einer ehrfurchtsvollen Menge, weiter.*

*Ein Saal im Hause des Tanaï Nerli; sein Weib; sein Sohn.*
NERLI: Kurz und gut, ich habe genug von solchen Auftritten. Ich lebe, wie es mir gefällt, und will Frieden im Hause haben!
SEIN WEIB: Ich mag mich aber dem Teufel nicht ergeben.
NERLI: Wen meint Ihr damit? Mich vielleicht?
SEIN WEIB: Euch nicht, aber den Geist, von dem Ihr besessen seid. Warum verbergt Ihr das schreckliche Buch, das der Prophet auf offener Straße hat verbrennen lassen? Oder habt Ihr vielleicht diesen . . . diesen Decamerone nicht mehr?
NERLI: Wozu der Lärm um ein Buch, das, seit Jahrhunderten, jedermann besitzt?
SEIN WEIB: Ebensolange bringt sich jedermann um die Seligkeit. Einmal muß das doch aufhören!

NERLI: Ich will Ruhe haben; ich sage dirs in allem Ernst!
DAS KIND: Siehst du, Mutter, er hat das Buch, das Bruder Girolamo verboten hat. Und noch andere! Ich weiß es ganz genau. Wir wollen die bösen Bücher in den Ofen stecken!
NERLIS WEIB: Hab keine Furcht, mein Kind! Ich dulde nicht, was ich nicht dulden darf.
NERLI: Das ist Wahnsinn, Monna Lisa, und ich ersuche Euch jetzt, zu schweigen. Sonst . . .
SEIN WEIB: Gebt Euch keine Mühe, mich einzuschüchtern; es gelingt Euch nicht! Auch gegen Euren Willen werde ich nach dem Heile streben.
DAS KIND: Ja, Mutter, erring dir die Seligkeit! Bitte, bitte!
NERLIS WEIB: Ja, Liebling! Sei unbesorgt!
NERLI: Ihr seid irrsinnig, alle miteinander! Die ganze Stadt ist ein Tollhaus! Was ist aus dem unglücklichen Florenz geworden? Früher gebärdete es sich wie eine Schelmendirne, und jetzt gleicht es einer Rasenden. Das alles hat der verfluchte Mönch . . .
SEIN WEIB *(außer sich)*: Versündigt Euch nicht an Bruder Girolamo! . . .
NERLI: Ich wünsche den Bruder zu allen Teufeln, wenn mirs gefällt! Und Euch dazu! Versteht Ihr mich?
SEIN WEIB: Und ich werde Euch beim Hohen Rat anzeigen und bitten, daß man Euch für Euren Frevelmut bestrafe!
DAS KIND: Ja, Mutter, ja! Laß Vater bestrafen!
NERLI: Fahrt zur Hölle, allesamt!

## Rom im Juni des Jahres 1500

*Ein Gemach der päpstlichen Wohnung im Vatikan. – Alexander VI.; Donna Lucrezia Borgia, Herzogin von Bisaglia. Sie sitzt, in tiefer Witwentrauer, niedergebrochen und in Tränen aufgelöst, in einem Lehnsessel.*
ALEXANDER VI.: Nun ja, 's ist wahr. Dein Bruder Cesare trägt

Lucrezia Borgia

die Schuld. Er ist in das Zimmer gedrungen, in dem dein unglücklicher Gatte Alfonso im Schmerze seiner Wunden lag, und hat ihn dort erdrosselt . . . Ich sage es dir, weil jeder andere sonst es dir verriete; auf Schritt und Tritt würde dich die schreckliche Kunde durch die Stadt verfolgen. Aber mir ists lieber, du erfährsts aus meinem Munde; so können wir gemeinsam überlegen, wie man sich in einer Lage zu verhalten hat, an der, leider, nichts mehr zu ändern ist.

*Donna Lucrezia schluchzt in ihr Taschentuch und ringt die Hände.*

Die Wesenheit jedes Kummers, wie groß er auch sei – und der deine ist sehr groß, meine Tochter, und zweifellos der gerechtesten einer – die Wesenheit jedes Kummers, sage ich, ist, daß er das Vergessen in sich birgt.

DONNA LUCREZIA: Ach, Heiligster Vater . . .

ALEXANDER VI.: Ja, es ist mein Ernst! Menschen, wie wir, müssen immer ernsthaft bleiben; sie laufen sonst Gefahr, noch lächerlicher zu wirken als die anderen. Wenn Gram uns packt oder wilde Verzweiflung, daß uns durch bitteren Schicksalsspruch ein kostbar Gut entrissen wurde, dann ist Vergessen unser nächstes Ziel! Der Tag wird kommen, an dem du erstaunt bemerkst, daß du dir nur mit Mühe die Züge, vielleicht selbst den Namen des Gatten ins Gedächtnis zurückrufst, dessen Verlust dich heute schier zu Boden drückt.

DONNA LUCREZIA: Ihn verlieren, ihn so verlieren müssen! . . . Ermordet von meinem eigenen Bruder . . . gerade als die Geburt seines Sohnes ihn mit Freude erfüllte! . . . Welches Ungeheuer muß sein Mörder sein!

ALEXANDER VI.: Nein, meine Tochter, ein Ungeheuer ist er nicht! Eine Herrschernatur, für die es keine Rücksicht gibt, wenn es gilt, in heißem Ringen den Siegeslorbeer zu erkämpfen. Höre mich an, Lucrezia, und hebe nicht die Arme gen Himmel. Ich will nicht so töricht sein, Don Cesare zu rechtfertigen, noch will ich deines Zornes Flamme schüren. Ich wünsche allein, daß das große und wahre Empfinden, das in dir schlummert, erwachen und dir die Kraft verleihen möge, diese Krisis zu überwinden,

in der Jugend und Unerfahrenheit dich nicht so heldenmütig erscheinen lassen, wie du es zu sein vermagst.
DONNA LUCREZIA: Ich bin eine unglückliche Witwe und beweine meinen Gatten, der schuldlos fiel durch die Hand eines elenden Verräters.
ALEXANDER VI.: Warum so heftig? Gemach, gemach, Lucrezia! Du weißt, daß ich dich von ganzem Herzen liebe!?
DONNA LUCREZIA: Ich weiß auch, welche Verdächtigungen, welche schimpflichen Verleumdungen Eurer Heiligkeit Zuneigung über mich heraufbeschworen. Aber ich bin ohnehin der Verzweiflung nahe; mich kränkt nichts mehr auf Erden.
ALEXANDER VI.: Die Leute sagen, daß ich zugleich dein Vater und Geliebter sei. Laß doch die Welt reden, was sie mag, Lucrezia! Laß dieses jämmerliche Gewürm die ungereimtesten Geschichten über uns ersinnen. Sie sind eben nicht imstande, starke Naturen zu begreifen, und sehen an ihnen nur das Absonderliche. Die geheimsten Triebkräfte bleiben ihnen verborgen, und noch weniger erkennen sie ihre Zusammenhänge. Deshalb glauben sie, daß in den Tiefen dieses für sie unergründlichen Geheimnisses der Drang zum Bösen schlummere. Mag dieser Schwarm von Albernheiten ruhig dein Haupt umschwirren, wenn nur dein Ohr ihnen verschlossen bleibt! – Doch sprechen wir jetzt von wichtigeren Dingen. Du mußt deinen Schmerz überwinden, die Umstände verlangen es! Du darfst dich nicht in die Einsamkeit zurückziehen, ich erlaube es nicht! Ich dulde nicht, daß du nach Nepi gehst, um dich in deinem Kummer dort für alle Zeiten zu begraben. Das ist unmöglich, deine eigene Natur würde sich dem widersetzen! Du bist jung, schön, stark, klug und tatkräftig; du brauchst das Leben, und das Leben braucht dich. Bleibe hier, bleibe in der Welt und beherrsche sie! Du sagst, du habest einen Gatten verloren, der dir teuer war? Ich bedaure es und beklage den schmerzlichen Verlust, den ich dir gern erspart hätte, mit dir. Aber du bist Donna Lucrezia Borgia, in deinen Adern fließt das Blut der edelsten Geschlechter, du bist Herzogin von Bisaglia und Sermoneta, Fürstin von Aragon und auf Lebenszeit Statthalterin von

Spoleto. Gekrönten Häuptern bist du ebenbürtig, du besitzest die angeborene Gabe, über Völker zu herrschen, und dein Verstand, dessen Größe ich kenne, wird niemals zugeben, daß du dich dieser Aufgabe entziehst!

DONNA LUCREZIA: Mag sein, daß es mir einstmals Vergnügen bereitet hätte, das Rad der Weltgeschichte sich drehen zu sehen und selbst in seine Speichen einzugreifen ... Doch – das war einmal! Ich bin entschlossen, mich nur noch der Erziehung meines Sohnes zu widmen und mein Rachegelübde zu erfüllen, wenn die Zeit gekommen sein wird.

ALEXANDER VI.: Sei auf der Hut, Lucrezia! Sprich nie dies Wort vor einem anderen aus! Dein Bruder weiß, was er will; und er will, was er wollen muß. Seine Pläne müssen ihm gelingen! Und wenn er eines Tages erkennen würde, daß er sich in dir getäuscht, daß du nicht das wahrhaft große, alles verstehende Weib bist, das er in dir zu finden glaubt – wenn er in dir gar ein Hindernis und nicht mehr eine Stütze sähe, dann müßtest du auf das Schlimmste gefaßt sein. Selbst du wärest vor ihm so wenig sicher, wie es dein Bruder Giovanni, dein Gemahl und der Unglückliche gewesen ist, den er, unter dem Deckmantel meiner eigenen Person, erdolcht hat. Von vielen anderen gar nicht zu reden!

DONNA LUCREZIA: Don Cesare ist der letzte, der mich schrecken könnte. Wenn er auch Euch die Stirn bietet, mir soll er sie nicht bieten!

ALEXANDER VI.: So liebe ich dich, und so bist du wieder, die du warst. Die kleine Bürgerswitwe ist verschwunden, und die Königin, die Herrin, spricht zu mir! ... Wie schön du jetzt bist, mein Kind; schön, wie der Stolz! Du bist die Kraft! Jetzt brauche ich meine Worte nicht mehr zu wägen ... Don Cesare hat nicht die leiseste Absicht gehabt, dir zu schaden; wenn du darüber nachdenkst, wirst du es selbst einsehen. Als wir dich vor zwei Jahren zum Bruch mit Giovanni Sforza und zur Ehe mit Don Alfonso von Aragon drängten, gehorchten wir dem Drucke der Notwendigkeit, die uns die Vorteile dieser Verbindung erkennen ließ. Ob-

wohl dein Gemahl nur der illegitime Sohn des Königs von Neapel war, gewannen wir doch durch ihn einen mächtigen Verbündeten; ein anderer Weg, auf dem wir unsere späteren Pläne fördern konnten, stand uns damals nicht offen. Seitdem hat sich die Lage der Dinge sehr geändert. Don Cesare hat es durch seinen nie erlahmenden Eifer, seine Klugheit, seinen erfinderischen Geist vermocht, die Umstände so zu nützen, daß wir uns jetzt der Gunst des Nachfolgers Karls VIII. erfreuen dürfen. Was sage ich, Gunst? Seiner wärmsten Freundschaft, ja seiner Liebe! Von dieser Seite haben wir dauernde Vorteile zu erwarten, die uns die Spanier nie gewährt haben würden. Du kannst ermessen, wie unangenehm es Don Cesare war, daß uns gerade in dem Augenblick ein aragonesisches Bündnis festlegte, in dem wir gezwungen waren, so französisch gesinnt zu sein wie nur möglich, und sorgsamst zu vermeiden, in Ludwig XII., dem beschränktesten, leichtestgläubigen und mißtrauischesten aller Fürsten, Argwohn zu erregen.
DONNA LUCREZIA: Deshalb ist also Don Alfonso ermordet worden?
ALEXANDER VI.: Ja, nur deshalb. Ich gebe zu, daß es vielleicht möglich gewesen wäre, einen anderen Ausweg zu finden. Zum Beispiel, daß du selbst den unglücklichen Alfonso bewogen hättest, Vater, Familie und Heimatland zu verlassen.
DONNA LUCREZIA *(schluchzend)*: Er würde alles getan haben, was ich von ihm verlangt hätte!
ALEXANDER VI.: Wir wollen darauf nicht mehr zurückkommen. Irrte Don Cesare vielleicht auch bei der Wahl des Mittels, so war seine Überlegung doch im Grunde richtig. Er war sicherlich weit davon entfernt, dir etwas Böses anzutun. Ich werde dir beweisen, daß er nur an deine Erhebung dachte und noch heute denkt.
DONNA LUCREZIA: Ich erlasse ihm das!
ALEXANDER VI.: Wenn du deinen Bruder richtig beurteilen willst, mußt du vor allem eine Tatsache in Betracht ziehen, die dir auch bei der Prüfung deines eignen Ichs sehr nützlich sein wird. Wir sind nicht haltlose, unbeständige Italiener, sondern

Spanier, und eine natürliche Veranlagung treibt uns, den Dolch nicht im Ärmel zu halten, wenn es einen Gewaltakt zu verüben gilt. Die Taten, die unsere Landsleute in Westindien vollbringen – ich erinnere dich nur an die Grausamkeiten des Herzogs von Veragua und seiner Begleiter gegen die Eingeborenen – dieselben Taten vollbringen wir vom Hause Borgia, allen voran Don Cesare, in Italien. Deshalb glaube ich, daß wir, da uns die Wahl der Mittel leicht fällt, von den meisten Hemmungen, die andere Menschen lähmen, befreit sind. Bar jedes inneren Widerstandes, werden wir nicht viel Zeit gebrauchen, die Fundamente unserer Macht zu stärken. Das ist die herrliche Aufgabe, die unser harrt, und ihr haben wir uns ganz zu weihen!
DONNA LUCREZIA: Ich hatte nach der Ehe mit Don Alfonso kein Verlangen getragen. Da ich, wie es hieß, zu jung war, um selbst darüber zu entscheiden, hatte man mich nicht einmal gefragt. Ebensowenig wie bei meiner ersten Verheiratung und Scheidung und bei der ersten Verlobung, die dieser Ehe voraufgegangen. Und dennoch sprachet Ihr von meinem Ruhme, meiner Macht und meinen Staaten! Was bedeuten diese leeren Worte? Vermeinet Ihr, mich über den Flitter hinwegzutäuschen, mit dem Ihr mich behängt? Die Abstammung meines Gatten macht mich zur Herzogin von Bisaglia, aber schon morgen kann mir der König von Neapel dieses Lehen, das nur ein freiwilliges Geschenk war, wieder entziehen. Sermoneta habt Ihr den Gaëtani genommen und mir gegeben; der erste beste wird es mir entreißen, um es einem anderen abzutreten. Dann soll ich auf Lebenszeit Statthalterin von Spoleto sein? Aber Spoleto gehört der Kirche, und was gilt der Vertrag, wenn Ihr nicht mehr seid? Nein, Heiligster Vater, ich bin nichts als ein unglückliches Weib, das seiner Familie zum Spielball dient und dessen Interessen nicht höher geachtet werden als seine Gefühle. In dieser Lage bleibt mir nur mein Stolz! Ihr habt mich aus Nepi hergerufen, und ich werde dorthin zurückkehren und es nicht eher verlassen, als meine Pflicht als Mutter und tiefverletzte Gattin mich dazu zwingt.

ALEXANDER VI.: Deine Zukunft gleicht nicht dem Bilde, das du entworfen hast. Ich werde sie dir darum entschleiern Du erhebst Anklage wider deine Verwandten Vergissest du ganz der liebevollen Sorge, mit der sie dich umgeben? Da unser Anfang nicht unter einem sonderlich günstigen Sterne stand, richteten wir unser Augenmerk auf einen reichen Edelmann von guter Abkunft und Verwandtschaft, der einigermaßen zu dir paßte. Aber alsbald erhob sich ein guter Wind, und die Barke unseres Glückes gewann das offene Meer. Was geschah? Du wardst sogleich von diesem mäßigen Besitz befreit und zu den Höhen erhoben, zu denen wir selbst emporgestiegen. Nun war es an der Zeit, in fürstlichen Regionen für dich Umschau zu halten. Man suchte, fand und gab dir deinen Fürsten. Die Dinge haben sich abermals geändert. Aus den Falken sind Adler geworden, und ihre Beute muß darum reicher sein! Sie wollen dich daran teilhaben lassen. Was sich vordem für dich ziemte, steht dir heute nicht mehr an: dein Wert ist größer geworden. Was würdest du zu der Rolle einer souveränen Fürstin sagen? Wie würde dir ein Gatte gefallen, der einem der erlauchtesten Häuser dieser Erde angehört? Der selbst schön, tapfer, unerschrocken und einer der glänzendsten Feldherren Italiens ist? Den sein Geschick zum Höchsten ausersieht, der dich liebt und anbetet und der deine Hand begehrt?

DONNA LUCREZIA: Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht, und verlange auch nicht danach, es zu wissen.

ALEXANDER VI.: Ich spreche von Don Alfonso von Este, dem Sohn und Erben des Herzogs von Ferrara. Ich spreche von deiner wahren Größe, deiner Zukunft, deinem Glücke; von der Zukunft, dem Glücke und dem Leben deines Sohnes. Vernimmst du meine Worte, Lucrezia?

DONNA LUCREZIA: In diesem Augenblick bin ich nicht imstande, dergleichen Vorschläge anzuhören und zu erwägen, was an ihnen Gutes ist.

ALEXANDER VI.: Das verstehe ich. Aber darüber könntest du doch schon mit dir im klaren sein, daß es nicht richtig ist,

nach Nepi zurückzukehren. Um dich vollends davon zu überzeugen, offenbare ich dir einen Plan, den ich, im Einvernehmen mit Don Cesare, entworfen habe und der dir meine Zuneigung und die Hingabe deines Bruders an deine wahren Interessen beweisen wird.

DONNA LUCREZIA: Ich bin begierig, zu erfahren, worum es sich handelt.

ALEXANDER VI.: Die Umstände zwingen mich, Rom für einige Zeit zu verlassen. Du wirst hier an meiner Stelle bleiben, und die Regierung wird in deinen Händen liegen! Du allein hast das Recht, die Staatsdepeschen zu öffnen und zu lesen, Entscheidungen zu treffen und Befehle zu erteilen. Ich habe die zuverlässigsten meiner Kardinäle angewiesen, mit dir zu konferieren, wann und sooft es dir beliebt. Du wirst also meine Staaten, die Kirche und die Welt leiten, Lucrezia. Ich weiß, du bist fähig, die Tragweite einer solchen Aufgabe zu erfassen. Höre mich an! Trockne die Tränen, die deiner unwürdig sind, da du sie nutzlos vergießest! Denke an den Ruhm deines Hauses, an die Erfüllung unserer Pläne und lasse jedes Bedenken vor so ersprießlichem Ehrgeiz weichen. Präge dir ins Gedächtnis, daß für Menschen, die das Schicksal zum Herrschen auserwählt, die allgemeinen Lebensregeln keine Geltung haben und daß ihre Pflichten sich anders gestalten als die der Menge. Gut und Böse werden zu Begriffen, da sie in eine höhere Sphäre entrückt sind. Die Verdienste, die man bei einer Frau des Alltags anerkennen würde, wandelten sich bei dir zu Fehlern, weil sie Ärgernis und Verderben im Gefolge hätten. Das Grundgesetz der Welt ist nicht, dies zu tun oder jenes zu lassen, sondern zu leben, Kraft und Größe, die einem verliehen, zu entwickeln und immer das Bestreben zu nähren, seinen Flug zur Höhe zu nehmen. Vergiß das nicht und gehe geradeswegs auf dein Ziel! Tue nicht, was dir gefällt, sondern das, was dir nützt! Überlaß den kleinen Geistern, den Herdenmenschen, schwach zu sein und sich in Bedenken zu verzehren. Nur eine Rücksicht gibts, die deiner würdig ist: Deine und des Hauses Borgia Erhebung. Ich hoffe,

daß ein so bedeutungsvoller Gedanke deine Zähren stillen und dich das Geschehene hinnehmen lassen wird. Es gehört der Vergangenheit an und sei aus deinem Herzen getilgt! Ich verlasse dich, Lucrezia, mit der Bitte: erblicke in dir die künftige Herzogin von Ferrara und sei dir bewußt, daß du in diesem Augenblick beginnst, die Rolle des Stellvertreters Gottes vor der Welt zu spielen!

## Venedig

*Saal eines Palastes am Canale grande. – Piero de' Medici geht mit sorgenschwerer Miene, die Hände auf dem Rücken, auf und nieder; bei ihm: sein Bruder, der Kardinal Giovanni de' Medici, der spätere Papst Leo X., zurzeit neunzehn Jahre alt; sein Vetter Giulio de' Medici, der spätere Papst Clemens VII., zurzeit Johanniterritter und Prior von Capua; Bernardo Dovisi de Bibbiena, Haushofmeister des Kardinals und ehemaliger Geheimsekretär Lorenzos des Prächtigen.*

BIBBIENA: Man müßte ein Narr sein oder ein Kind, um zu glauben, daß es um unsere Sache gut bestellt sei. Dennoch aber braucht Ihr die Hoffnung nicht aufzugeben, Herr Piero!

PIERO: Ich habe große Fehler begangen. Als ich mich bemühte, der Franzosen Sinn vom Einzug in Florenz abzuwenden, hätte ich mich nicht zu so weitgehenden Zugeständnissen hinreißen lassen sollen. Auch unterließ ich, sie, nachdem die Einigung bereits erfolgt war, um ihren Beistand zu bitten, ehe ich nach Bologna aufbrach. Vielleicht wäre manche böse Erfahrung uns dann erspart geblieben ... O dieser Schurke Bentivoglio! Gar bald vergaß er, was er dem Andenken unseres Vaters dankt. Nur zu gründlich hat er uns von seiner Niedrigkeit überzeugt. Er trägt die Schuld, daß wir hierher geflohen! ... Wenn es mir je gelingt, die Macht unseres Hauses wieder aufzurichten, dann soll er fühlen – fühlen, was Rache heißt! Doch das ists nicht, was auf dem Sinn mir lastet; wie ich Euch sagte, sinds die Fehler, die ich selbst verübt habe.

KARDINAL GIOVANNI: Ach, warum martert Ihr Euch selbst, mein Bruder? Ich blieb doch länger in Florenz als Ihr und schwöre, daß nichts mehr zu ändern war. Unserer Feinde Spiel war so fein gespielt, die Bürger waren so wohl bearbeitet, daß kein Gott unsere Absetzung mehr verhüten konnte! Lucca Corsini, Jacopo de Nerli und die anderen Neidhammel hatten die ruhigsten Leute in den Harnisch gebracht; ich konnte noch so viel zum Volke sprechen, kein Mensch hörte darauf. Ja, mit Steinen begannen sie nach mir zu werfen, so daß ich weichen mußte. Ich hatte Savonarola gegen mich! Er bestimmte die Dominikaner von San Marco, mich aus ihrem Kloster, in dem ich anfangs eine Zuflucht gefunden hätte, hinauszujagen.
PIERO: Und nun bedenken müssen, daß wir die Stifter dieses Klosters sind! . . .
KARDINAL GIOVANNI: Nehmts nicht so schwer, mein Bruder! Hätte nicht Girolamo den guten Patres die Köpfe verdreht, sie würden sich kaum so betragen haben. Entsetzlich war das Schauspiel, das ich mit angesehen, als ich, in der Verkleidung eines Bettelmönches, mich durch die Reihen der entflammten Massen stahl. Ein Haufe von Spitzbuben, die tobten und rasten, die Gefängnistüren einschlugen, Diebe und Mörder freiließen und ihnen zu guter Letzt noch um die Hälse fielen . . .
BIBBIENA: Das ist die Art des Pöbels, Politik zu treiben!
PIERO: Ich wüßte zwar, was da zu machen wäre, doch es gibt schlimmere Greuel. Ihr hörtet, daß unseres Oheims Söhne, unsere Vettern, durch unsaubere Mittel sich den Weg erschlichen, in die Stadt zurückzukehren und von ihren Gütern wieder Besitz zu ergreifen. Um den neuen Herren ihre Ergebenheit zu beweisen, haben die Elenden feierlich auf Führung ihres eigenen Namens verzichtet und den Namen Popolani angenommen. Prägt euch zwei neue Ehrenmänner ins Gedächtnis! Herrn Lorenzo Popolani und seinen ihm in jeder Beziehung ebenbürtigen Bruder, Herrn Giovanni Popolani. Ist es nicht Spott und Schande? Welches Maß von Scheußlichkeit birgt doch die Welt in sich!

KARDINAL GIOVANNI: Der Abfall unserer Vettern wird sich ertragen lassen. Freunde, denen man nachtrauert, waren sie uns nie. Viel tiefer schmerzt mich, daß die Aufrührer die Gärten zerstört haben, in denen unser Vater so viele herrliche Meisterwerke, Gemälde und Statuen aus allen Zeiten, zusammengetragen. Bücher, Münzen und Kameen sind bei der allgemeinen Plünderung verschwunden. So manches Stück gab es darunter, an das ich immer werde denken müssen und dessen Verlust ich nie verwinden kann.

PIERO: Was tuts, da wir doch selbst verloren sind? Wir sind verdammt, von einem Ort zum anderen zu irren, bald laue und bald kühle Freundeshand zu drücken und auf der Hut zu sein, daß uns nicht Arglist an den Feind verrate. Noch ist der Hohe Senat voll Edelmutes gegen uns; aber bald wird er es nicht mehr sein!

BIBBIENA: Er wird es sein, solange Venedig Florenz haßt. Also in alle Ewigkeit. Nein, ich wiederhole Euch, zur Verzweiflung gibts noch keinen Grund. Auf diesem Erdball existiert ein Stillstand nicht; bald geht des Schicksals Flug von links nach rechts und bald von rechts nach links. Italiens Interessen sind der Schwerpunkt, der sich stets verrückt. Nach meiner Überzeugung werden die Medici eines Tages nach Florenz zurückkehren und Macht und Glanz dort wiederfinden.

KARDINAL GIOVANNI: Mir scheinen in der Tat die Zeichen darauf hinzudeuten. Frankreich gehorcht einem neuen König, Ludwig XII., dessen Eroberungsdurst noch größer sein soll als der des verblichenen Karl VIII. Nicht allein nach Venedig trägt er Begehr, er will auch Mailand zu den Seinen zählen. Vielleicht ist eine Verständigung möglich. Einmal muß doch Savonarolas Stern verblassen! Die Geduld, die man mit ihm übte, beginnt schon zu erlahmen. Unter den Republikanern herrscht keine Einigkeit; viele unserer Anhänger kehren ungehindert in die Stadt zurück. Der junge Michelangelo Buonarroti, zum Beispiel, war nach Bologna geflüchtet, und Aldobrandi selbst hatte ihm Arbeit bei San Petronio verschafft. Trotzdem ist er wieder in seine Heimat gegangen, wo er jetzt in Frieden lebt.

DER PRIOR VON CAPUA: Noch freundlicher wird das Geld dort aufgenommen, das ich auf Euer Geheiß an Tornabuoni gesandt habe. Er schreibt mir, daß die Zahl derer, die sich von ihm unterstützen lassen, im Wachsen sei. – Wollt Ihr jetzt die Werkstatt Tizians mit mir besichtigen, Monsignore Giovanni?
KARDINAL GIOVANNI: Gern. Ich zeige Euch auch die neue Diensttracht unserer Gondolieri.
PIERO: Gehabt euch wohl! Bibbiena und ich erledigen indessen die Korrespondenz.

## Florenz

*Hinterraum eines Ladens. – Zwei Kaufleute bei Tische.*

ERSTER KAUFMANN: Eßt ruhig noch die Waffel! Bruder Girolamos Aufpasser sehen Euch ja nicht.
ZWEITER KAUFMANN: Ihr seid sehr gütig. Aber ich habe einen schwachen Magen und fürchte, ihn zu überladen. – Wo waren wir doch stehengeblieben? Richtig, bei England! Ja, das ist, wie gesagt, ein Land, wo man noch Geld verdienen kann.
ERSTER KAUFMANN: Vor allem im Seidenhandel und beim Weinverkauf. Im letzten Jahre habe ich vierzig Stückfaß von ziemlich minderwertiger Qualität an meinen Londoner Geschäftsführer gesandt. Ich gebe den Engländern jeden Kredit.
ZWEITER KAUFMANN: Sie sind eben solide. Das kann man nicht oft genug betonen.
ERSTER KAUFMANN: Trotzdem ziehe ich ihnen die Flandrischen noch vor. In Antwerpen hat man respektable Kaufleute wirklich zur Auswahl.
ZWEITER KAUFMANN: Nun noch eine Sache, wir sind ja unter uns! Wäre es nicht viel gescheiter, wenn Bruder Girolamo, den ich im übrigen verehre – ich bitte, das zu behalten! – wenn also Bruder Girolamo alle die guten und teuren Sachen, die er vernichten läßt, für billiges Geld an uns verkaufte? Die braven Flamländer wären sicher Abnehmer dafür.

ERSTER KAUFMANN: Ganz meine Meinung; aber mit dem ehrwürdigen Bruder ist von solchen Dingen nicht zu reden. Man kann überhaupt nicht mehr so offen mit ihm sprechen wie früher. Beim ersten Wort regt er sich auf und dient einem mit den schönsten Grobheiten.

ZWEITER KAUFMANN: Man darf nicht vergessen, wie schwer er unter der Sündhaftigkeit der Menschen leidet.

ERSTER KAUFMANN: Was soll man dazu sagen? Ich verstehe nicht, wie er es aushält. Wie dem auch sei – er hätte gut daran getan, die schöne Goldstickerei unbeschädigt zu erhalten! Jeden Preis würde man uns dafür gezahlt haben. Heute abend predigt der Prophet in San Niccolo. Kommt Ihr nicht hin?

ZWEITER KAUFMANN: Wie könnt Ihr fragen? Ich mache es mir zur heiligen Pflicht. Um nichts in der Welt möchte ich der Lauheit bezichtigt werden. Ich habe hier, im Vertrauen, einige ganz nette Sächelchen, und es liegt mir nicht das mindeste daran, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.

ERSTER KAUFMANN: Genau wie ich, Nachbar. In diesen schwierigen Zeitläuften muß man vorsichtig sein. – Jetzt wollen wir uns auf den Weg machen! Die Kirche wird überfüllt sein. Nehmt Ihr eine Kerze?

ZWEITER KAUFMANN: Stets, das präsentiert sich gut! Seht Euch mal das Lichtchen an; ist es nicht beinahe so dick wie ein Mastbaum?

ERSTER KAUFMANN: Meins ist noch dicker. Ihr seid geschlagen!

*Beide lachend ab.*

*Bruder Girolamos Zelle. – Er liegt, die gekreuzten Arme über den Augen, auf seiner Pritsche. Auf Schemeln sitzen Bruder Silvestro Maruffi und Bruder Domenico Buonvicini.*

BRUDER GIROLAMO: Gott, mein Gott, warum wandtest du dich von mir?

BRUDER SILVESTRO: Ihr selbst kehrt Euch ja von Euch ab, Meister; wir müssen es Euch immer wieder sagen!
BRUDER DOMENICO: Es ist mir rätselhaft, was Eure Kraft so völlig lähmte.
BRUDER GIROLAMO: Ich bin zu Ende. Mein Herr Jesus mag mich zu sich rufen!

*Er preßt sein Gesicht ins Kissen und schluchzt laut auf.*

BRUDER DOMENICO: Ist es nicht jammervoll, einen solchen Mann seiner Schwäche erliegen zu sehen?
BRUDER GIROLAMO *(erhebt sich und blickt seine Freunde an)*: Soll ich es euch gestehen? Seit mehr denn einem Jahre liegt mir eine Last auf der Seele, die ich nicht länger zu tragen vermag. Ich fürchte, daß ich mich getäuscht habe. Ich gleiche einem Reisenden, der auszog nach dem himmlischen Reiche und der sich verirrte in das Land der Unterwelt.
BRUDER SILVESTRO: Was ist Euch, Meister? Vergeßt Ihr die Erfolge, die Euch überreich beschieden waren? Florenz nähert sich mit jedem Tage dem Ziele der Vollkommenheit. Ihr allein seid Herr; an Euch nur glaubt man, aller Liebe ist Euch sicher. Was nun noch fehlt, kommt von allein. Der Papst droht zwar, doch er hütet sich, Euch zu bestrafen.
BRUDER GIROLAMO: Und alles war ein Trug. Ich glaubte, daß das Gute so leicht zu tun wie zu erkennen sei. Ich ahnte nicht, daß die Tat der Absicht Gegner ist. Ein gutes Werk ist nie willkommener Gast; Gewalt muß ihm die Türen öffnen! Ein Rat von mir verhallt ins Leere, wenn ihm die Strafe nicht zur Wirkung hilft. Wo bleibt die Mäßigung, wo ist das rechte Mittel? Wenn ich schelte, heißt es, daß ich schmähe; jeder Tadel ist Beleidigung. Der züchtigende Hirtenstab wird zum blutbefleckten Schwerte, und Menschen, die ich zu retten wünschte, bringe ich den Tod. Alles wandelt sich in meinen Händen: die Süße in Bitternis, Milde in Zorn, Strenge in Wildheit! Glaubt ihr, es bliebe mir verborgen, daß meine Getreuen Verheerung säen, wie reißendes Getier?
BRUDER SILVESTRO: Mag sein, daß ihre Faust bisweilen

nicht sehr zart ist. Das schmälert nicht die Größe des Erfolgs. Wie könnte auch ein einziger Fehler des ganzen Unternehmens Wert in Frage stellen?
BRUDER GIROLAMO: Ich diene der himmlischen Sache mit teuflischen Mitteln!
BRUDER DOMENICO: Philister waren König Davids Leibtrabanten.
BRUDER GIROLAMO: Herr, du mein Gott! Ich wollte Reinheit und Gerechtigkeit. Ruf mich von hinnen!
BRUDER SILVESTRO: Was wird aus deinem Werke, wenn du nicht mehr bist?
BRUDER GIROLAMO: Es wird daraus, was werden muß. Ich kann nicht länger leben.

*Er wirft sich wieder auf sein Lage*

*Nachts in einem Garten. – Ein junges Weib; sein Liebhaber.*

DAS JUNGE WEIB: Ich bin in tausend Ängsten! . . . Wenn mein Bruder eine Ahnung hätte . . . Ich flehe dich an, laß mich allein!
DER LIEBHABER: Ich mag nicht. Dein Bruder treibt sich in den Gassen umher, um Savonarolas Getreue zu verhöhnen. Du brauchst dich nicht zu fürchten! Du meinst, doch? Nun, dann gehe ich. Hast du mich wenigstens lieb?
DAS JUNGE WEIB: Ich glaube . . . Ich weiß nicht . . . Im Augenblick, vielleicht . . . Soll ich dich etwa belügen? Warum hängst du dich an mich? Ich bin für Abwechslung . . . Das heißt, ich weiß selbst nicht, wie ich bin. Ich hab dich sehr lieb, du bist mein Freund, mein guter Freund! Aber morgen . . . morgen wird es wohl wieder anders sein. Ich bin immer offen zu dir gewesen.
DER LIEBHABER: Solche Redensarten sind mein Tod. Aber ich werde dich dennoch lieben und anbeten und dein Sklave sein. Ich bin dein. Für dich will ich sterben!
DAS JUNGE WEIB: Ach, ich habe ja solche Angst! Küsse

mich . . . da . . . auf die Wange . . . Armer Fabricius! Ich habe dich sehr lieb . . . jetzt, in diesem Augenblick! Warum so traurig? Hast du nicht an wichtigere Dinge zu denken? Kümmere dich um die Medici!

DER LIEBHABER: Die Medici interessieren mich so wenig wie ihre Widersacher. Mein einziger Gedanke bist du! Leb wohl! Fünf lange Tage, ohne dich zu sehen . . .

DAS JUNGE WEIB: Fünf Tage? Das ertrage ich nicht! Komm morgen hier vorüber; vielleicht kann ich dich einlassen.

DER LIEBHABER: Und wenn mich einer sieht?

DAS JUNGE WEIB: Dann ists auch nicht schlimm!

DER LIEBHABER: Du bist das entzückendste, bezauberndste, holdseligste Mädchen auf der Welt!

DAS JUNGE WEIB: Leb wohl und gräme dich nicht! Denk an mich, ja?

DER LIEBHABER: Noch einen Kuß!

DAS JUNGE WEIB: Nein, morgen! Gib mir die Hand, das muß für heute alles sein! Leb wohl!

DER LIEBHABER: Bist du mir gut?

DAS JUNGE WEIB: Ich weiß es nicht.

DER LIEBHABER: Wenn ich sterben werde aus Verzweiflung, dann wirst du's vielleicht wissen. Leb wohl!

## Rom

*Eines der päpstlichen Gemächer. – Alexander VI.; Kardinal Francesco Piccolomini; der mailändische Gesandte.*

DER KARDINAL: Und ich wiederhole Euch, Heiligster Vater: Wenn Ihr mit dem Bruder Girolamo nicht bald ein Ende macht, wird er mit Euch ein Ende machen.

DER PAPST: Du trägst ihm nach, daß er dir die fünftausend Gulden verweigert hat. Glaubst du, ich kenne deine Schliche nicht? Ihr alle seid gegen diesen Schwätzer aufgebracht. Er sagt euch die Wahrheit. Ist das ein Unglück? Er sagt sie mir auch.

Mache ich mir etwas daraus? Habe ich den Ehrgeiz, ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben und bin der üblen Händel herzlich müde. Ich mische mich nicht weiter ein. Ich bin alt und will ruhig sterben, wenns euch auch wurmt! Ich denke nur noch an die Versorgung meiner Kinder. Mich laßt ungeschoren!

DER KARDINAL: Es handelt sich gerade um Eure Ruhe, Heiligster Vater. Höret nur, was Ludovico Sforza Euch zu berichten hat!

DER PAPST: Ich mag nichts hören, was mich erregen oder auch nur ärgern könnte.

DER GESANDTE: Es handelt sich nicht um leere Redensarten. Tatsachen und Beweise liegen vor.

DER PAPST: Behaltet sie für Euch!

DER GESANDTE: Savonarola hat durch Sendschreiben alle Regenten um Einberufung eines Konzils zum Zwecke Eurer Absetzung ersucht.

DER KARDINAL: Das ist die nackte Wahrheit; einige Fürsten sind auch bereits für den Plan gewonnen.

DER PAPST: Hirngespinste und Verleumdungen!

DER GESANDTE: Hier der Brief an den König von Frankreich. Wir haben ihn einem reitenden Boten abgenommen. Er ist von Bruder Girolamo unterzeichnet und trägt, wie Ihr seht, sein Siegel.

DER PAPST: Beim Blute der Madonna! Dieser Hund, dieser elende Feigling, dieser Gauner, dieser . . . dieser Schandbube! Es ist also doch wahr! Du willst mich vernichten?! . . . Ruft mir den Rat zusammen! Benachrichtigt auch Don Cesare, Donna Lucrezia . . . und Donna Vannozza! Diesmal ists um ihn geschehen!

DER KARDINAL: Ich sagte Euch, es wäre unausbleiblich. Eurer Bullen achtet er nicht, Eure Befehle tritt er mit Füßen, Euren Namen beschmutzt er zu jeder Stunde auf offener Kanzel! Er behandelt Euch, als wäret Ihr der erste beste von der Straße!

DER PAPST: Ich bin sein Herr, er wird es fühlen! Die Seele

reiße ich diesem Girolamo aus dem Leibe. Er soll wissen, was es bedeutet, sich gegen mich aufzulehnen!

## Florenz

*Ein Platz. – Eine Gruppe von Handwerkern begegnet heimkehrenden Bürgern.*

EIN ARBEITER: He, Kameraden! Der Prophet versprach uns doch, die Flammen eines Scheiterhaufens zu durchschreiten, um die Verleumder Lügen zu strafen. Hat ers getan?

EIN BÜRGER: Hat ers . . .? Nein, er hats nicht getan!

EIN ANDERER HANDWERKER: Wie soll ich das verstehen? Haben denn die Franziskaner ihre Anklagen widerrufen?

ZWEITER BÜRGER: Keineswegs. Die Franziskaner und die Patres von San Marco haben sich von weitem mit Schmähungen überschüttet. Aber nachdem sie einen vollen Tag herumgestritten, haben beide nicht den Mut gefunden, die Feuerprobe zu machen, obwohl sie sich dessen laut gerühmt hatten. Ich und viele andere warten seit heute früh auf das Schauspiel. Ich glaube, wir sind hereingefallen. Mit Bruder Girolamo ist nicht so arg viel los!

EIN WEBER: Das kommt mir auch bald so vor.

EINE FRAU: Ohne das Tanzverbot wärs wohl nicht weitergegangen? Ich habs euch ja immer gesagt: er ist ein Heuchler!

EIN BÄCKER: Ich gehe nach Haus, Abendbrot essen. Sämtliche Pfaffen der Welt können mir den Buckel lang rutschen!

*Der Ratssaal im Palazzo Vecchio. – Der Gonfaloniere; die acht Mitglieder des Hohen Rates.*

DER GONFALONIERE: Das Törichtste, was Bruder Girolamo tun konnte, war, sich so weit auf die Geschichte mit dem Scheiterhaufen einzulassen. Wenn er schon seiner selbst nicht sicher war, hätte er sich auch nicht in diese Zwangslage bringen dürfen! Kläglich hat er sich aus der Affäre gezogen. Er bereitet

sich die schlimmsten Ungelegenheiten, und uns reißt er mit hinein!
ERSTER PRIOR: Die Briefe aus Rom lauten mit jedem Tag bedrohlicher. Bruder Domenico Bonsi, unser Fürsprecher, kann, scheints, nichts ausrichten. Der Papst zeigt sich zum Äußersten entschlossen. Was soll aus unseren Institutionen, was aus der Volksregierung werden, wenn Bruder Girolamo nicht mehr ist?
ZWEITER PRIOR: Hätten wir ihm nicht Hauptmann Giovacchino und Marcuccio Salviati als Begleiter mitgegeben, das Volk würde ihn in Stücke gerissen haben. So groß war seine Wut darüber, daß ihm ein Schauspiel entgangen ist, an dem es sich im Geiste schon seit vierzehn Tagen labte.
DER GONFALONIERE: Unleugbar, hochedle Herren, ist der Bruder nicht mehr so allgemein beliebt wie ehedem. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß die Medici das Geld mit vollen Händen streuen. Man muß Vorkehrungen treffen. So kanns unmöglich weitergehen. Die Arrabiati und Compagnacci ziehen bewaffnet durch die Straßen. Das dürfen wir nicht länger ruhig mit ansehen. Es gilt des Staates und unser eigen Wohl!
DRITTER PRIOR: Wenn wirs vermeiden können, wollen wirs mit niemandem verderben. Weder mit einer Partei noch mit sonst jemand. Nach meiner Ansicht müßte dem Bruder das Verbleiben in der Stadt untersagt werden . . . Ich kalkuliere so: wir retten dem Mönch das Leben und versichern ihm und seinen Freunden das so lange, bis sie von unseren guten Absichten überzeugt sind und sie uns dankbar vermerken. Zugleich aber geben wir Rom Genugtuung, indem wir den Mahnbriefen scheinbar Folge leisten und den Bruder zwingen, seine Kanzelreden einzustellen, ohne es indessen direkt anzuordnen. Ferner nehmen wir den Anhängern der Medicipartei den Vorwand, Lärm zu schlagen, da ja der angebliche Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt ist. Einverstanden?
DER GONFALONIERE: Sollen wir beraten, werte Herren?
DIE PRIORES: Gewiß, gewiß. Die Idee ist jedenfalls nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

*Ein freies Feld unweit Florenz. – Im Hintergrund der Arno, Wiesen und Bäume.*

EIN JUNGER KUPFERSTECHER: Albrecht Dürers neuestes Werk packt mich mit unwiderstehlicher Gewalt! Ich fürchte, wir Italiener sind noch immer nicht imstande, aus Finiguerras Erfindung den vollen Nutzen zu ziehen. Und doch ist sie der Stolz der Florentiner. Ich werde das deutsche Verfahren zu erlernen suchen, um es dann praktisch anzuwenden. Und wenn es mir nicht gelingt, die Deutschen zu übertreffen oder es ihnen doch wenigstens gleichzutun, dann sterbe ich aus Verzweiflung.

## Florenz

*Chor der Klosterkirche von San Marco. – Große Menschenmenge; fast alle anwesenden Männer sind bewaffnet, auch die Mönche; Bruder Girolamo, Bruder Silvestro, Bruder Sacromoro, Bruder Buonvicini, Francesco Valori, Luca degli Albizzi, Vespuccio.*

BRUDER GIROLAMO: Faßt euch, Brüder! Der Augenblick darf euch nicht feige finden. Erwehret euch der Furcht, noch ist die Gefahr uns fern!

BRUDER SACROMORO: Seid unbesorgt, mein Vater! Wir harren bis zum Tode bei Euch aus!

BRUDER GIROLAMO: Ihr steht in Gottes Dienst, nicht in dem meinen!

BRUDER SILVESTRO: Was bedeutet das Getöse?

BRUDER BUONVICINI: Der Feind dringt in die Kirche . . . Wilde Gestalten, in schrecklicher Menge!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Wir dürfen nicht eine Minute verlieren! Bruder Girolamo, gebt Befehl, die Büchsen zu laden!

BRUDER GIROLAMO: Was fällt Euch ein? Im Tempel unseres Herrn!

LUCA DEGLI ALBIZZI: Scherzt Ihr, Bruder? Oder ist es Euer Wunsch, im Tempel des Herrn wehrlos niedergemetzelt zu

werden? Wenn wir den Gegner mit dem Angriff überraschen, stehe ich dafür, daß wir die Oberhand behalten.
FRANCESCO VALORI: Ich bitte Euch, Herr Luca, begeht keine Torheit. Beherrscht Euch! Die Leute der Medici würden sonst sagen, wir hätten sie herausgefordert. Beweisen wir ihnen daß wir edler sind als sie!
LUCA DEGLI ALBIZZI: Beweist ihnen, daß Ihr dumm seid! Bleiche Furcht sitzt Euch im Leibe; doch Ihr seid stolz und heißt die Schwäche – Vorsicht! Nein, nein, Ihr seid verloren! Ich habe keine Neigung, meine Knochen vor diese Hunde zu werfen. Ich verlasse Florenz. Wer mir zunah kommt, schütze seine Haut! Lebt wohl! Ein jeder, der noch Blut in seinen Adern hat, ziehe mit mir!
*Er reißt den Degen aus der Scheide und geht mit seinen Freunden ab.*
VIELE STIMMEN: Wir folgen euch! Wir folgen euch!
*Musketensalve. Ein Mann in eiligem Laufe.*
DER MANN: Bruder Girolamo! Wo ist Bruder Girolamo?
BRUDER GIROLAMO: Hier bin ich!
DER MANN: Die Signoria schickt Euch ins Exil. Die Compagnacci bringen den Befehl. Ach, mein Gott, mein Gott! ... Sie wollen Euch ermorden. Es sind ihrer mehr als achthundert ... mehr als dreitausend! Sie eilen hierher! Soeben haben sie zwei Menschen umgebracht ... Da kommen sie! Versteckt Euch! Rettet Euer Leben!
BRUDER GIROLAMO *(zu den Mönchen)*: In eure Chorstühle, Brüder! Ist uns der Tod beschieden, so wollen wir ihn an keinem anderen Ort erleiden! O Florenz ... Florenz!
*Großer Lärm; die Frauen flüchten schreiend in die Kapellen; Compagnacci und Arrabiati feuern Flintenschüsse ab und schlagen fluchend auf das Volk los.*
EIN COMPAGNACCIO: Hinaus mit euch, Kanaillenbrut! Gut und Blut jedes Laien, der hier angetroffen wird, verfällt der Signoria!
FRANCESCO VALORI *(zu einem Offizier)*: Ist das wahr, werter Herr?

DER OFFIZIER: Ja, das ists! Der Hohe Rat setzt alles daran, die Ordnung wiederherzustellen. Ich fordere Euch auf, die Kirche zu verlassen!
FRANCESCO VALORI: Ihr wollt Bruder Girolamos Tod?
DER OFFIZIER: Keineswegs. Wir wollen Frieden; darum trennen wir die kämpfenden Parteien.
BRUDER SACROMORO: Empörend!
EIN COMPAGNACCIO: Schweig, feister Mönch, sonst gibts eins vor den Fettwanst!
BRUDER GIROLAMO: Die Menge erdrückt uns. Kommt in die Kreuzgänge!
BRUDER SACROMORO: Lassen wir die Glocken läuten, um den Unseren ein Zeichen zu geben!
FRANCESCO VALORI: Ich beschwöre Euch, tut nichts dergleichen! Bleibt ruhig und besonnen! Ich werde sofort die Priores bitten, dem grausen Spiel ein Ende zu bereiten.
BRUDER BUONVICINI: Greift zu den Waffen! Setzen wir uns zur Wehr!
*Die Mönche drängen Bruder Girolamo mit ersichtlicher Mühe ins Kloster und schließen die Pforten. In der Kirche tobt ein heftiger Kampf.*

*Ein armseliges, nur mit dem Allernötigsten ausgestattetes Zimmer. – Bernardo Nerli, sein Weib und ein krankes Kind, das in einer Wiege liegt und schläft.*

BERNARDO: Acht Soldi für ein Testament, und vier Soldi für die Schenkungsurkunde: macht zwölf. Dann sieben Denare für den alten braunen Kittel, den ich verkauft, macht, alles in allem, zwölf Soldi und sieben Denare.
SEIN WEIB: Ich glaube, unser Kind hat etwas weniger Hitze.
BERNARDO: Gott gebe es, mein Täubchen! . . . Ja, wirklich, es glüht nicht mehr so furchtbar . . . Also, wie sagte ich? Zwölf Soldi, sieben Denare. Hierzu hat mir unser Nachbar, der Schneidermeister, ein Maß Korn für das Gedicht versprochen, das ich ihm heute abend zur Verlobungsfeier seiner Nichte bringe.

SEIN WEIB: Das ist ein großes Glück! Auch haben wir noch ein halbes Ziegenviertel.
BERNARDO: Ich glaube, aus dem Gröbsten sind wir jetzt heraus.
SEIN WEIB: Ich sagte dirs schon gestern. Ich mache mir jetzt weiter keine Sorge, wenns nur dem Kindchen besser geht!
BERNARDO: Erhalts uns Gott, du Gute!

*Flintenschüsse.*

Wann hören wohl die Räuber endlich mit ihrem Geknalle auf? Im höllischen Feuer sollten sie schmoren, Bruder Girolamo mitsamt seinen Feinden! Solange sie ihr Wesen treiben, ist es nicht möglich, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.
SEIN WEIB: Ja, da hast du wirklich recht! Statt in einem fort zu predigen und Reden zu halten, täten sie besser, uns in Frieden arbeiten zu lassen!
BERNARDO: Ich will jetzt mein Sonett dichten. Wie gehts dem Kleinen?
SEIN WEIB: Besser!
BERNARDO: Komm, gib mir einen Kuß!

*Vor dem Hause Francesco Valoris. – Vincenzo Ridolfi, Tornabuoni und eine Menge Compagnacci und Arrabiati. Sie schlagen heftig gegen die Türe, um sie gewaltsam zu öffnen.*
VALORIS WEIB *(an einem Fenster)*: Ich schwörs euch, beste Herren, mein Gatte ist nicht hier! Er ist fort! Ach, großer Gott, großer Gott!
RIDOLFI: Wo hat er sich versteckt? Gib Antwort, Vettel! Wo ist der Feigling?
VALORIS WEIB: Habt Erbarmen, Signore Ridolfi!
TORNABUONI: Tretet doch endlich die verfluchte Türe ein, ihr Faulpelze! Wirds bald?
AUSRUFE DER ANSTÜRMENDEN: Sieg! Der Weg ist frei! Plündern wir die Bude!

*Die Tür springt aus den Angeln; die Menge dringt ins Haus.*
RIDOLFI: Her mit dem Weibsbild!

TORNABUONI: Kein Erbarmen mit den Valori! Denkt an die Medici!

*Die Frau und das Kind werden herbeigeschleppt.*

VALORIS WEIB: Gnade! Gnade! Mein Gatte ist nicht hier, ich schwöre es euch!

RIDOLFI: Aber dich habe ich! Auf die Knie mit dir, Elende! Macht ihn tot, den jungen Hund!

*Die Frau stößt schreckliche Schreie aus; man packt sie an den Haaren und erdrosselt sie auf dem Leichnam ihres Kindes.*

FRANCESCO VALORI *(herbeieilend)*: Gott im Himmel, was tun sie da? Was tut ihr? Mein Weib! ... Mein Neffe! ... Ridolfi, du Mordbube!

RIDOLFI *(versetzt ihm einen Degenstich)*: Nimm das für dein Geschimpf!

*Valori bricht zusammen; sie töten ihn vollends, und der Pöbel schleift kreischend seinen Leichnam über das Pflaster.*

*Im Kloster von San Marco. – Mönche und Bruder Girolamo in den Kreuzgängen. Die Menge dringt heulend hinein.*

BRUDER GIROLAMO: Was will der Haufe?

BRUDER BUONVICINI: Dich! Ich verlasse dich nicht.

BRUDER GIROLAMO: Aber was habe ich ihnen zuleid getan? Gestern noch liebten sie mich! Gleichviel. Leisten wir Widerstand, Brüder!

BRUDER SACROMORO: Das hieße das Kloster in Gefahr bringen. Ihr seid unser Hirt. Ein guter Hirt läßt sein Leben für seine Herde!

BRUDER GIROLAMO: Ja, du hast recht. Ich gehe in den Tod! Undankbares Volk, was willst du?

EIN OPTIMIST: Die Signoria fordert von Euch, daß Ihr Euch unterwerft. Nichts weiter! Kein Haar soll Euch gekrümmt werden!

*Ein Steinhagel umsaust Bruder Girolamos Haupt.*

EIN COMPAGNACCIO *(schlägt ihn mit der Faust)*: Weissage, wer dir das versetzt!

EIN ANDERER: Da, einen Fußtritt!

*Ein Dritter renkt ihm die Finger aus; er schreit auf.*

EINE FRAU: Seht doch den feigen Hund! Er flennt!

EIN ARRABIATO: Vorwärts, der Hohe Rat verlangt nach dir!

BRUDER GIROLAMO: Ich komme! Mißhandelt meine Brüder nicht! Ach, mein Florenz! Alles ist zu Ende!

*Ein Saal im Palazzo Vecchio. – Die päpstlichen Kommissare, Romolino und der Dominikanergeneral Pater Turriano; der Gonfaloniere Piero Popoleschi.*

PIERO POPOLESCHI: Wir haben in jeder Weise das Menschenmögliche getan und hoffen, daß Seine Heiligkeit mit uns zufrieden ist.

ROMOLINO: Das wird sich zeigen.

PIERO POPOLESCHI: Wir haben Bruder Girolamo zum Scheiterhaufen und zum Strick verurteilt. Was wollt Ihr mehr? Seine beiden Helfershelfer, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini, erleiden dieselbe Strafe. Ich glaube nicht, daß man das Nachsicht nennen kann. Die Führer der Piagnoni sind entweder in die Verbannung geschickt, oder sie müssen Geldstrafen zahlen. Pagolantonio, zum Beispiel, zahlt dreitausend Gulden, und Niccolo Machiavelli, der arm ist wie eine Kirchenmaus, zweihundertfünfzig. Ich wüßte nicht, was man sonst noch von uns verlangen könnte.

ROMOLINO: Es hat lange gedauert, bis Ihr Euren Irrtum eingesehen, Herr Gonfaloniere!

PIERO POPOLESCHI: Was wollt Ihr? Man mußte dem Volke zu Dank sein und mit den Wölfen heulen. Als der Wind aus einer anderen Richtung wehte, sind wir mit Freuden den rechten Weg gegangen. Was wir vollbracht, das seht Ihr jetzt!

ROMOLINO: Es mag angehen. Und nun an die Arbeit! Wir sind beauftragt, Euer Gerichtsverfahren gegen Bruder Girolamo nachzuprüfen. Das soll ein hübsches Feuerchen werden – ich habe nämlich den Urteilsspruch schon bei mir. Führt die Zeugen vor!

*Mönche von San Marco werden in den Saal gebracht.*
Willkommen, würdige Patres! Ihr wisset, welcher Vergehen sich der Schuldige erdreistet hat. Ihr sahet ihn wohl am Werke? Äußert euch, ob er zu Recht verurteilt ward! Die Frage gilt dem, der mir der Ehrwürdigste unter euch genannt wurde. Pater Malatesta Sacromoro, tretet vor die Schranke!
BRUDER SACROMORO: Sieben Jahre lang schenkten wir den Lehren Bruder Girolamos Glauben, gestrenger Herr. Er war unser Generalvikar. Die Amtsgewalt, die er besaß, hat er mißbraucht.
ROMOLINO: Ich hoffe, Ihr seid für alle Zeiten überzeugt.
BRUDER SACROMORO: Wir sind es.
ROMOLINO: Das lob ich mir! Ihr erkennt also das Protokoll des Verhörs an? Habt keinen Einwand zu erheben?
BRUDER SACROMORO: Nein, Herr.
ROMOLINO: Und Ihr seid davon durchdrungen, daß das weltliche Gericht das Urteil über Bruder Girolamo und seine Mitschuldigen Rechtens gefällt hat?
BRUDER SACROMORO: Ich wüßte kein Jota daran auszusetzen.
ROMOLINO: Eure Aufrichtigkeit und die Wahrheitsliebe, die Euch beseelt, sind rühmenswert. Ich danke Euch, mein Freund, Ihr könnt nun gehen. – Führt die Schuldigen vor!
*Die Soldaten bringen Bruder Girolamo, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini herein; alle drei sind mit Stricken gefesselt.*
ROMOLINO: Bruder Girolamo, Ihr wißt, daß Euer hochwürdiger Ordensgeneral und ich an dieser Stelle unseren päpstlichen Herrn vertreten. Ihr wißt ferner, daß Euer lügnerisches Treiben uns von Grund auf bekannt ist. Es würde Euch nicht gelingen, uns durch falsche Aussagen zu täuschen. Was habt Ihr zu Eurer Verteidigung anzuführen?
BRUDER GIROLAMO: Sieben Jahre lang habe ich in dieser Stadt gepredigt und mit allen Kräften mich bemüht, in den Menschen die Gottesfurcht zu wecken und sie zur Keuschheit zu bekehren. Ich bin nur ein schwaches, fehlbares Geschöpf und habe vielleicht oft geirrt; doch meine Absicht war gut.

ROMOLINO: Ihr lügt ja wie der Teufel, frecher Bursche! Eure eigenen Aussagen beweisen es! Es ist wahrlich mehr als kühn, uns solchen Schnickschnack vorzureden!
BRUDER GIROLAMO: Ach, daß das schwache Fleisch den Geist verraten mußte! Ja, ich gestehe unter Tränen, daß ich in Folterqualen wider der Wahrheit heiliges Gebot gesündigt habe. Die Schmerzen waren übermenschlich groß, und das Geständnis, das sie mir entrissen, war erlogen.
ROMOLINO: Geht mir doch ab, Ihr steht hier nicht vor Narren! Was Ihr gestanden habt, bleibt unantastbar. Wir glauben, daß es wahr ist. Das genügt uns. Da hilft Euch kein Komödienspiel!
BRUDER BUONVICINI: Ihr lästert einen Heiligen! Gott wird Euch strafen!
BRUDER GIROLAMO: Ach, alles war umsonst! Sorgen, Kummer und Arbeit, und all mein heißes Bemühen, Gutes zu wirken – alles war eitel, alles! Den Glauben wollte ich erretten, doch ich vermochte es nicht. Mein Hoffen ist dahin – Irrlichter lockten mich. Der Tod, den lange ich ersehnt, er bleibt mein letztes Ziel.
ROMOLINO: Das ist nicht länger auszuhalten! Stellt dem hartgesottenen Sünder nochmals die peinliche Frage, auf daß sein Widerspruch endlich erlahme!

*Die Henkersknechte bemächtigen sich Bruder Girolamos.*

*Auf der Richtstätte. – Das Schafott ist aufgeschlagen. Eine Bretterbrücke führt von der Straße bis auf den Scheiterhaufen. – Viele Menschen. Einige Kinder spitzen Stöcke an.*
EIN BÜRGER: Wir haben mindestens noch eine Stunde zu warten, verlaßt Euch darauf. Ich kenne die Manieren hoher Herren. Sie denken nicht daran, Rücksicht auf uns zu nehmen. Es ist jammerschade, daß Lorenzo der Prächtige und seine erlauchte Familie nicht mehr an der Regierung sind!
ZWEITER BÜRGER: Ich glaube, wir werden eines Tages doch wieder dahin kommen.

ERSTE FRAU: Sieh einer den niedlichen Bengel! Ist es Eurer, Monna Theresa?
ZWEITE FRAU: Ja, Nachbarin, es ist mein Ältester.
ERSTE FRAU: Komm, gib mir ein Küßchen, mein Herz! Hast du aber schönes schwarzes Haar! . . . Was tust du denn da mit deinen lieben kleinen Freunden?
DAS KIND: Wir machen Spitzen an unsere Stöcke.
ZWEITER BÜRGER: Ach, wozu denn, kleiner Schlauberger?
DAS KIND: Wir wollen Bruder Girolamo in die Beine piken, wenn er über die Brücke geht. Wir kriechen drunter, und dann: kß! kß!

*Gelächter.*

ERSTE FRAU: Gott, wie drollig! Wie drollig! Komm, kriegst noch einen Kuß! Ein süßes Kerlchen! . .
ERSTER BÜRGER *(mit Pathos)*: Wohl dem Staate, dessen Kinder sich schon als Gutgesinnte erweisen!

## Auf dem Schafott

*Bruder Girolamo, Bruder Silvestro, Bruder Buonvicini. – Bruder Niccolini, Girolamos Beichtiger.*

BRUDER NICCOLINI *(zu Girolamo)*: Ich finde nicht den Mut, Euch, der Ihr so inbrünstig für dieses unglückliche Volk gebetet habt, von Ergebung zu sprechen, mein Vater!
BRUDER GIROLAMO: Segnet mich!
BUONVICINI: O, könnte ich noch größere Qual zu Gottes Ruhm erleiden! Warum verbrennt man uns nicht, ehe man uns henkt? So lautet doch das Urteil.
BRUDER GIROLAMO: Vergiß nicht, mein Sohn, daß wir nur Eines Willen zu erfüllen haben!
BRUDER SILVESTRO: Laß mich zu der verirrten Menge sprechen!
BRUDER GIROLAMO: Nein, Silvestro, kein Wort, wenn du mich liebst! . . . Armes Florenz, armes Italien! . . . Ich glaubte,

der Befreier euch zu werden! . . Weshalb läßt man uns warten?

HAUPTMANN GIOVACCHINO: Der Bischof von Vaison ist schuld, das Rindvieh! Statt, wie es seines Amtes ist, die Exkommunikation an euch zu vollstrecken, steht er und schwatzt mit den Kommissaren!

*Die Menge am Scheiterhaufen und vor dem Galgen. – Volk, Mönche, Bürger, Frauen und Kinder.*

EIN MANN: Den Hundsfott haben sie stramm gezwackt!

EINE FRAU: Was haben sie mit ihm gemacht?

DER MANN: Reichlich ein halb dutzendmal haben sie ihn gestäupt. Das ist nicht ohne, könnt mirs glauben! Er hat nicht ein heiles Fleckchen mehr am Leibe.

*Gelächter.*

EIN KIND: Geschieht ihm ganz recht!

EIN KAUFMANN: Du hättests auch verdient, kleiner Spitzbube! Hast mir ja vor vierzehn Tagen die Spiegel in meinem Laden eingeworfen!

DAS KIND: Gott, man hatte michs doch geheißen!

EIN ALTES WEIB: 's ist auch wahr! Wir haben uns alle foppen lassen von dem Schuft! Das ganze Jahr hat er uns Fasten auferlegt, und wir habens gehalten . . .

EIN HANDWERKER: Schön dumm! . . . Da, jetzt steigt er die Leiter rauf! Jetzt ist er oben! . . . Wird er denn nicht lebend verbrannt?

EIN JUNGES MÄDCHEN: Ich hoffe doch. Sagt, bitte, Herr Soldat, wird er nicht verbrannt?

DER SOLDAT: Erst wird er aufgeknüpft, schönes Fräulein.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ach, wie schade! Ich habe einen so weiten Weg gemacht, um mit dabei zu sein. Danke, Herr Soldat!

DER SOLDAT: Keine Ursache, schönes Fräulein! Ihr könnt noch näher herantreten, wenn Ihr wollt. Stellt Euch vor mich . . . so, da habt Ihrs bequem!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ja, wirklich! Kommt doch her,

Die Verbrennung Savonarolas

Marianne! . . . Ach, bitte, laßt mich los! . . . Wer sind denn die beiden anderen, die mit Bruder Girolamo hinaufsteigen?
EIN SCHLOSSER: Was, die kennt Ihr nicht? Als ich noch dumm war, bin ich in allen ihren Predigten gewesen. Die heißen Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini.
DAS JUNGE MÄDCHEN: Wie bleich sie sind!
EIN SCHLÄCHTER: Verdammt, die haben doch auf der Folterbank gelegen!
DAS JUNGE MÄDCHEN: Bitte, bitte, Herr Soldat, laßt mich doch endlich in Frieden! . . . Sagt mir lieber, wer die beiden Herren sind, die sich da oben so lebhaft unterhalten.
DER SOLDAT: Das sind die apostolischen Kommissare, kleine Fee! . . . Sie heißen . . . Na . . . Schockschwerebrett, ich habs vergessen! Wo wohnst du denn? . . . Verrat mirs doch, statt diese Narren zu begaffen?
EINE ALTE DAME *(mit einem Hund im Arm)*: Ist es wahr, daß sie den ehrwürdigen Pater Girolamo mit glühenden Zangen gezwickt haben?
EIN BÜRGER: Es ist Grund vorhanden, das anzunehmen. Es wäre jedoch auch möglich, daß ich mich täusche und Euch falsche Auskunft gebe. Das würde, auf mein Wort, mich sehr betrüben.
DIE ALTE DAME: Ich bin Euch obligiert für Eure Güte. *(Der Hund kläfft den Bürger an.)* Kusch, mein Gold. Verzeiht ihm, Messire; er kennt Euch noch nicht!
DER BÜRGER: Es ist bei dieser Art von Vierfüßern Brauch, sich im gegebenen Falle also zu verhalten. Ich kenne das und bin deshalb nicht weiter echauffiert.

*(Entfernt sich.)*

## Auf dem Schafott

*Die drei Verurteilten; der Bischof von Vaison; Dominikaner; Henkersknechte.*

DER BISCHOF: Bruder Sebastian, nehmt dem Manne das heilige Gewand Eures Ordens! . . . Entkleidet ihn bis auf das Hemd! Ist es geschehen? . . . Gut! . . . Und jetzt, Savonarola, stoße ich dich aus der Gemeinschaft aller Gläubigen und Seligen!
SAVONAROLA: Das übersteigt die Grenzen Eurer Macht!
DER BISCHOF: Sind seine Mitschuldigen entkleidet?
BRUDER SEBASTIAN: Ja, Hochwürden, sie sind im Hemd wie er.
DER BISCHOF: Er soll Zeuge ihrer Hinrichtung sein. Henker, waltet Eures Amtes!
BRUDER SILVESTRO: In manus tuas, Domine . . .

*Sie henken ihn.*

BUONVICINI: An mir die Reihe, nicht wahr? Lebt wohl, Bruder Girolamo!
SAVONAROLA: Für eine knappe Spanne Zeit, mein Sohn!

*Sie henken Buonvicini.*

DER BISCHOF: Jetzt greift den Häresiarchen!
*Savonarola blickt stumm auf die Menge. Die Nachrichter ergreifen ihn.*

## Auf dem Platze

EIN BÜRGER *(zu seinem Weibe)*: Das war eine schöne, imponierende Veranstaltung! . . . Ich glaube, es regnet . . . Gehen wir heim!
DIE FRAU: Ja, mein Schäfchen, gehen wir nach Haus! Ich fürchte, ich erkälte mich sonst.

*Das Haus Niccolo Machiavellis. – Machiavelli sitzt in einem Saal vor einem Tische, der dicht mit Büchern und Papieren bedeckt ist. – Der Abend dämmert.*
MACHIAVELLI: Armer Girolamo! . . . Sie haben ihr Ziel erreicht! . . . Jahrelang haben sie ihn gehetzt, bis sie ihn ergriffen und zur Strecke brachten. Das Ende war vorauszusehen, ein anderes gab es nicht! . . . Der Mann lebte in einer Welt der

Träume . . . Schon in seinem zartesten Alter hatte er Religion, Keuschheit, Ehre, Weisheit und Rechtschaffenheit zu einem wundersamen Gebilde verwoben. Weil er an die Möglichkeit glaubte, diese schönen Ideale zu verwirklichen, hielt er sie für irdische Dinge und übersah, daß die Welt um so mehr von ihnen redet, je weniger sie von ihnen weiß . . . Armer Girolamo! Weil er selbst aller wilden Leidenschaften bar, weil er weder Spieler noch Lüstling, weder Geizhals noch Verschwender, weder eitel noch närrisch war, vermutete er auch in den Menschen, die ihn umgaben, die Fähigkeit, sich von allen bösen Instinkten zu befreien. Und weil er der Wahrheit ins Antlitz schaute, konnte er nicht fassen, daß die meisten seiner Mitbürger, wenn nicht fast alle – lieber Gott, wir dürfen ruhig sagen, alle, mit wenigen Ausnahmen! – daß seine Mitbürger nach dem Vorbild der moabitischen Götzen geschaffen waren, die Augen hatten und sahen nicht, und Ohren und hörten nicht. Man entleere getrost das Füllhorn aller Tugenden vor ihnen. Sie werden nicht das mindeste davon begreifen und am Ende nur lachen. Das ist das letzte Auskunftsmittel aller Narren! . . .

Armer Girolamo! Wie konntest du glauben, daß Aufrichtigkeit mehr ist als ein hehrer Begriff, eine seltene Gabe einiger einsamer Seelen! . . . Das war der Fehler seines Lebens! Von diesem schweren, unsäglich schweren Irrtum ging er aus, als er für uns ein Reich des Friedens, der Freiheit, der Gerechtigkeit errichten wollte. Wir zahlens mit Bürgerkrieg, Entrechtung, Straßenkämpfen, Blutvergießen und deinem – deinem Tode. Und zu allem anderen Unglück ist die Rückkehr der Medici uns sicher. Das sind die Folgen falscher Voraussetzungen. Das entsteht, wenn man sich über der Menschen innerstes Wesen täuscht . . . Elendes Gewürm!

Und ich, ich bin selbst nicht viel klüger gewesen. Ich habe mich von Hirngespinsten einfangen lassen, von denen ich just in diesem Augenblick auf ewig Abschied nehme. Meine Träume von Freiheit und Ordnung berauschten mich. Doch der Rausch währte nicht lange. Piero Soderini sah klarer, und ich ward

bekehrt. Welche Wünsche aber soll man, um Himmels willen, fürder hegen! Ist unser armes Italien verurteilt, in allen Zeiten das Joch zu tragen, das kleine Despoten und Tyrannen von der Gasse ihm auferlegen? Soll es rettungslos hartherzigen Fremdlingen zur Beute fallen? Muß man ein Tor sein, um zu glauben, daß es zu höheren Zielen erkoren ist, als der Schauplatz widerlicher Orgien zu sein, wie sie uns heute noch ergötzen? Italien, Italien – Mutter so vieler großer Männer, Stätte des Lichts, Sammelpunkt so vieler Kräfte! ... Wenn unter den Mordbuben, die täglich unser Blut verspritzen, noch ein Sulla, ein Oktavius wäre! In Zeiten des Aufruhrs, da alles gärt, ist es nicht selten, daß ein solcher Mann gefunden wird. Die Bedürfnisse schaffen ihn. Laß mich nachdenken, wer dieser Mohammed, dieser Tamerlan, dieser Räuber und Erretter sein könnte ... Ein Sforza? Nein! Leere Gräber ... Ein Gonzaga? Ebensowenig! ... Ein Malatesta, ein Baglione, ein Bentivoglio? ... Mit einigen Dutzend Strauchdieben eine Stadt in Schach halten: das ist alles, was sie können! Mord, Gift, Verrat, Aufstieg und Sturz ... ihr Schicksal! Immer das gleiche Spiel. – Aber inmitten dieser zügellosen Schar von Wilden sehe ich einen ... Er überragt die anderen um Haupteslänge ... Er hat andere, höhere Ziele. Er ist nicht weniger verderbt, doch seine Wünsche sind unendlich größer; das ist sein unermeßlicher Vorzug! ... Welch seltsam schreckliches Wesen! ... Klug und voll List wie die Schlange, treulos wie die Katze, stolz wie der Adler! Und er scheut sich nicht, unseren Leisetretern „Aut Caesar, aut nihil" ins Gesicht zu schreien, daß ihnen der Schrecken in die Glieder fährt. Es würde mich nicht überraschen, wenn Cesare Borgias verruchter Geist uns eines Tages die Errettung brächte! Errettung von dem Fluch unzähliger Verbrechen und Befreiung aus dem Sumpf von Blut und Schmach, in den uns Girolamos verhängnisvolle Güte hineingetrieben! ...

Doch, was bedeutet der Lärm? ... Ach, Monna Marietta ists, mein Weib. Nichts weiter. Sie schilt die Magd ... Ich stehl mich fort, sonst keift sie noch mit mir. Ich habe mehr zu tun ...

*ZWEITER TEIL*

# CESARE BORGIA

Cesare Borgia

## Cesena im Jahre 1502

*Platz vor der Zitadelle. – Zelte und Lagerhütten; französische und italienische schwere Reiter. Don Michele, Freibeuterhauptmann und Vertrauter Don Cesare Borgias, im Gespräch mit Burchard, dem Zeremonienmeister des Heiligen Vaters. Sie wandeln, eifrig plaudernd, auf und nieder.*

DON MICHELE: Solange unser Herr seine Depeschen diktiert, können wir hier allein bleiben. Ich möchte Euch indessen den Bericht für Seine Heiligkeit erstatten.

BURCHARD: Hier stört uns niemand. Die Franzosen verstehen kein Wort von unserer Unterhaltung.

DON MICHELE: Ganz Eurer Meinung. Wir müssen den Schein vermeiden, als ob wir uns absichtlich von aller Welt zurückzögen, um irgendwelche Geheimnisse zu hüten.

BURCHARD: Wir halten Don Cesare für verloren, für rettungslos verloren. Seine Kondottieri haben sich gegen ihn verbündet und ihm einen festen Platz nach dem anderen genommen. Im Herzogtum Urbino herrscht Aufruhr. Der frühere Regent ist von der Bevölkerung wieder aufgenommen worden. Und das mit Zurufen, die wahrlich anders klangen als die, die seinen Abzug begleitet hatten. Kurz, das Schlimmste, was euch widerfahren konnte, ist geschehen. Euch bleibt kein Ausweg offen. So sehen wir in Rom die Dinge an.

DON MICHELE: Und überseht dabei das Wesentlichste. Wo vermutet Ihr die Quelle unserer Stärke?

BURCHARD: Ah, ich verstehe. Ihr wollt mir sagen, daß Alexander VI. hinter euch steht und daß sein Arm euch stützt. Bedenket jedoch . . .

DON MICHELE: Nur ein Wort! Alexander VI. hatte uns den Kardinalshut verliehen; wem verdanken wir die Fürstenwürde?

BURCHARD: König Ludwig XII. von Frankreich. Doch er entzog euch, sagt man, seinen Schutz und gab euch Drohungen zu hören . . .

DON MICHELE: Ihr dringt nicht bis zum Kern der Frage. Warum schenkte uns Ludwig XII. seine Huld?
BURCHARD: Des Kardinals d'Amboise wegen.
DON MICHELE: Richtig geraten. Wir haben ihm die Nachfolge Alexanders zugesichert und bleiben bei unserem Versprechen. Auch sonst sind wir ganz gut zu gebrauchen. Unsere Dienste werden sehr geschätzt, und die jüngsten Kriegsfahrten nach Mailand und Neapel sind unser Werk. Von anderen Taten ganz zu schweigen! Auch bei der Plünderung von Capua haben wir bewiesen, daß wir, gottlob, noch etwas leisten können.
BURCHARD: Ja, hols der Teufel, zart wart ihr dort nicht! Aber euer Glück ist verwelkt, wie die Blume auf dem Felde. Dieselbe Hand, die es gesäet, hat es dahingemäht.
DON MICHELE: Ihr seid im Irrtum. Ich kehre just mit meinem Herrn von Mailand zurück. Alles ist wieder in schönster Ordnung. Wir stehen in größerer Gunst als je zuvor. Mein Herr hat so klug gesprochen und gehandelt, daß man unsere kleinen Vergehen schließlich entschuldigen mußte.
BURCHARD: Der Papst wird höchst erfreut sein über diese Kunde, allein sie kommt zu spät. Für euch gibts keine Rettung mehr! Ihr löschtet das Feuer zur Rechten, und zur Linken loderte es auf, und seine gierigen Flammen verschlangen alles.
DON MICHELE: Haltet ein, Freund Burchard! Ihr malt zu schwarz!
BURCHARD: Eure befestigten Plätze sind euch genommen, und die euch blieben, sind im Aufruhr.
DON MICHELE: Was verschlägts? Wir holen sie uns wieder!
BURCHARD: Womit? Ihr habt ja keine Truppen mehr! Die Orsini, der Herzog von Gravina und Pagolo verdangen euch ihre Leute; sie sind von euch abgefallen, und die Folge war, daß ihr mit ihrem ganzen Hause jetzt entzweit seid.
DON MICHELE: Das schmerzt uns sehr. Wir werden manche Nuß zu knacken haben. Besonders wurmt mich der Verlust Vitellozzo Vitellis, denn der ist ein wahrhaft großer Kriegsmann!

Ebenso untröstlich bin ich über den Treubruch Oliverottos da Fermo . . . Aber dennoch ist nichts verloren. Glaubts mir!
BURCHARD: Ist Euch bekannt, daß die Venezianer sich gegen euch erklärt haben?
DON MICHELE: Leider!
BURCHARD: Die Aragonesen ziehen wider euch.
DON MICHELE: Wir müssen damit rechnen.
BURCHARD: Ihr habt keinen Dukaten mehr, und der Heilige Vater ist nicht imstande, euch Geld zu leihen.
DON MICHELE: Fürs erste behelfen wir uns mit guten Worten.
BURCHARD: Die Florentiner schlagen sich zu den Reihen eurer Gegner.
DON MICHELE: Da täuscht Ihr Euch! Im Augenblick ist ein Geheimschreiber der Signoria eingetroffen. Solange man verhandelt, läßt man die Waffen ruhen.
BURCHARD: Heilige Jungfrau! Saht Ihr den Geheimschreiber mit Euren eigenen Augen?
DON MICHELE: Nicht das allein. Ich hab ihm zum Empfang die Hand gedrückt. Es ist kein Geist, zitiert kraft unseres Glaubens. Es ist ein Mensch, uns allen wohlbekannt: Herr Niccolo Machiavelli.
BURCHARD: Das freut mich außerordentlich . . . Doch, leider, kann auch das euch nichts mehr frommen – ihr steckt zu tief im Unglück!
DON MICHELE: Gestattet mir, Euch die Dinge in einem günstigeren Lichte darzustellen.
BURCHARD: Ihr seid unstreitig die Kaltblütigkeit in Person. Aber ich zweifle, daß der Heilige Vater Euch darum für unfehlbar halten wird.
DON MICHELE: Wär ich verzagt wie Ihr und dächte nur an Ludwigs guten Willen, an die paar hundert Ritter des braven Candalle, der, nach echter Gascognerart, dort drüben gerade seinen Knoblauch kaut, und an die Handvoll italienischer Kompagnien, die uns noch geblieben, ich würde Eure Besorgnis wohl teilen. Zumal, wenn ich der Florentiner Winkelzüge und andere

Widerwärtigkeiten in Betracht zöge. Aber Euren Blicken entgeht das Wichtigste. Ihr seht nicht, woran ich mich mit allen Fibern meines Herzens klammere, seht unsere Rettung nicht.
BURCHARD: Nein, ich sehe sie nicht!
DON MICHELE: Der Valentino ist ein Gigant des Willens. Darin liegt unsere Rettung! Der Anblick seiner Ruhe und Beherrschung, das Beispiel seiner unbeugsamen Kraft: sie nehmen mir den letzten Zweifel, verleihen mir neuen Mut.
BURCHARD: Ich gebe zu, Don Cesare ist ein großer Geist. Er hat Hilfsmittel. Ja, er ist so verschlagen, daß er sogar noch reiche Hilfsmittel besitzen mag . . .
DON MICHELE: Nennt ihn unbezwinglich, doch nicht verschlagen! Ihm ward die Gabe verliehen, mit seinem Mut auch andere zu befeuern.
BURCHARD: Er ist ein feiner Diplomat, wo nicht der allerfeinste. Das bestreit ich nicht. Aber es steht so schlecht um ihn, so bitter schlecht, daß er dennoch gut daran täte, nach Rom zu flüchten, statt sich gegen das Schicksal aufzulehnen. Ich soll, im Auftrag Seiner Heiligkeit, ihm dazu raten.
DON MICHELE: Tut es! Sein Lächeln wird Euch lehren, was Verachtung heißt. Solange er den Kopf hoch trägt, ist das Schiff nicht führerlos . . . Doch laßt uns den Spaziergang jetzt beenden und uns hineinbegeben! Der Herzog könnte unsere Abwesenheit bemerken. Er siehts nicht gern, daß man sich absentiert.
BURCHARD: Da habt Ihr recht! Wenn ihn ein Argwohn packt, gleicht er dem Heiligen Vater. Sein Mißtrauen macht ihn selbst dem Freund gefährlich!

*Ein als Geheimkabinett dienendes Gemach eines Hauses in der Stadt. – Don Cesare Borgia sitzt an einem mit Depeschen und Briefen bedeckten Tische.*
DER HERZOG *(mit lauter Stimme)*: Laßt Herrn Machiavelli eintreten! – Willkommen, Messire Niccolo! Was gibts Neues in Florenz?

NICCOLO MACHIAVELLI

MACHIAVELLI: Nur Gutes, gnädigster Herr.
DER HERZOG: Das freut mich. – Seid Ihr müde von der Reise oder wollt Ihr mir gleich bestellen, was Euch zu mir führt? Ich bin bei dringenden Geschäften und habe wenig Zeit.
MACHIAVELLI: Mit Eurer Hoheit Erlaubnis entledige ich mich meines Auftrages sogleich.
DER HERZOG: Ich bin ganz Ohr.
MACHIAVELLI: Während Ihr in Mailand beim König Ludwig weiltet, gnädiger Herr . . .
DER HERZOG: Ich will vorausschicken, daß die Verleumdungen, die man von dort aus verbreitet hat, durch meine Erklärungen bereits entkräftet sind. Ich habe sie zerstreut, wie der Wind den Nebel.
MACHIAVELLI: Eure Hoheit hatten Elitetruppen in Ihren Staaten zurückgelassen, die dort die Ordnung aufrechterhalten sollten. Diese Truppen befehligten Führer von bedeutendem Rufe.
DER HERZOG: So muß es sein. Eine bewaffnete Macht darf nur guten Händen anvertraut werden.
MACHIAVELLI: Unglücklicherweise waren die Führer nicht ebenso zuverlässig wie tüchtig. Von der Besorgnis getrieben, Ihr könntet zu groß und zu mächtig werden, haben Eure Obersten unserer Signoria kundgetan, daß sie sich mit Giovanni Bentivoglio von Bologna, Pandolfo von Siena und anderen verbannten Landesherren verbündet hätten und entschlossen seien, die Waffen wider Euch zu richten. Sie bitten um unsere Hilfe und machen uns dagegen das Anerbieten, uns die Ländereien und Städte auszuliefern, die wir ihnen nennen würden.
DER HERZOG: Eure Anwesenheit, Herr Niccolo, beweist mir die Klugheit der Florentiner. Sie werden sich schwerlich in so grobmaschige Netze verstricken lassen. Zudem ist Euch die Aufrichtigkeit der Orsini und des Hauses Vitelli ja sattsam bekannt.
MACHIAVELLI: Ich habe Auftrag, Eurer Hoheit zu versichern, daß die Republik ihre Bundesgenossen nicht zu verraten pflegt. Sie ist dem päpstlichen Stuhle treu geblieben, und Ihr könnt auf

sie zählen. Im übrigen hofft sie, daß Ihr keinem wie immer gearteten Vorschlag der Venetianer Euer Ohr leihen werdet.

DER HERZOG: Das ist ein heikler Punkt, über den wir in Ruhe sprechen müssen. Es hat damit keine Eile. – Sagt aber selbst, bester Herr Niccolo, kann man eine größere Dummheit begehen, sich einer ärgeren Prahlerei schuldig machen, als meine Kondottieri es zuwege gebracht? Mich wollen sie angreifen? Mich! ... Haben sie denn nicht bedacht, daß das eine Beleidigung für den Papst, eine Schmach für Ludwig wäre? Daß sie sich selbst die Deutschen auf den Hals hetzen würden, mit denen ich vortrefflich stehe! Man behauptet immer wieder, daß die Aragonesen mir übelwollen. Mögen sie's doch glauben, Machiavelli! Ich lasse sie dabei ... Diese traurigen Empörer, diese unglückseligen, täppischen Haudegen dachten vielleicht, daß gewiegte Staatsmänner, wie Ihr, sich mit in die unheilvolle Sackgasse verrennen würden, in die sie selbst hineingeraten sind. Und das alles wegen einiger kümmerlicher Nester, die man unmöglich halten konnte. Offen gestanden erscheint mir die ganze Sache nur komisch, nichts weiter. Diese sogenannte Schilderhebung zeugt von solcher Ohnmacht, daß ich auch nicht einen Augenblick an die geringste Gefahr geglaubt habe.

MACHIAVELLI: Die Signoria beurteilt die Sachlage etwas anders als Eure Hoheit. Sie hat erkannt, daß Ihr in Zukunft ohne Truppen sein würdet; daß Eure Hauptleute, als sie Euch im Stiche ließen, einen völlig wehrlosen Mann zurückgelassen; daß Eure Untertanen, die erst seit wenigen Monaten Euch zugehörten, ohne Trauer, bisweilen sogar mit offenkundiger Freude von Euch gegangen sind. Die Franzosen sind Euch wieder wohlgesinnt; Ihr versichert mirs, und ich glaube es um so eher, als ich in der Umgegend französische Soldaten mit den Euren habe ziehen sehen. Auch ist anzunehmen, daß der Heilige Vater Euch helfen wird, obwohl die Niederwerfung der von den Häusern Vitelli und Orsini in Rom angestifteten Unruhen ihm selbst genug zu schaffen macht. Ihr glaubt, zu den Deutschen und selbst zu den Aragonesen in guten Beziehungen zu stehen. Die

Freundschaft kann jedenfalls nicht alt sein, und wir haben Grund, sie anzuzweifeln. Nehmen wir nun einmal den Fall an, Eure Hauptleute hätten, statt bei Perugia ihre Zeit mit neunmal klugen Erwägungen zu vertrödeln – Pagolo, Vitellozzo, Oliverotto, die Gravina, Petrucchi, Baglioni und die anderen hätten sich kurzerhand Euer bemächtigt, als sie Euch, hilflos und allein, bei Imola überrumpelten –: dann, gnädigster Herr, wäre nicht abzusehen, wie Ihr Euch aus der Schlinge hättet ziehen können. An derlei Möglichkeiten hat man in Florenz gedacht und ist schließlich auf die Vermutung gekommen, daß unsere Hilfe Euch vielleicht genehm sein würde. Hat aber meiner erlauchten Gebieter freundschaftliche Gesinnung diese in eine übertriebene Unruhe geraten lassen, so verzeiht ihnen um ihrer guten Absicht willen!

DER HERZOG: Wir wollen offen miteinander reden! Nichts konnte mir mehr erwünscht sein als Eure Ankunft, und ich bitte, denen, die Euch hergesandt, dafür zu danken. Ich war an dem bewußten Tag in Imola so hilflos nicht, wie Ihr zu glauben scheint. Ich hatte mehr als einen Pfeil in meinem Köcher! Und nicht allein zur Rettung kannte ich den Weg, ich wußte selbst, daß ein Triumph mir sicher war! Dennoch kann ich nicht bestreiten, daß meine Lage in manchem Betracht zu wünschen ließ. Seitdem hat sich vieles geändert. Jetzt bin ich Herr und Meister! Wollt Ihr einen Plan zum Scheitern bringen, lieber Machiavelli, so lasset viele an seiner Ausführung teilnehmen! Eines einzelnen ganze Willenskraft reicht nämlich gerade aus, das Wunderwerk zu schaffen, das man eine Tat nennt. Es haben sich nun ihrer mehrere zusammengefunden, die gegen mich kabalieren wollten, und ich besitze vor ihnen den Vorteil, daß ich meinen Gegenhieb allein führe. So stehe ich denn heute an der Spitze einer starken italienischen Reitertruppe, die ich in aller Gemächlichkeit zusammengebracht habe, stehe an der Spitze von fünfhundert französischen Lanzenreitern und erfreue mich der mir unendlich wertvollen Freundschaft der Florentiner, die sich gefestigt hat, ohne daß man es zu hindern suchte. Ihr seht selbst, daß ihr

mich nicht zu retten braucht. Doch eure Dienste sind mir sehr willkommen.
MACHIAVELLI: Die erlauchte Signoria wird die Bestrafung der Meineidigen, so hart sie auch ausfallen mag, durchaus gerechtfertigt finden.
DER HERZOG: Hiervon ist nicht die Rede. Es gibt Fälle, in denen Milde geboten ist. Nicht etwa, daß man sich zu bedenken hätte, ehe man gezeichnete Verräter und Mörder, wie Vitellozzo und Oliverotto, deren Verbrechen ganz Italien in Blut getaucht haben, züchtigte. Doch meine Stimmung ist durchaus versöhnlich . . . Battista! . . . Bitte, geleite den Herrn Geheimschreiber zu meinem Kammerherrn, laß ihm gutes Quartier geben und sorge, daß man jeden seiner Wünsche erfülle. Herr Niccolo ist mir ein werter Freund.
BATTISTA: Jawohl, Hoheit!
MACHIAVELLI: Eure Güte beschämt mich, gnädigster Herr.
DER HERZOG: Lebt wohl!

DER HERZOG *(allein)*: Also, die Florentiner! . . . Ihre Hilfe kommt mir wie gerufen! . . . Das heißt, ich muß auf der Hut sein! Sonst drehen sie mir bei Zeiten einen Strick, und ich stecke eines schönen Tages in der Schlinge. Ihre plötzliche Freundschaft ist nur der Ausfluß ihres Hasses gegen die Orsini. Sie halten mich für weniger stark, darum auch für weniger gefährlich als dieses alte Geschlecht . . . Ein Pilz wurzelt nicht so fest in der Erde und wächst auch nicht so hoch wie eine Eiche. Von Stund an werde ich Florenz noch weniger trauen dürfen als bisher . . . He! Giovanmaria!
GIOVANMARIA: Hoheit befehlen?
DER HERZOG: Sieh nach, wo Don Michele und Herr Burchard sind! Ich habe mit Ihnen zu sprechen.
GIOVANMARIA: Die beiden Herren warten darauf, daß Ihr sie ruft.
DER HERZOG: So laß sie eintreten!

*Don Michele und Herr Burchard erscheinen.*

Um unsere Angelegenheiten steht es zwar besser, doch die Gefahr ist noch immer ungeheuer groß.

BURCHARD: Die Florentiner haben zu Eurer Hoheit gesandt. Habt Ihr Euch nach dieser Seite gesichert?

DER HERZOG: Einigermaßen. Jedenfalls werden wir auf dieser Grundlage weiterbauen. Du eilst schleunigst nach Bologna und kehrst nicht eher zum Heiligen Vater nach Rom zurück, als ich dir hierzu die Weisung gebe. In Bologna wirst du ermitteln, wodurch man Giovanni Bentivoglio bewegen könnte, sich von der Liga loszusagen. Feilsche nicht, sondern biete oder bewillige! Ob wir die Verpflichtungen, die du eingehst, halten oder nicht, werden wir später sehen. Du, Michele, mach dich zu den Kondottieri auf! Hier sind deine Instruktionen. Ich schrieb sie gerade nieder, als der Florentiner kam. Du wirst nicht ermangeln, das neue Bündnis in den leuchtendsten Farben auszumalen und jeden nur erdenklichen Vorteil daraus zu ziehen!

DON MICHELE: Ich werde mein möglichstes tun, Hoheit.

DER HERZOG: Ihr schreibt mir sofort, wenn es Euch gelingt, Euch auch nur Gehör zu verschaffen! Der Gegner, der sich auf Verhandlungen einläßt, ist noch nicht zum Äußersten entschlossen. Er muß, früher oder später, klein zu kriegen sein. Wohlan! Entrinne ich diesem Sturm, der heftiger ist als alle' die ich erlebt, dann bleibe ich Herr über die ganze Romagna.

DON MICHELE: Nein, Hoheit, über ganz Italien!

DER HERZOG: Möglich. Ich weiß wirklich nicht, was mir lieber wäre: über ein schönes Reich zu herrschen und das welsche und deutsche Pack bis auf den letzten Mann hinauszutreiben, oder alle die Herzöge, Fürsten und Bürgermeister vom alten Schlage aufzuknüpfen. Die Schafsköpfe haben keine Ahnung von den Forderungen der neuen Zeit. Sie reizen mich mit ihrem Schandgewäsch, wie ein Banderillo seinen Kampfstier.

DON MICHELE: Des Glückes Füllhorn wird sich über Euch ergießen, und das Glück wird vollkommen sein, wie die Seligkeit des Paradieses. Ich küsse Eurer Hoheit die Hand.

BURCHARD: Ich ebenfalls.
DER HERZOG: Marsch, auf den Weg! Schont die Kuriere nicht!

## Sinigaglia

*Feldlager der Kondottieri. – Das Beratungszelt des Stabes. Um einen großen Tisch sitzen Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Herr Pagolo Orsini, der Herzog von Gravina, Hauptleute der Freibeutertruppen.*

GRAVINA: Seid endlich still! Hört auf zu zanken! Wir alle haben recht gehabt und unrecht. Ich zu allererst. Wir hätten Cesare, als wir ihn zu Imola in unseren Händen hielten, nicht laufen lassen dürfen, statt ihn zu töten! Doch jetzt uns zu entzweien, wäre ein noch größerer Fehler.

PAGOLO *(schlägt mit der Faust auf den Tisch)*: Und ich erkläre euch, daß noch nicht einmal das Schwarze unterm Nagel verloren ist! Kreuzbombenelement, zehntausend Kriegsleute haben wir zur Verfügung. Da sollten die paar französischen Lanzen einen Mann meines Schlages das Gruseln lehren können?

OLIVEROTTO: Ich bin ganz Eurer Meinung. Mit den Vorposten stehen mir fünfhundert Reiter und tausend Bogenschützen zu Gebote. Wenn sichs der Borgia einfallen ließe, mit mir anzubinden, er würde gut empfangen werden!

VITELLOZZO: Prahlereien! In Wahrheit haben wir von alledem, was wir uns vorgenommen, nicht das geringste ausgeführt. Der Valentino lebt und sollte doch zu dieser Stunde sechs Fuß unter der Erde liegen und faulen! Nein, nein! Statt zu handeln, haben wir geschwatzt, und der Feind verspottet uns. Bentivoglio versprach uns seinen Beistand, und jetzt stellt er sich tot. Guidubaldo nimmt in Urbino Glückwünsche entgegen, rührt sich aber sonst nicht im geringsten. Die Florentiner haben uns nicht einmal eine Antwort gegeben. Ich kann euch nicht verhehlen, daß ich mit Bangen in die Zukunft blicke.

PAGOLO: Soll ich offen sein? Du bringst mich um mit deinen Klageliedern. Wenn ein Freibeuter den Panzer vor der Brust und das Schwert an der Seite hat, dann klingen solche Jammertöne zum Gottserbarmen!
VITELLOZZO: Schimpfe, soviel du magst, Großmaul! Das verändert die Lage nicht um Haaresbreite. Bist du erst aufgeknüpft, aufs Rad geflochten oder mit Gift getötet, dann kannst du stolz sein auf deine Dummheit!
GRAVINA: Ruhe, Ruhe, Kameraden! Ists nicht gescheiter, in aller Freundschaft zu beraten, was wir beginnen sollen?
VITELLOZZO *(steht auf und geht mit zum Himmel erhobenen Händen auf und nieder)*: Himmel, sind die Menschen kurzsichtig! Sie stürmen blindlings in ihr Verderben! Der Wahnsinn muß uns gepackt haben, daß wir uns mit wahrer Herzensfreude auf eine so üble Sache stürzten!
OLIVEROTTO: Unsinn! Was wir taten, war nicht nur klug, sondern auch notwendig. Wir sind allerdings im Solde des Valentino, aber worin besteht unsere Aufgabe? Wenn er das Recht hat, die Länder, die wir erobern, zu besitzen, so haben wir das Recht, sie zu beherrschen. Das ist unsere Auffassung des Vertrages. Wir sind die Anführer unserer Mannschaften; sie brauchen ihren Sold, und er bezahlt ihn. Das ist ganz einfach. Die eigentlichen Herren sind und bleiben wir. Ich möchte ihm nicht raten, das zu vergessen! Und er will gar die Herrschermiene aufsetzen? Das wäre ja noch schöner!
PAGOLO: Mir aus der Seele gesprochen! Ihr könnt reden wie ein Bischof, Oliverotto. Geld und Vergnügen für unsere Leute, Vergnügen und Geld für uns, und was sonst noch kreucht und fleucht, das mag der Teufel holen! Ein anderes Verfahren darf ein Söldnerführer nicht kennen, und wenn ers kennt, nicht dulden!
OLIVEROTTO: Wir haben tausendfach Grund gehabt, uns darüber zu ärgern, daß der Valentino immer nur seinen eigenen Vorteil, nie den unseren im Auge hatte. Und jetzt? Jetzt will er herrschen? Den Fürsten spielen? Den richtigen Fürsten? Ausgezeichnet!

VITELLOZZO: Sicher ist, daß er seinen Offizieren den Hals abschneidet, wenn sie das Bauernpack nicht für seine, sondern für ihre eigene Rechnung ausplündern.
PAGOLO: Mit seinen Offizieren kann er machen, was er will. Doch auch gegen mich hat er sich frecher Drohungen erdreistet, als ich einmal einem Dorf den roten Hahn auf die Dächer setzte. Ein Cesare Borgia! Ein Nichts, ein Dreckkerl, der glaubt, ein kleiner Sforza werden zu können!
GRAVINA: Der war wenigstens ein Kondottiere, wenn auch kein Edelmann.
OLIVEROTTO: Davon ist Alexanders Bastard noch weit entfernt. Übrigens, was er ist oder nicht ist, darauf pfeife ich! Kein Zepter, kein Gesetz! Unser Vergnügen ist die Hauptsache. Wir wären dumm, wenn wir unsere Pläne aufgeben wollten.
VITELLOZZO: Welche Pläne?
PAGOLO: Welche Pläne! . . . Unsere Pläne, Donner und Doria! Den Valentino zu unserer Puppe machen, sonst nichts. Will er nicht, dann Gnade ihm! Das sind so unsere Pläne.
VITELLOZZO: Schön, aber sie werden ins Wasser fallen! Ihr waret nicht entschlossen, nicht standhaft und auch nicht flink genug.
OLIVEROTTO: Fahr zum Henker!
GRAVINA: Ich beschwöre euch: Ruhe! Ruhe! Einigen wir uns! Fassen wir einen Entschluß, irgendeinen!

*Ein Offizier tritt ein.*

DER OFFIZIER: Hauptmann Don Michele kommt soeben aus dem Lager des Valentino und bittet, von euch empfangen zu werden.
PAGOLO: Ah, Michele? Der kleine Michele? Ein prächtiger Bursche!
VITELLOZZO: Ja, seinem Herrn mit Leib und Seele ergeben!
GRAVINA: Ich bin gespannt, was der uns zu sagen hat.
VITELLOZZO: Wenn ihr ihn anhört, wird er sich in euer Vertrauen stehlen, indem er Lüge auf Falschheit häuft. So, wie einst die Titanen in den Himmel drangen, indem sie den Pelion auf den Ossa türmten. Ich mag nicht mit ihm sprechen.

OLIVEROTTO: Aber ich. Führt Don Michele herein!
*Michele tritt ein und umarmt die vier Hauptleute der Reihe nach.*
DON MICHELE: Seid mir gegrüßt, erlauchte Herren und gütige, vortreffliche Gebieter! Ich bin entzückt, euch alle wohl zu sehen.
DIE HAUPTLEUTE: Dank, Don Michele! Euch scheints auch gut zu gehen.
DON MICHELE: Ach, sehr geplagt, bei meiner Ehre! Seit ihr euch mit meinem gnädigen Herrn nicht mehr zu verstehen scheint, ist er tieftraurig und läßt uns ein arg melancholisches Leben führen.
PAGOLO: Daß Euer gnädiger Herr an der Pest verrecke! Er ist kein Mann von Wort.
DON MICHELE: Ich bitt Euch, wieso denn?
PAGOLO: Ist es nicht sonnenklar, daß er den Despoten spielen will und daß uns, hat er erst mit unserer Hilfe die Herrschaft an sich gerissen, alle Mächte Italiens auf dem Nacken sitzen werden? Und er, der uns alles verdankt, wird unser schlimmster Gegner sein und sich auf unsere Kosten schließlich den Frieden sichern.
DON MICHELE: Ich bin nicht hierhergekommen, um euch in Träume zu wiegen, noch auch in den blauen Dunst grundlose Anklagen zu widerlegen. Darum bitte ich euch, laßt uns zunächst Ordnung in unsere Reden bringen. Machen wir bei Euch, Herr Pagolo, den Anfang. Was sollen Eure Beschwerden besagen? Ist Euch etwa der Sold nicht regelmäßig, noch vor der Fälligkeit, bezahlt worden?
PAGOLO: Ich . . .
DON MICHELE: Mit Verlaub, bester, liebwerter Pagolo! Ihr könnt mir sogleich erwidern, was Ihr wollt; alles, was Ihr wollt! Ihr mögt dann reden nach Herzenslust. Erst aber müßt Ihr doch wissen, mit wem Ihr zu tun habt. Darum möchte ichs Euch zuvor gern auseinandersetzen. Also, ich bin ein ehrlicher, aufrichtiger, einfacher und argloser Mann, kenne nur den geraden Weg und mache keine Umschweife. Das schwöre ich Euch bei

der wahren Freundschaft, die ich für Euch empfinde und bei meinem eigenen Seelenheil, das mir teuer ist. Wie sollte ich Euch etwas anderes als die reine Wahrheit sagen können? Vertraut mir, alle vier, und laßt mich aus übervollem Herzen zu euch sprechen. Nein, Pagolo, Ihr täuscht Euch, Kamerad! Der Herzog hat Euch nicht die kleinste Kränkung zugefügt. Im Gegenteil, er hat Euch stets geliebt und hochgeehrt, und die Orsini und Vitelli liebt und ehrt er gleichermaßen. Das gilt, bei meiner Ehre, so für Euch wie für die anderen Hauptleute. Die Vergangenheit gab Euch wirklich keinen Grund, mit meinem Herrn unzufrieden zu sein!

OLIVEROTTO: Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Michele, aber . . .

DON MICHELE: Gemach, gemach! Laßt mich zu Ende sprechen! Ich wiederhole also, daß die Vergangenheit euch keinen Ärger brachte. Doch die Zukunft? . . . Aha, die Zukunft fürchtet ihr. Ihr glaubt, der Herzog sei so erpicht auf die Alleinherrschaft, daß er vergessen könnte, welche Dienste ihr ihm geleistet habt?

GRAVINA: Das wäre nicht unmöglich.

VITELLOZZO: Mich würde es nicht wundern.

DON MICHELE: Mich aber sehr! Selbst wenn von Dankbarkeit kein Fünkchen in ihm glühte, so wäre das so dumm, so ungeheuer dumm, daß . . . Denkt doch selbst einmal nach! Der Herzog wird von den Franzosen unterstützt.

OLIVEROTTO: Unterstützt? Sie haben ihn erschaffen, aus dem Nichts gemacht, so wie Gott einst Adam machte!

DON MICHELE: Richtig! Was aber tat Adam? Er verschwor sich gegen Gott. Keiner liebt nämlich seinen Schöpfer, weil der ein gar zu anspruchsvoller Herre ist. Begreift ihr das?

VITELLOZZO: Er will von den Franzosen los und rechnet auf des Papstes Hilfe.

DON MICHELE: Etwa auch darauf, daß der Papst unsterblich ist? Wird Alexander ewig leben? Wollt ihr es uns verbürgen? Nein! So meint ihr also, daß wir gerüstet sind, in dieselbe Gruft

zu steigen, in die man Seine Heiligkeit einst senken wird? Da täuscht ihr euch! Wir wollen leben und herrschen und bauen auf euch und sonst keinen.

PAGOLO: Das ist uns neu!

DON MICHELE: Vielleicht bin ich zu aufrichtig. Ich bitte euch jedenfalls, wiederholt meine Worte nicht dem Valentino! Bewahrt sie für euch! Was ich euch sagte, ist die lautere Wahrheit. Wir begehren, wir suchen keine anderen Freunde als euch. Denn die Zeit wird kommen, da wir mit den Florentinern werden brechen müssen, so eng wir auch jetzt mit ihnen verbunden sind. Nun wißt ihr alles!

DIE VIER HAUPTLEUTE *(alle auf einmal)*: Was erzählt Ihr uns? Ihr seid den Florentinern eng verbunden? Liegt da kein Irrtum vor?

DON MICHELE: Nicht der geringste! Niccolo Machiavelli, einer ihrer Geheimschreiber, weilt gerade bei uns. Ihr könnt euch also auf der Stelle überzeugen. Auch . . .

PAGOLO: Warum haltet Ihr plötzlich inne? Los, Michele, nichts verheimlichen! Wir sind doch immer gute Freunde gewesen.

DON MICHELE: Nein! Ich darf nicht sagen, was mir auf der Zunge schwebte. Ich bin ohnedies schon zu weit gegangen. Ihr plauderts schließlich doch dem Valentino aus. Und wäre es nur ein Wort, ich käme in Gefahr! . . . Nein . . . Gehen wir zu einem anderen Thema über! . . . Quält mich nicht, bitte! . . . Es würde wirklich mein Verderben sein! . . . Einmal für alle, nein! . . . Seid doch vernünftig, Freunde, tut mir den Gefallen! Etwas will ich euch noch verraten, eine einzige Tatsache, doch keine Silbe weiter . . . Ihr schwört mir, still zu sein?

DIE VIER HAUPTLEUTE: Bei unserer Ehre und dem Evangelium!

DON MICHELE: Wenn meine Offenheit ein Unrecht ist, so mag mirs Gott verzeihen! . . . Wir haben von Herrn Niccolo erfahren, daß ihr den Florentinern jetzt ein Bündnis angetragen. Eure Briefe schickten sie dem Valentino und stellten Geld und

Truppen zur Verfügung. Auch schrieben sie dem Giovanni Bentivoglio, daß sie ohne Verzug gegen ihn ziehen würden, wenn sein Unstern ihn etwa dazu verleiten sollte, euch Wort zu halten. Das wars, was ich euch anvertrauen wollte... Doch mehr erfahrt ihr nicht, und quältet ihr bis morgen früh! Die Sache schmerzt mich mehr, als ihr zu glauben scheint.

VITELLOZZO: Das will mir, in der Tat, nicht glaubhaft scheinen. Die Bologneser üben, wie du sagst, Verrat an uns. Die Florentiner sind Judasse, und hinter euch steht ein ganzes Korps von schweren Reitern. Da wirkt die Trauermiene, die du zeigst, wie bitterer Hohn!

DON MICHELE: Denkt doch ein wenig weiter! Wie stehts um uns in einem halben Jahr? Ihr habt so viele Feinde auf dem Hals, daß euer Untergang nur zu gewiß ist. Die Städte hassen euch und bieten euch kein Obdach. Und solltet ihr euch auf spanisch empfehlen wollen, ihr würdet auch nicht einen Weg mehr offen finden. Was aber wird aus uns, wenn alle uns für ihre Schutzbefohlenen halten? Wie töricht wart ihr doch, euch zu empören. Nehmt euch ein Beispiel an der Fabel des Menenius!

PAGOLO: Geschehen ist geschehen.

VITELLOZZO: Hättet ihr doch auf mich gehört!

OLIVEROTTO: Ihr spaßt, Herr Vitellozzo! Wart Ihr doch selbst der Schlimmste!

VITELLOZZO: Spart Euch den hochfahrenden Ton für passende Gelegenheiten! Mir gegenüber ist er nicht am Platze. Vergeßt Euch, bitte, nicht!

GRAVINA: Gebt Ruhe, meine Herren, und laßt das Streiten sein!

DON MICHELE: 's ist wahr, gestritten habt ihr wahrlich schon genug! Und Eintracht ist euch gerade jetzt vonnöten.

VITELLOZZO: Mag das Vergangene vergessen sein. Vielleicht hätten wir klüger gehandelt, wenn wir ruhig geblieben wären, doch die größte Torheit, die wir begehen könnten, wäre, uns überlisten zu lassen. Ich kenne Herrn Borgias schöne Redensarten. Ich kenne sie nur zu gut! Auf der weiten Welt gibt es für ihn weder Freund noch Feind. Puppen sind sie alle in seinen

Händen, und noch jede hat er zerbrochen, mit der er spielen wollte.

DON MICHELE: Vielleicht habt ihr recht – dann erklärt ihm den Krieg! Auf der einen Seite: Papst, König und Florentiner, morgen die Bologneser, übermorgen alle Städte, Gemeinden, Parteien, alle Herren der Romagna samt euren Genossen Petrucchio von Siena und Giampagolo Baglioni von Perugia. Auf der anderen Seite: die Häuser Vitelli und Orsini. Eure besten Köpfe sind in Rom, in der Gewalt des Papstes. Vielleicht gelingts euch!

PAGOLO: Vor weniger denn acht Tagen schlugen wir eure Leute bei Fossombrone.

DON MICHELE: Glückauf zu weiteren Siegen!

OLIVEROTTO: Angenommen, wir wären geneigt, zu unterhandeln. Könntest du uns irgendeinen vernünftigen Vorschlag machen? Ich meine, einen Vorschlag, der uns die vollste Sicherheit gewährte vor der Rache des rachsüchtigsten aller Menschen.

DON MICHELE: Ich sehe nicht die Gefahr, die euch droht, solange ihr an der Spitze eurer eigenen Truppen steht. Es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß ihr die Absicht habt, euch von ihnen zu trennen?

GRAVINA: Gewiß nicht! Aber auch ihr habt Truppen, und wenn wir, in übel angebrachter Vertrauensseligkeit, uns überrumpeln ließen . . .

DON MICHELE: Dann wären wir, ich sage es von neuem, den Fremden preisgegeben. Daß uns das unerträglich wäre, wißt ihr doch. Im übrigen hat euer Tun den Herzog nicht so aufgebracht, wie ihr euch schmeichelt. Er glaubte nie an die Gefahr, da er wohl merkte, daß ihr bei Imola ihn schontet. Auch sind der Florentiner haßerfüllte Treibereien gegen euch ihm lange schon bekannt. Euer Verhalten ist in seinen Augen nur mehr ein dummer Streich, verübt von wackeren, doch schlecht beratenen Kriegern. Niemand verlangt von euch, daß ihr tiefernste, weitblickende Politiker seid. Wollt ihr mehr Sold, sehnt ihr euch nach höfischem

Glanz, nach schönen Festen, freundlichem Empfang? So kehrt zu uns zurück. Wir bieten euch die Hand. Und seid nicht grundlos stolz! So groß ist eure Missetat noch lange nicht! . . . Jetzt aber möchte ich, indessen ihr mit euch zu Rate geht, ein wenig speisen . . .

PAGOLO: Ich bringe dich, wenns dir genehm, in mein Quartier.

DON MICHELE: Nein, nein! Macht Euch keine Umstände! Bleibt hier und haltet Rat. Der erste beste kann mir den Weg zeigen.

GRAVINA: Pagolo wird mit Euch gehen. Wir haben abends oder morgen früh noch Zeit, es zu besprechen. Des Kopfzerbrechens gab es schon genug.

VITELLOZZO: Wahrhaftig, mir platzt der Schädel! Ich kann nicht mehr.

DON MICHELE: Beste Herren und werte Freunde, ihr denkt doch an euer Versprechen? Erzählt ja dem Herzog nicht wieder, was ich euch ausgeplaudert habe! Ihr wißt, ich bin allzuweit gegangen. Es war nicht vorsichtig, doch die Absicht war nicht schlecht. Der Himmel ist mein Zeuge.

DIE VIER HAUPTLEUTE: Sei unbesorgt, wir schweigen still, du alter Fuchs!

## Cesena

*Cesare Borgias Arbeitszimmer. – Der Herzog; mehrere Vertraute; reitende Boten und Geheimschreiber. Einige bringen in größter Hast Depeschen zu Papier, während die übrigen um ihren Gebieter herumstehen.*

DER HERZOG: Noch immer kein Eilbote?

EIN GEHEIMSCHREIBER: Nein, Hoheit . . .

DER HERZOG: Daß ichs sofort erfahre, wenn einer kommt! Wir dürfen keine Zeit verlieren! Bist du bereit, Antonio?

ANTONIO: Ja, Hoheit, mein Pferd steht vor der Tür.

DER HERZOG: Begib dich in meinem Namen zu den apenni-

nischen Bauern. Wende dich zuvörderst an die Cerroni, unter denen die Familien Ravagli die einflußreichsten sind. Wollen auch die Rinaldi dir Gehör schenken, so begrüße die Gelegenheit mit offenen Armen! Doch ich rechne mehr auf die anderen. Vernachlässige jedenfalls keinen und wirb mir so viele Freunde, wie du werben kannst!

ANTONIO: Ja, gnädigster Herr.

DER HERZOG: Versprich ihnen Geld und Freiheit. Sage ihnen aber vor allem, daß ich Rache nehmen, und daß jede Stadt geplündert werden würde, die es wagen sollte, mich durch Widersetzlichkeit zum Äußersten zu zwingen.

ANTONIO: Ja, gnädigster Herr. Es macht den Bauern immer Freude, den Städten eins auszuwischen.

DER HERZOG: Sage ihnen alles, was sie hören wollen. Bemühe dich, den Baronen zu schmeicheln, die bei den Bauern in Gunst stehen, und gewinne ihrer so viele für unsere Sache, wie nur möglich!

ANTONIO: Ich kenne sie alle. Ich muß ihnen Hoffnung machen, die Söldnertruppen würden völlig aufgerieben werden . . .

DER HERZOG: Tu, was du kannst! Ich stehe hinter dir. Leb wohl! Nun zu dir, Alfonso!

ALFONSO: Zu Diensten, gnädigster Herr.

DER HERZOG: Reite nach Forli! Ich muß die Welfen jener Gegend mir verpflichten. Trage ihnen deshalb meinen Schutz gegen die Ghibellinen an. Da diese die Stärkeren sind, wenden wir uns an die anderen, die eines Bundesgenossen am dringendsten bedürfen. Ebenso verfährst du in Faenza und Ravenna, doch gerade umgekehrt in Rimini, wo die Welfen die Oberhand haben. Dort hältst du's mit den Ghibellinen. Und nun geh! Habt ihr anderen schon eure Instruktionen?

MEHRERE VERTRAUTE: Ja, gnädiger Herr.

DER HERZOG: So macht euch auf den Weg. Viel Glück!

*(Sie gehen ab.)*

Dich will ich nach Urbino senden, Martino! Du hast folgendes

zu unternehmen, um zu bewirken, daß Guidubaldo getötet oder davongejagt werde. Höre zu! . . .

*Auf dem Platze. – Französische schwere Reiter und Bogenschützen spielen Kegel und üben sich im Bockspringen.*
*Ein schwerer Reiter wandelt mit drei Bogenschützen an der gleichen Stelle auf und nieder, wie vorher Don Michele und Burchard.*

DER SCHWERE REITER: Ich versichere dir, die Eyquem gehören zu den besten Familien in ganz Bordeaux. Als der Vater das Schloß Montaigne kaufte, sagte alle Welt: Bravo – wenigstens eine gute Rasse!

ERSTER BOGENSCHÜTZE: Gewiß, gewiß! Aber zu den ersten Familien der Stadt gehören sie deswegen noch lange nicht. Die Lestomac sind viel älter!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Mag sein. Die Colomb sind noch älter. Mein Vater erzählte es wenigstens immer.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Bestreite es nicht. Soll ja sogar Bürgermeister und Schöffen des Namens zur Zeit der Engländer gegeben haben.

DER SCHWERE REITER: Das habe ich auch gehört. Ja, eine schöne Zeit, als die Engländer noch im Lande waren! Die Stadt zahlte keine Abgaben, von der Salzsteuer wußte man nichts, und der Wein war fast umsonst zu haben.

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Nanu – möchtest wohl gar wieder englisch werden?

DER SCHWERE REITER: Das weiß Gott! Ich wäre mit allem einverstanden, wenn man mich nur nach Mailand zurück ließe. Dort sitzt nämlich ein kleines Fräulein, wartet auf mich und sehnt sich nach meinem Schnauzbart.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Die Geschichte hier ist wirklich zum Auswachsen trist. Auf eine ordentliche Balgerei lauert man vergebens, und das einzige, was man vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu sehen kriegt, sind die gelben Fratzen der verdammten Italiener. Das Gesindel ist zu dämlich! Das

versteht kein französisches Wort, das trinkt nicht, tanzt nicht und hat justament soviel Grips im Schädel, wie meine Mähre!
ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Oho, Hänschen, sei nicht so griesgrämig, alter Junge! Sollst schon wieder in Laune kommen. Da, paß auf!
*Er wirft ihm die Kappe auf die Erde; die Bogenschützen und der schwere Reiter puffen sich herum und schlagen, laut lachend, aufeinander los.*

## Sinigaglia

*Das Lager der Freibeuter. – Pagolo Orsinis Zelt. – Pagolo hat eben mit Don Michele das Nachtmahl eingenommen. Bediente räumen ab und ziehen sich dann zurück.*

DON MICHELE: Ihr habt euch in eine Idee verrannt. Keiner sieht die Dinge mehr mit klaren Augen. Mag sein, daß der Herzog nicht gerade der liebenswürdigste Mensch auf Erden ist; dafür ist er sicherlich der klügsten einer! Springt er auch ein wenig heftig mit euch um, so denkt er doch nicht daran, es mit euch zu verderben.
PAGOLO: Wenn wir auf seine Worte hören, sind wir verloren! Du kannst mich nicht vom Gegenteil überzeugen. Vitellozzo hat ganz recht.
DON MICHELE: Vitellozzo ist ein Esel! Er hält sich für einen Löwen, weil er das Schwert zu handhaben versteht, wie kaum einer. Das ist ein sehr beneidenswertes Talent, doch man löst damit nicht alle Rätsel dieses Lebens. Um auf die Hauptsache zurückzukommen: du glaubst also, der Herzog sei dir sehr schlecht gesinnt?
PAGOLO: Ja, das glaube ich.
DON MICHELE: Hier, der Beweis! Er schickt dir diese Kette.
PAGOLO: Ei, verflucht! Rubinen und Saphire! Hübsche Fassung, Florentiner Arbeit! Stimmts?
DON MICHELE: Bist ja ein wahrer Kenner! Wer hätte das in einem alten Haudegen vermutet?

PAGOLO: Ihr Höflinge seid mir die Richtigen! Ihr meint wohl, ihr hättet allein das Recht, die göttlichen Musen zu lieben und die wahre Schönheit zu erkennen? Ist, was mich höllisch wundern sollte, diese Kette nicht Robettas Arbeit, so wette ich meine Venus, Guidos von Bologna Meisterwerk, gegen dein Marseiller Tafelgeschirr, daß sie von Giovanni di Goro stammt.
DON MICHELE: Das Tafelgeschirr gehört dir – die Kette ist in der Tat von Robetta. Wir vom Hofe haben schon Geschmack. Nicht wahr?
PAGOLO: Wie gehts dem Grafen Castiglione?
DON MICHELE: Er ist dem Hause Orsini noch immer treu ergeben.
PAGOLO: Das macht ihn uns wert ... Aber ich kann nicht mehr. Den ganzen Tag im Sattel, um die Posten zu visitieren. Fehden sind kein Kinderspiel! Legen wir uns nieder, wenns dir recht ist!
DON MICHELE: Gern! Ich schlafe schon im Stehen.
PAGOLO: Wenn du heute abend an den Herzog schreibst, so vergiß nicht, Seiner Hoheit mitzuteilen, daß alles unwahr ist, was man ihm über mich berichtet hat. Oder nein, sag ihm lieber gar nichts! . . . Ich will nicht, daß er etwa meint . . .
DON MICHELE: Du großes Kind! Ich erkläre ihm, daß du sein Freund bist, wie er der deine. Schlaf wohl!

## Cesena

*Das Arbeitszimmer des Valentino. – Don Cesare Borgia; Machiavelli; Battista.*

BATTISTA: Eine Depesche, gnädiger Herr.
DER HERZOG: Gib her! Messire Niccolo, ich wünsche nicht, daß der Signoria von Florenz irgendeine Einzelheit meines Streites mit den Kondottieri verheimlicht werde. Lest, was mir Don Michele schreibt!

*Er gibt Machiavelli die Depesche; dieser liest sie.*

Ihr seht, daß Pagolo Orsini auf dem besten Wege ist, seine

Kameraden zu beschwichtigen und zur Vernunft zu bringen. Nur Vitellozzo sträubt sich noch. Doch auch er wird sich am Ende fügen . . . Er wird mir kommen, wie die anderen . . . er wird mein sein, Messire Niccolo, wie jeder von ihnen!

MACHIAVELLI: Ich zweifle nicht, Hoheit. Er wird zu Kreuze kriechen mitsamt den anderen! Ihr Herz rutscht ihnen immer tiefer in die Hosen, und den Kopf haben sie schon vollends verloren. Sie werden Euch ein Bündnis antragen, um uns den Krieg zu erklären.

DER HERZOG: Sie wissen ja nicht, was sie anfangen sollen! Wahrscheinlich ahnen sie, daß ich nein sagen werde. Denn sie machen mir einen anderen Vorschlag.

MACHIAVELLI: Sinigaglia zu nehmen und an Euch abzutreten?

DER HERZOG: Ich werde ihnen antworten, sie sollen die Festung zur Übergabe auffordern. Ich würde ihnen zu Hilfe eilen. Das tue ich dann auch.

MACHIAVELLI: Habt Ihr noch so viele Leute, daß Ihr Euch ohne Gefahr den Händen dieser zweifelhaften Herren anvertrauen könnt?

DER HERZOG: Leute? . . . Ich habe ihnen die Versicherung gegeben – denn sie hatten Furcht! – daß ich, bis auf Candalles Kompagnie und einige wenige italienische Reiter, die ganzen Mannschaften entlassen würde. Mein Wort habe ich gehalten. Vor einer Stunde sind sie abgezogen.

MACHIAVELLI: Ihr wollt also der Gefahr trotzen, gnädiger Herr?

DER HERZOG: Es gibt Augenblicke, in denen man nirgends sicherer ist als vor dem Rachen des Löwen! Ihr werdet das vielleicht einmal verstehen. Ihr seid noch jung.

MACHIAVELLI: Ich möchte wissen, wie Ihr den Verrätern entgegentreten werdet!

DER HERZOG: So sanft und milde, wie nur möglich, Herr Niccolo! Ihr lächelt?

MACHIAVELLI: Ich lächle, Hoheit, weil von Euren Lippen Hönig träufelt, während Blitze aus Euren Augen zucken.

DER HERZOG: Es gehen große Dinge vor, Herr Niccolo. Da muß man sich als ganzer Mann erweisen. Was bringst du, Battista?
BATTISTA: Einen Brief, gnädiger Herr.
DER HERZOG *(liest)*: Unser Spiel steht gut! Bentivoglio bietet mir die Freundeshand und trägt mir ein Familienbündnis an.
MACHIAVELLI: Schau, schau! Herr Giovanni ist doch sonst nie ein Gemütsmensch gewesen!
DER HERZOG: Nein, weiß Gott, der ist ein handfester Bursche. In einer Nacht hat er einmal der ganzen Meute eines Feindes das Lebenslicht ausgeblasen. Zweihundert wohlgezählten Jagdhunden auf einmal! Das würde selbst einem jungen Eber alle Ehre machen. Aber, seltsam genug, diese Abkömmlinge der alten Geschlechter sind immer mit irgendeinem Mangel behaftet! Es genügt nicht, daß man den Dolch zu führen versteht oder andere zum Morde anstiftet. Dem Bentivoglio fehlts hier oben. Er hat es noch nie fertig gebracht, einen Gedanken wirklich zu Ende zu denken. Ein neuer Beweis: er gibt meine Freibeuter aus den Händen.
MACHIAVELLI: Ihr seid in dieser Woche ein gut Stück vorwärts gekommen.
DER HERZOG: Geht an! Nur nicht auf halbem Wege stehenbleiben. Fest und wacker dem Ziel entgegen . . . Man gibt das Signal zum Aufsitzen. Wir ziehen jetzt nach Sinigaglia.
MACHIAVELLI *(nachdenklich)*: Wer weiß, wer weiß? Die Leute sind vielleicht wirklich dumm genug, auf Euch zu warten.
DER HERZOG: Auf mich zu warten? . . . Sie kommen mir entgegen. Verlaßt Euch drauf! Das Schicksal schiebt den Menschen, oder es schleppt ihn! Ich habe sie zwanzigmal genasführt und hundertmal betrogen. Sie wissen, wie leicht nebensächliche Rücksichten in meiner Hand wiegen. Und seht sie Euch an! Seht, wie ihre Vernunft stündlich schwächer wird. Die Florentiner haben mit ihnen nichts im Sinn. Gestern früh ist ihrem Freunde Guidubaldo vor den Flammen des Aufruhrs, die ich entzündet, die Furcht in die Knochen gefahren. Er ist aus Urbino

geflohen. Jetzt kehrt ihnen auch Bentivoglio den Rücken. Meinen vier Helden wird bänglich zumute! Don Michele hat sie in Arbeit: Gravina betäubt er mit dem Gift der Logik, Vitellozzo mit dem Gift der Liebenswürdigkeit; Pagolo blendet er die Augen mit Geschenken, und Oliverotto bezwingt er mit versteckten Drohungen und mit schier teuflischen Versprechen. Alle miteinander lullt er sie ein mit schönen Redensarten, und die vier Eisenfresser, die doch genau wissen sollten, was sie von meiner Nachgiebigkeit und meinem Mitleid zu erwarten haben, kommen im Galopp und werfen sich mir zu Füßen. Das scheint Euch wunderbar? Allein, es ist so sicher und schon so oft erprobt, daß nicht daran zu zweifeln ist! Sie kommen! Keine Macht der Erde bewahrt sie davor. Ihr Schicksal und ihr Charakter weisen ihnen den Weg, der sie zu mir führt!

MACHIAVELLI *(streicht sich das Kinn)*: Die Welt bietet unerschöpfliche Möglichkeiten, immer neue Erfahrungen zu sammeln.

DER HERZOG: Jetzt vorwärts, wir säumten lange genug! Aufs Pferd! In Fano machen wir halt. Ich vermute, das wird der Ort sein, wo unsere Feinde mich um Gnade bitten.

MACHIAVELLI: Zu Diensten, gnädiger Herr.

## Sinigaglia

*Das Zelt der Orsini. – Pagolo; Vitellozzo; Vitelli.*

VITELLOZZO: Die Stadt ist genommen. Das Schloß aber will sich nur dem Valentino selbst ergeben. Soll ich dir sagen, was ich vermute?

PAGOLO: Ja, sags!

VITELLOZZO: Der Schurke von einem Oberbefehlshaber handelt im höchsteigenen Auftrage des Herzogs. Er steckt mit dem Borgia unter einer Decke.

PAGOLO: Du witterst zwar überall Verrat, doch vielleicht hast du recht. Was aber soll man tun? Da wir wieder in des Borgia

Sold stehen, können wir ja derlei Vermutungen nicht einmal auf den Grund gehen.
VITELLOZZO: Wir haben mit Michele vereinbart, daß wir in unserem Lager bleiben sollten, während er das seine nicht verlassen dürfe. Aber dennoch werden wir zu guter Letzt in seinen Klauen sein. Er kommt, seid sicher!
PAGOLO: Das ist sonnenklar! Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß jede Krisis einmal ihren Höhepunkt überschreitet. Offen gestanden, bin ich ein wenig unruhig. Mir ist viel lieber, ich weiß, woran ich bin. Den Herzog führen hoffentlich nur gute Absichten her!
VITELLOZZO: Worauf gründet sich deine Hoffnung?
PAGOLO: Warum sollte er die unerklärliche Marotte haben, sich ohne Not mit den bedeutendsten vier Kondottieri Italiens zu entzweien? Sind unsere Hilfe, unser Schutz nicht Goldes wert? Schlägt er uns aber die Köpfe vom Rumpfe, dann sind selbst wir zu nichts mehr zu gebrauchen. Auch stehen hinter uns die beiden großen, erlauchten und mächtigen Häuser Vitelli und Orsini, die glänzendsten der römischen Lande, ja der ganzen Welt. Welch eine Zahl von Bischöfen, Kardinälen und anderen Herren von Rang, die er nicht ungestraft herausfordern dürfte!
VITELLOZZO: Bin ich erst einmal massakriert, so frag ich nicht danach, ob mein Mörder eine Dummheit begangen.
PAGOLO: Dummheit hin – Dummheit her! Immer nur den Propheten spielen, ist sicher auch eine Dummheit! Lassen wir uns doch vom Strome treiben! Bei einiger Wachsamkeit werden wir die Furt, die uns ans Ufer führt, schon finden.
VITELLOZZO: Mir fehlt das rechte Wort. Mein Hirn ist ganz umnebelt.
PAGOLO: Dann ist es aus mit dir. Mich rettet mein Vertrauen.

*Trompetensignale. – Gravina, Oliverotto und Don Michele.*

GRAVINA: Aufgesessen. Unsere Schwadronen sind alarmiert!
PAGOLO: Was gibts?
GRAVINA: Der Herzog kommt. Schon nahen seine Kundschafter.

VITELLOZZO: Michele, Michele! ... Du übst Verrat an uns, du Schurke!
DON MICHELE: Wie? Ich euch verraten? Erklärt Euch, Herr! Habe ich hier etwa Befehle zu erteilen?
OLIVEROTTO: Er hat recht. Gravina und ich haben zum Aufsitzen blasen lassen. Das Schloß will sich ja nur dem Borgia ergeben; so ists natürlich, daß er kommt. Ein unvorhergesehener Zwischenfall, nichts weiter! Trägst du Verlangen, dich zwischen den Feind und unseren Herrn zu stellen?
VITELLOZZO: Ich weiß nicht ein noch aus. Ich versichere, ich schwöre euch, wir sind verloren. Meine Warnungen sind in den Wind gesprochen. Die Trojaner belächelten Kassandras Worte, wie die Juden die Worte ihres Propheten!
OLIVEROTTO: Hol dich der Teufel! Du hast einen Mann vor dir, der sich auf derlei Schliche wohl versteht. Oder war vielleicht ein anderer der Mörder meines Oheims Giovanni Fogliani und seiner Genossen? He? Nein, ich allein habe sie ins Jenseits befördert, während die Einfaltspinsel in aller Seelenruhe ein fröhliches Gastmahl bei mir zu genießen meinten. Ihr geht, als wohlerzogener Mann, dem Valentino entgegen, und ich bleibe mit meinen Leuten vor dem Stadttor. Macht jemand Miene, euch nur ein Haar zu krümmen, so denkt daran, daß wir die Stärkeren sind. Das wollten wir doch sehen ...
DON MICHELE: Die klarste Sache von der Welt. Wem das nicht einleuchtet, der muß auf beiden Augen blind sein! Haben wir erst einmal ja gesagt, dann ist es auch ein ehrlicher Vertrag, den wir geschlossen.
PAGOLO: Natürlich, natürlich! Nun aber schnell in den Sattel! Der Herzog kommt.

*Freies Feld vor Sinigaglia. – Im Hintergrunde, in einiger Entfernung, das Stadttor, das Freibeuter-Fußmannschaften besetzt halten. Die Schwadronen sind in Schlachtordnung aufgestellt; Oliverotto befindet sich mit seinen Offizieren an der Tete. Im Vordergrunde die Leute*

*des Valentino, die an Zahl schwächer sind, als die zur Rechten in Kolonnen formierten Kompagnien der Kondottieri. Der Herzog, Machiavelli, de Candalle, Balthazar Castiglione, Don Michele, Don Ugo, Marcantonio da Fano, Leniolo, d'Allegri und andere Hauptleute; alle zu Pferde.*

DER HERZOG: Michele!

DON MICHELE: Gnädiger Herr!

DER HERZOG: Lenke dein Pferd an meine Seite! Neige den Kopf, damit du mich besser verstehst! . . . Die Freibeuter sind bald hier. Wenn ich mit ihnen gesprochen habe, nehmen zwei von euch immer einen von ihnen in die Mitte . . . So eine Art Ehreneskorte . . . Du weißt, wie ichs meine? . . . Dann lasset ihr sie nicht mehr aus den Fingern!

DON MICHELE: Ja, gnädiger Herr!

DER HERZOG: Was bedeutet das? Oliverotto bleibt zurück?

DON MICHELE: Ja, Hoheit. Er ist an der Spitze seiner Mannschaft. Sie haben das so verabredet.

DER HERZOG: Reite langsam hinter uns her, mach einen Umweg, der dich zu Oliverotto führt, und schaff ihn mir zur Stelle. Um jeden Preis! Hast du verstanden? Du haftest mir für ihn!

DON MICHELE: Ja, Hoheit. Aber . . .

DER HERZOG: Hörst du schwer? . . . Du haftest mir für ihn! Verliere keine Minute. Reite los!

*Don Michele sprengt im Galopp davon; die Hauptleute erscheinen und grüßen den Herzog.*

Seid mir willkommen, Freunde! Die düsteren Wolken, die die Sonne unserer Eintracht zu verdunkeln schienen, sind verflogen. Zwar hätt ich Grund, euch gram zu sein. Doch wahre Zuneigung verzeiht selbst solche dummen Streiche. Eure Hand, Herzog von Gravina! Willkommen, Vitellozzo! Willkommen, Pagolo! Kommt her zu mir! Ihr seid mir niemals nah genug. Ruht doch die Stärke meines Arms in eures Armes Stärke!

GRAVINA: Wir haben gefehlt, gnädiger Herr, da wir Eurer Güte vergaßen. Durch treue Dienste wollen wir unser Vergehen sühnen.

DER HERZOG: Das hoffe ich.

*Zu den Hofleuten.*

Widmet euch unseren Gästen! Und wenn euch meine Freundschaft wert ist, bemüht euch, die ihre zu gewinnen.

*Die Kavaliere umringen die drei Hauptleute. Oliverotto und Michele erscheinen.*

Ihr ließet auf Euch warten, Herr Oliverotto!

OLIVEROTTO *(ein wenig bleich)*: Die Pflicht hielt mich zurück, gnädiger Herr. Ich wollte verhüten, daß unser Freudentag durch den Verrat eines der Leute im Schlosse getrübt werde.

DER HERZOG: Ein ehrlicher Mann fürchtet keinen Verrat. Ich scheue niemand. Gebt mir die Hand und lasset Vergangenes vergessen sein!

OLIVEROTTO: Ich dank Euch, Herr!

DER HERZOG: Nun haben wir richtig den Weg verplaudert. Wir sind am Ziel. Hier ist mein Standquartier. Ich verdanke euch eine schöne Stadt, ihr Herren.

GRAVINA: Wir würden gern Euch tausend schönere geben, Hoheit!

DER HERZOG: Es soll euch nicht an Gelegenheiten dazu fehlen . . . Steigt ab und folgt mir, bitte!

*Der Herzog, die Freibeuter und das ganze Gefolge sitzen ab. Großes Gedränge und Gewühl.*

Was soll der Lärm? Ruhe, meine Herren! Eilt nicht so! . . . Auf ein Wort, Herr von Candalle!

*Nimmt ihn auf die Seite.*

Eure Reiter sind noch im Sattel?

CANDALLE: Ja, gnädiger Herr. Auf Don Micheles Geheiß.

DER HERZOG: Begebt Euch zu ihnen! Laßt einen forschen Angriff auf die Freischaren unternehmen! Sie sind jetzt führerlos und auf nichts Böses gefaßt. Was Ihr erbeutet, gehört Euch.

CANDALLE: Ich eile, Hoheit! *(Ab.)*

DER HERZOG *(steigt, begleitet von den vier Hauptleuten, die seine Soldaten von allen Seiten umringen, die Treppe hinauf. Er tritt in*

*einen Saal und wendet sich plötzlich um)*: Bemächtigt euch der Verräter und entwaffnet sie!
OLIVEROTTO: Niederträchtiger Schurke! *(Ein Faustschlag streckt ihn zu Boden. Höflinge und Soldaten werfen sich auf die anderen und knebeln sie.)*
DER HERZOG: Befördert die Burschen ins Nebenzimmer und laßt sie nicht aus den Augen . . . Ob Candalle wohl schon bei der Arbeit ist?
DON MICHELE *(an einem Fenster)*: Die Freibeuter waren auf den Überfall nicht vorbereitet. Sie sind in wilder Flucht. Die Franzosen metzeln sie nieder. Jetzt zerstreuen sie sich und plündern die Stadt.
DER HERZOG: Laßt ein Dutzend dieser Barbaren aufknüpfen! Ich dulde nicht, daß man sich erdreistet, meine Befehle zu überschreiten! *(Michele eilig ab.)* Wo ist Michelotto?
MICHELOTTO *(Henker)*: Hier bin ich, gnädiger Herr.
DER HERZOG: Sind deine Stricke neu?
MICHELOTTO: Ganz neu! Beil, Messer, Gehilfen – habe alles bei der Hand.
DER HERZOG: Geh da hinein! Ich folge dir. Einen nach dem anderen! *(Macht die Geste des Erdrosselns.)* Ich passe dir auf die Finger!
*Michelotto löst die Stricke, mit denen er sich umgürtet hat, von den Hüften und begibt sich in das ihm bezeichnete Gemach.*
Nun, meine Herren? Wir hatten so viel Ärger miteinander, daß wir uns jetzt wohl ein kleines Späßchen gönnen dürfen!
*Er überschreitet, von seinem Hofstaat gefolgt, die Schwelle; man hört Fußgetrampel und markerschütterndes Schreien. Dann herrscht Stille, bisweilen unterbrochen von leisem Lachen.*

*Das vom Herzog bewohnte Haus. – Terrasse mit Aussicht auf das Meer; Mondschein. – Das Nachtmahl ist beendet; der Herzog ruht auf einem Liegestuhl. Machiavelli und Don Michele sind bei ihm. Musikanten spielen die letzten Takte einer Motette.*

DER HERZOG: Ich liebe die neue Musik. Wir leben in einer großen Zeit, Messire Niccolo. Die Welt wird wieder jung! Eines Abends las man mir aus Virgils Werken vor. Es war schön wie alles, was dieser gottbegnadete Dichter geschrieben. Mir haftet noch der Ausspruch im Gedächtnis: „Der Ordnung Allgewalt erfüllt das Leben." Ein Satz, so wahr in jenen Zeiten wie in unseren Tagen! . . . Die Weise, die unser Ohr vernommen hat, ist durchtränkt mit der Süße der Melancholie. – Geht, Kinder, ihr habt genug gespielt. Jedem von euch einen Goldtaler zum Lohne. – Michele, weißt du genau, daß man die französischen Räuber, die sich an Sinigaglia vergriffen, gehenkt hat?

DON MICHELE: Ja, gnädiger Herr. Man hat sogar des Guten zuviel getan. Ihr sagtet, ein Dutzend. Ich fürchte, es sind ihrer mehr geworden!

DER HERZOG: Der Witz ist nicht schlecht. Und wie steht es mit dem Plündern? . . .

DON MICHELE: Das haben sie sofort eingestellt, gnädiger Herr!

DER HERZOG: Darauf kams mir an. Laß die Verurteilten vom Galgen nehmen, laß sie vierteilen und ein Stück von ihnen in allen Stadtvierteln öffentlich zur Schau stellen. Die Untertanen sollen wissen, daß ich ihnen kein Leids geschehen lasse.

DON MICHELE: Sie wissen es bereits, gnädiger Herr. Sie nennen euren Namen nur mit Segenswünschen.

DER HERZOG: Aber es soll ihnen noch eindringlicher vor Augen geführt werden. Darum tu, was ich dich geheißen! Gib überall bekannt, die Vernichtung der Franzosen sei mein größter Herzenswunsch. In unserem Volk kann man den Haß gegen die Barbaren nicht heftig genug schüren. Geh, Michele! *(Michele ab.)*
Wir sind der Schwierigkeiten Herr geworden, Messire Niccolo!

MACHIAVELLI: Ich erkühne mich, Eurer Hoheit eine Frage vorzulegen.

DER HERZOG: Tuts ohne Scheu!

MACHIAVELLI: Ihr wolltet Gnade vor Recht ergehen lassen.

Könnte nicht gerade die Bestrafung der beiden Orsini uns gefährlich werden? Ihr Haus ist mächtig!
DER HERZOG: Ich hatte nach Rom geschrieben. Heute früh erhielt ich den Bescheid, daß der Heilige Vater auf meinen Rat den Kardinal, den Erzbischof von Florenz und Jacopo da Santa Croce plötzlich hat festnehmen lassen. Ohne diesen Erfolg würde ich die Dinge ein wenig lässiger behandelt haben.
MACHIAVELLI: Dann allerdings war Eure Rechnung richtig.
DER HERZOG: Ihr müßt bedenken, daß Italien nicht um vier gewöhnliche Schelme ärmer geworden, sondern um die vier mächtigsten Kondottieri, die es besessen hat! Was nun noch bleibt, ist einfaches Gesindel, das ohne weiteres zu beseitigen ist. Mit Hilfe von Stahl und Strick brachte ich eine furchtbare Wunde zum Vernarben. In einigen Jahrhunderten wird niemand mehr sich vorstellen können, daß Ähnliches je möglich gewesen! Truppenführer, die zu keiner Partei, zu keinem Staat, zu keiner Regierung gehörten! Die, je nach Laune, den Fürsten dienten oder ihnen schadeten, das Vermögen ihrer Herren klein machten und Hab und Gut ihrer Untergebenen in ihren Beutel steckten. War es nicht unbegreiflich und ungeheuerlich zugleich? Und aus diesem Stande gingen die Sforza hervor, die Mailand an sich rissen, wie auch die Carmagnola, Venedigs Geißel. Ich habe Euch, bei meiner Seligkeit, den größten Dienst erwiesen, den Ihr von mir erwarten konntet!
MACHIAVELLI: Wer zweifelt daran, gnädiger Herr? Euch allein habe ichs zu danken, daß auch ich Virgils Wort: „Magnus nascitur ordo" im Munde führen kann. Jetzt müßt Ihr Euer Werk vollenden! Bildet ein Heer, das nicht aus Banditen besteht, sondern aus ehrlichen Bauernsöhnen, denen die Liebe zu ihren Herrschern mehr gilt, als der Gehorsam, den sie ihren Führern schulden.
DER HERZOG: Ich brauche Zeit. Nicht, um mich auszuruhen; der Geist der Völker muß allmählich reifen, und vieles muß sich noch verändern! Da heißt es erst, die Starken zügeln und die Schwachen stützen. Dann gilts, den Geldstrom in das

Land zu leiten, und manches andere mehr. Meinst du, die Wahl der Mittel wäre leicht? Sie sollen ziemlich und unfehlbar sein! Ein Schritt muß da dem andern folgen. Die Früchte, die der Menschenwille trägt, gleichen den Früchten auf dem Felde: erst zeigt sich nur ein zarter Keim, der mählich sprießt, bis er zur Blüte sich entfaltet ... Es tut nicht gut, zu ernten, ehe die Zeit vollendet ist. Unreife Frucht hat ihren Zweck verfehlt! Wer seine Zeit geduldig wartet, kommt zum Ziel. Nicht schlafen und nicht rasten, doch auch nicht zu hastig vorwärts!

MACHIAVELLI: Die vornehmste Tugend großer Männer ist, die anderen zu beherrschen wie sich selbst.

DER HERZOG: Welch köstlich milde Nacht! Seht doch, wie wundersam des Mondes Schimmer sich in den bewegten Wassern spiegelt! Wie unermeßlich sich die Himmelskuppel spannt. Ein Künstler oder Dichter allein könnte uns die Wunder entschleiern, die unseren Geist mit Staunen jetzt erfüllen! ... Seht Ihr die Feuer, die in den Bergen aufflammen? ... Was mögen sie bedeuten?

MACHIAVELLI: Ich glaube, es sind die Lagerfeuer der Freischaren, die Candalle zersprengte.

DER HERZOG: Da habt Ihr recht. Das armselige Gewürm sucht Unterschlupf vor meinem Zorne.

MACHIAVELLI: Eure Hoheit führen einen schlangenfressenden Drachen im Wappen.

DER HERZOG: Da sagt man noch, daß ich nicht ehrlich sei! Ja, einen Drachen trägt mein Wappenschild, Herr Niccolo! Ich gleiche nicht, wie der Trauerherzog von Mailand, der elenden Schlange, die einen Säugling sich zur Beute wählt. Ich bin die lernäische Hydra! Nennt mich ein Ungeheuer, doch zugleich der Ungeheuer ärgsten Feind! Nicht eins von ihnen soll mir mehr am Leben bleiben. Ich rotte sie aus bis auf den letzten Mann: alle die Fürsten aus dem Rinnstein, die falschen Kondottieri, die mir den Weg versperren. Die Trümmer ihrer Nester werden meines Horstes Stützen sein. Und der Tag wird kommen, da es vom Fuße der Alpen bis zum Meere Siziliens nur einen Herrscher gibt: mich!

*Eine Loggia im herzoglichen Palast. – Donna Lucrezia Borgia sitzt in einem mit goldenen Quasten verzierten Lehnsessel und läßt ihre Blicke in die Weite schweifen; neben ihr, an eine Säule gelehnt, Don Alfonso von Este, ihr Gemahl.*

ALFONSO: Bei meiner Ehre, Euer Bruder hat seine Sache gut geführt. Er hat den gordischen Knoten mit Vorsicht erst betrachtet, hat ihn geprüft, hat zugepackt und mit einem Schwertstreich ihn durchhauen, wie Alexander.

DONNA LUCREZIA: Er ist jetzt stärker und gesicherter als je zuvor. Wer solche Krisen glücklich übersteht, der steigt zum Glück empor. Mir scheint, Ihr habt allen Grund, vor dem Valentino auf der Hut zu sein.

ALFONSO: Meint Ihr nicht, Lucrezia, daß er den Fürsten einen großen Dienst erwiesen hat? Fortan wird allein die Hand, die jetzt das Zepter hält, auch das Schwert führen dürfen.

DONNA LUCREZIA: Mag sein! Doch wichtiger deucht mir, daß des Valentino Ansehen und Gewalt noch ständig wachsen. Der Zweck, den er verfolgt, ist mir nicht klar.

ALFONSO: Zunächst wird er sich wohl in der Romagna festsetzen. Dort hat er dann fürs erste mit Venezianern und Aragonesen genug zu schaffen. Dazu bedarf er unserer Hilfe. Die werde ich ihm so knapp zumessen, daß ich ihn vor einem Fall bewahre, ohne ihn allzu fest zu stützen.

DONNA LUCREZIA: Ich glaube, Ihr kennt Don Cesare nicht. Er ist nicht der Mann, der sich damit begnügte, von der Frucht des Glückes nur zu naschen. Nehmt heute schon als sicher an, daß sein Weg in die Romagna ihn über Leichen führen wird. Ehe man sichs versieht, holt er zu einem großen Streiche aus. Ich bin überzeugt, sein augenblicklicher Besitz genügt ihm schon jetzt nicht mehr.

ALFONSO: Was sollte er wohl beginnen? Er mag der Ruheloseste der Sterblichen sein und muß sich doch die Zeit gönnen, Atem zu holen. Da übrigens Frankreich unser beider Stützpunkt

ist, habe ich von ihm nichts zu fürchten. Ludwig XII. würde niemals dulden, daß ich angegriffen werde.

DONNA LUCREZIA: Ich sage nicht, daß der Valentino daran denkt, Euch anzugreifen. Ich schmeichle mir überhaupt nicht, seine Gedanken zu erraten, so gut ich ihn auch kenne. Doch wenn ich die Dinge überblicke, ist mir klar, daß sein Planen darauf abzielt, sich seinen Landbesitz durch Grenzerweiterung zu sichern. Er wird irgendeinen seiner Nachbarn überfallen und zu Boden werfen. Seine Macht und die Gefahr, die er für uns bedeutet, wachsen dadurch gleichermaßen. Er gehört nämlich zu den Naturen, die das Wort „genug" nicht kennen, und wenn das Schicksal auch den ganzen Erdball in ihre Hände legte. Ludwig XII. hat gewiß alle Ursache, Euch treu zu sein. Könnt Ihr ihm doch ebensoviel nützen wie schaden. Aber seine grenzenlose Schwäche für den Minister d'Amboise und der fast krankhafte Ehrgeiz, mit dem dieser Günstling nach der Tiara strebt, verschaffen meinem Bruder einen ungeheuren Einfluß auf die Franzosen. Vergesset nicht, mit welcher Schlauheit der Valentino Ludwig die Überzeugung beigebracht, daß nach dem Tode Alexanders VI. er – der Valentino! – die Tiara zu vergeben hätte. Ihr könnt mir erwidern, die Franzosen würden einen großen Fehler begehen, wenn sie seine Macht über die Maßen stärkten. Darin pflichte ich Euch bei, doch ohne Fehler ist Menschenwerk eben nicht denkbar.

ALFONSO: Ihr öffnet mir die Augen. Jetzt erkenne ich die Gefahr, die Don Cesares Größe mit sich bringt. Aber noch weiß ich nicht, welche Vorsichtsmaßregeln ich treffen könnte. Soll ich ihm mein Mißtrauen zeigen? . . .

DONNA LUCREZIA: Das wäre das Törichtste von allem. Im Gegenteil! Ihr seid Don Cesares natürlicher Bundesgenosse und dürft ihm nie Gelegenheit geben, daran zu zweifeln.

ALFONSO: Ich habe soeben einen meiner Offiziere zu ihm entsandt, um ihn zu seinem Erfolg bei Sinigaglia zu beglückwünschen.

DONNA LUCREZIA: Sagt, wie wäre es, wenn Ihr insgeheim

die Venezianer, Florentiner und Aragonesen warnen und ihnen raten ließet, auf der Hut zu sein? Man könnte ja, so laßt Ihr sagen, nicht wissen, auf wen der Valentino es abgesehen . . . Ohne Euch selbst bloßzustellen, würdet Ihr so ihre Widerstandskraft stärken und einem Feinde, ders Euch später danken würde, einen Dienst erweisen.

ALFONSO: Der Plan ist gut. Ich werde danach handeln.

DONNA LUCREZIA: Jedenfalls fahrt Ihr nicht schlecht dabei... Daß ichs nicht vergesse: ich habe hier einen Brief, der Euch Spaß machen wird!

ALFONSO: Von wem?

DONNA LUCREZIA: Von Eurer Schwester, der Herzogin von Mantua. Ihr kennt doch Michelangelo Buonarroti, den jungen Florentiner Bildhauer, von dem jetzt so viel die Rede ist?

ALFONSO: Er hat wundervolle Dinge geschaffen. Ich hätte große Lust, ihn hierherzuholen . . .

DONNA LUCREZIA: Hört nur weiter! Michelangelo hat eine entzückende Amorette vollendet, ein solches Meisterwerk, daß Lorenzo der Prächtige ihm den Rat erteilt hat, sie für antik auszugeben. Der Kardinal von San Girgio, der von Kunst keine Ahnung hat . . .

ALFONSO: Ein ausgemachter Dummkopf und Nichtswisser . . .

DONNA LUCREZIA: Ihr urteilt streng, doch Ihr habt recht... Der Kardinal kauft also die Statue und erfährt durch einen Zufall, daß sie modern ist. Malt Euch seine Wut aus! Er speit Gift und Galle und will das Werk, das er verachtet, da es seiner Blicke nicht mehr würdig ist, verkaufen. Der Valentino, der bekanntlich einen sehr vornehmen Geschmack besitzt, kriegt Wind von der Sache, kauft sogleich die in die Acht erklärte Skulptur und macht sie Eurer Schwester zum Geschenk. Sie erzählt mir die Geschichte und ist natürlich höchst vergnügt darüber.

ALFONSO: Wir müssen Michelangelo bestimmt für uns gewinnen. Er ist ein tüchtiger junger Künstler und wird einmal zu den Leuchten Italiens zählen!

DONNA LUCREZIA: Ich bin ganz Eurer Meinung. Unser Hof soll alle anderen Höfe überflügeln. Männer von Geist und Wissen, die Ludovico Sforza mit großen Opfern an sich gefesselt, haben ja keine Heimstatt mehr, seit die Franzosen sich in Mailand festgesetzt. Möchtet Ihr nicht Antonio Cornazano, der mir seine Dichtungen über Gott und die heilige Jungfrau gewidmet, als einen von den Unseren hier begrüßen? Ebenso Giorgio Robusto von Alessandria, der mir ebenfalls seine Werke zum Geschenk gemacht?

ALFONSO: Seid so gütig, die Briefe, die uns diese glänzenden Schriftsteller gewinnen sollen, unverzüglich abfassen zu lassen. Spart nicht mit Lobes- und mit Schmeichelworten! Ich unterschreibe selbst. Die Hoffnung, diese erlesenen Geister mit denen zu vereinen, die bereits hier weilen, erfüllt mich mit wahrer Freude!

DONNA LUCREZIA: O, gelänge es uns doch, Giovanni Pietro Arrivabene und Spagnolo vom Hofe Eurer Schwester zu entführen!

ALFONSO: Das wäre mir sicherlich so erwünscht wie Euch. Doch so arm an Talenten, daß wir Grund zur Klage hätten, sind wir nicht! Hat uns der Tod auch den unvergleichlichen, herrlichen Boyardo entrissen, so sind uns Francesco Cieco, Lelio, die beiden Strozzi und der junge Ludovico Ariosto, von dem man mir Wunderdinge berichtet, doch geblieben.

DONNA LUCREZIA: Ariosto entfacht in der Tat helle Begeisterung. Das lateinische Hochzeitsgedicht, das er uns an unserem Freudentag gewidmet, gehört zu den schönsten unserer Zeit.

ALFONSO: Ich schließe mich ganz Eurer Ansicht an. Ihr besitzt ja mehr Verständnis für Poesie und Literatur als ich. Doch eins ist auch mir nun klar geworden: Ferrara darf keiner Stadt Italiens mehr nachstehen, wo es gilt, ein echtes Talent zu fördern! Mein sehnlichster Wunsch wäre, daß man mir nachrühmte, ich hätte alle großen Geister unserer Zeit an meinen Hof gerufen.

DONNA LUCREZIA: Der Ehrgeiz steht Euch wohl an, mein Gemahl.
ALFONSO: Lasset die drei Briefe sogleich schreiben. Ich will indessen an die neuen Instruktionen denken, die nach Florenz, Venedig und Neapel zu senden sind. Dann will ich die Werkstätten besichtigen, in denen meine Geschütze gebaut werden. Wie schade, Lucrezia, daß Ihr hiervon nicht ebensoviel versteht wie von der Dichtkunst. Ich würde nur zu gern mit Euch darüber plaudern. Könnt Ihr begreifen, daß nichts so fesselnd ist wie die Berechnungen der Mathematiker und Ingenieure?
DONNA LUCREZIA *(lächelnd)*: Ich glaube es, Don Alfonso. Doch ich trage kein Verlangen, es Euch hierin gleichzutun. Es genügt mir, daß man Euch größere Fähigkeiten auf diesem Gebiete nachrühmt als allen anderen Feldherren unserer Tage. Ist Euer Ruhm doch auch der meine! Ich will, wenn Ihrs gestattet, mit meinen Damen in unseren Gärten lustwandeln, und Ihr prüfet indessen den Guß Eurer Feldschlangen.
ALFONSO: Geht, Lucrezia. Und meinen Handkuß auf den Weg.

## Ein Dorf in der Romagna

*Versammlung des Geheimbundes der Pacifici. – Bewaffnete Bauern; zwei Bravi.*

ERSTER BRAVO *(grüßend)*: Beati pacifici!
DER BAUERNANFÜHRER: Ihr seid sehr freundlich. Wir danken Euch, daß Ihr gekommen seid.
ERSTER BRAVO: Es wäre uns niemals eingefallen, wegzubleiben. Ihr solltet von unserem Diensteifer gegenüber so vornehmen Herrschaften eine bessere Meinung haben, edle Herren!
DER ANFÜHRER: Dank für Eure gütigen Worte. Seine Hoheit sendet Euch also zu uns?
ERSTER BRAVO: So ist es. Don Cesare Borgia, Herzog der Romagna, und kein anderer! Hier, diesen Ring gab er uns als Erkennungszeichen.

DER ANFÜHRER: Ganz recht, so wars besprochen. Setzt euch, ihr Herren, ihr müßt doch müde sein!
ERSTER BRAVO *(setzt sich)*: Ach, das tut wohl! Wir haben einen Ritt von zwanzig Meilen hinter uns und hatten noch nicht Zeit, uns Rast zu gönnen. Ist unsereins an Kriegsstrapazen auch gewöhnt, so fühlt man doch seine Knochen nach solchem Tagewerk!
DER ANFÜHRER: Ihr wißt wohl schon, weshalb wir eurer Hilfe jetzt bedürfen?
ERSTER BRAVO: Der Herzog hats uns leise angedeutet.
DER ANFÜHRER: Verzeiht die Frage. Seid Ihr Eures Kameraden so sicher wie Euer selbst? Es dreht sich nämlich um eine höchst delikate Sache. Da weiß man doch gern, mit wem man zu tun hat.
ERSTER BRAVO: Eure Vorsicht ist zu loben. Also, laßt Euch sagen, daß mein Freund einer der größten Helden des Jahrhunderts ist. Man könnte meinen, das berühmte Wort aus Plutarchs herrlicher römischer Geschichte sei auf ihn gemünzt. Ihr erinnert Euch gewiß der Stelle, wo es von einem siegreichen Feldherrn heißt: „Er wagte nicht, allein in einem Zimmer zu bleiben, in dem sich ein Spiegel befand. So sehr fürchtete er sich davor, sein eigenes Antlitz zu erblicken." Ja, ja, Ihr könnt mirs glauben. Wenn dieser Reitersmann seine dräuende Kriegermiene aufsetzt, zittert alles! Er sagt zwar wenig, doch seine Tatkraft ist ungeheuer.
DER ANFÜHRER: Um von unserer Angelegenheit zu sprechen – es handelt sich darum, Malatesta zu beseitigen.
DER BRAVO: Nichts leichter als das!
DER ANFÜHRER: Ist Euch bekannt, daß er nie einen Fuß auf die Straße setzt, ohne hundert Menschen mit sich zu schleppen?
DER BRAVO: Das tut nichts! Mein Genosse und ich sind gewöhnt, die schwierigsten Dinge auszuführen. Bestimmt nur, auf welche Art Ihr die Aufgabe gelöst zu sehen wünscht.
DER ANFÜHRER: Ich verstehe nicht recht . . .
DER BRAVO: Genügt es Euch, daß Herr Malatesta – wie wir

Kriegsleute es nennen – die erste Verwarnung erhält, so daß er etwa einen bis zwei Monate ans Bett gefesselt bleibt? Wäret Ihr damit zufrieden? Ja?

DER ANFÜHRER: Lieber wäre uns, Ihr machtet gleich ganz ein Ende.

ERSTER BRAVO: Ausgezeichnet! Ihr seid also für gründliche Erledigung? ... Ganz unser Fall! Wir sind schon einig. Jetzt ... das Mittel. Habt Ihr da vielleicht besondere Wünsche? Auf welchem Wege soll Euer Mann befördert werden?

DER ANFÜHRER: Auf dem kürzesten und sichersten.

ERSTER BRAVO: So denke ich auch. Mein Freund und ich machen niemals halbe Arbeit. Da es einem Manne gilt, der gewarnt ist und darum doppelt vorsichtig, möchte ich Euch dies Instrument empfehlen.

DER ANFÜHRER: Was ist denn das für ein seltsames Ding?

*Die Anwesenden drängen sich hinzu, um es zu betrachten.*

DER BRAVO: Ach, nur ein kleines Meisterwerk! Man meint, es wäre eine Tischgabel, nicht wahr? Und seht, wie hübsch sie ist. Schön ziseliertes Silber! Bewundert ihr nicht auch die kleine Figur über den Zinken? Nun paßt auf! Ich drücke auf den Kopf ... Die Füße heben sich ein wenig, man merkt es kaum ... Gebt acht! ... Jetzt zeigt sich eine Öffnung! Seht ihr sie?

DIE BAUERN: Ja, ja! Wirklich!

ERSTER BRAVO: Gut! Ich tue nun in den Hohlraum etwas hinein, ein wenig Pulver oder einige Tropfen irgendeiner Flüssigkeit ... Und wenn nun der Truchseß in dem Augenblick, da er dem ihm bezeichneten Gast vorschneidet, seine Gabel geschickt handhabt – ihr versteht? – so fällt Pulver oder Flüssigkeit auf das Stück, das der Speisende gerade zum Munde führen will. Das ist ganz einfach, und für fünfzig Dukaten mache ich mir jeden Diener im Hause Malatesta zum Freunde.

DER ANFÜHRER: Mag sein. Aber wenn der Diener, die bewußte Gabel in der Hand und die Dukaten in der Tasche, seinem Herrn den Plan enthüllte, um ein ebenso sicheres Geschäft mit

ihm zu machen, dann wären wir unser Geld los. Nein! Wir wollen lieber mit euch allein zu tun haben.

DER BRAVO: Ich habs Euch vorgeschlagen, weil die Idee so eigenartig ist und weil noch niemand das Instrument kennt. Einer meiner Freunde ist der Erfinder. Ihr scheint mir nicht entzückt zu sein? Dann lassen wirs bleiben! Ich habe schon noch Verwendung dafür, und für Euch fällt mir sicher etwas anderes ein. Wie wäre es zum Beispiel mit dem gläsernen Stilett, das in der Wunde abbricht? Oder . . . doch ich werde schon das Richtige treffen! Liegt Euch daran, daß es bis zu einem bestimmten Tage vollbracht ist?

DER ANFÜHRER: Je eher, desto besser!

ERSTER BRAVO: Gut! . . . Wir haben heute den 5. Mai. Am 20. Juni muß ich mit meinem Gefährten in Vicenza sein, wo wir im Auftrage des Hohen Rates von Venedig tätig sein werden. Spätestens also am 20. Juni hat Euer Streit mit Herrn Malatesta ein Ende. Verlaßt Euch auf mein Wort!

DER ANFÜHRER: Schönsten Dank! Hier habt Ihr hundert Dukaten im voraus.

DER BRAVO: Aber ich bitte Euch! . . . Das ist ja Nebensache! . . . Es macht uns Vergnügen, Euch gefällig zu sein. Nichtsdestoweniger, besten Dank. Und einen Handkuß den Herrschaften allesamt.

*Die Bravi gehen ab. – Edelleute aus der Romagna.*

ERSTER EDELMANN: Guten Abend, Genossen! Schon beisammen? Seid ihr einig?

DER ANFÜHRER: Wir warten nur auf euch.

DER EDELMANN: Nun, da sind wir! Jeder einzelne ein Bauer, alle miteinander gute Freunde, Nachbarn und Pacifici. Haben uns verbündet, um Ordnung zu halten gegen Parteien und Tyrannen. Sind nicht Welfen und Ghibellinen, nicht Freunde der Malatesta noch Helfershelfer der Baglioni. Nur unsere eigenen und unserer Familien Freunde und Anhänger des allgemeinen Friedens. Laßt uns, erlauchte Herren, unsere Pläne beraten und erwägen, was zu tun geboten ist!

EIN BAUER: Solange es Städte in der Welt gibt, wird es auch Bürger geben; und mit Bürgern ist schlecht Ruhe halten. Ich habe einen Vetter, der Torwächter ist zu Rimini. Im Notfall wird der sich nicht sträuben, uns durchzulassen. Wie wäre es, wenn wir die Häuser dieser verruchten Stadt ein wenig kahler machten?

EIN EDELMANN: Ein schöner Gedanke!

*Allgemeines Beifallsgemurmel.*

DER BAUERNANFÜHRER: Verstehen wir uns recht, hochedle Herren! Mit wem sind wir verbündet? Mit den Kondottieri?

DIE GANZE GEMEINSCHAFT: Davor bewahre uns der Himmel!

DER ANFÜHRER: Dann vielleicht mit Welfen, deren Gebieter Ghibelline, oder mit Ghibellinen, deren Fürst ein Welfe ist? Ist es so?

*Heftiges Gemurmel.*

Auch nicht? So reicht ihr, als wahre, ehrenwerte und vortreffliche Pacifici, Don Cesare Borgia eure Hand?

MEHRERE STIMMEN: Ganz gewiß!

DER ANFÜHRER: Dann laßt Rimini aus dem Spiele! Der Herzog siehts nicht gern, daß man da Ordnung schafft, wo er schon dafür sorgt. Hören wir lieber, was er uns sagen läßt. Er plant, jetzt in Toskana durchzuführen, was er in den Städten der Romagna vollbracht hat: der Tyrannei ein Ende zu bereiten, die Hochmütigen zu ducken und die Geringen zu erhöhen. Sind wir dabei?

ALLE: Ja, ja! Es lebe der Valentino!

DER ANFÜHRER: Sollen wir dem Herzog schreiben, daß er auf uns rechnen kann?

ALLE: Ja! Es lebe der Valentino! Beati pacifici! Feuer über Florenz!

*Hochamt im Dom. Viele Geistliche im Chor. Eine große Menschenmenge im Hauptschiff und in den Seitenschiffen.*

*Im Chore.*

EIN DOMHERR *(auf den Knien)*: Mein Herz ist schwach, und meine Seele leer. Ach, ich vermag nicht, Gottes unaussprechliche Güte zu erfassen, und sehne mich doch so, zum Thron der Allmacht mich emporzuschwingen! . . . In seinem Strahlenglanz mich klein zu fühlen! . . . Hilf mir, mein Gott! Stütze mich, himmlischer Vater!

*Wirft sich nieder.*

ZWEITER DOMHERR: Speist Ihr mit uns beim Erzbischof?

DRITTER DOMHERR: Ja! Es gibt die leckersten Forellen.

ZWEITER DOMHERR: Die ungenießbar sein werden, wenn Bruder Lorenzo, der Schafskopf, sich nicht beeilt, mit seiner Messe fertig zu werden. *(Zu einem Chorknaben)*: Du, Kleiner!

DER CHORKNABE: Ja, Hochwürden?

ZWEITER DOMHERR: Geh, sag Bruder Lorenzo, er solle schnell machen!

DER CHORKNABE *(zum Offizianten)*: Pater Paolo bittet Euch, bald aufzuhören.

BRUDER LORENZO: Was kümmert ihn das? Ich speise nicht beim Erzbischof! Paß auf, Dummkopf! Dominus vobiscum!

DIE SÄNGER: Et cum spiritu tuo.

*Orgelspiel.*

*Im Schiff.*

EIN BETTELMÖNCH: Kauft Ablaßzettel! Ablaßzettel! Zu allen Preisen zu haben! Brüder in Christo, kauft Ablaßzettel!

EINE SEHR FEIN AUSSTAFFIERTE FRAU: Mein Gott, ist das 'ne Hitze!

*Sie fächelt sich.*

ZWEITE FRAU: Nicht zum Aushalten! Leiht mir doch, bitte,

mal Euer Riechfläschchen, Monna Bianca! Ich habe meins vergessen.
DRITTE FRAU: Mit Vergnügen! Welch falscher Schurke doch Filippo ist!
ERSTE FRAU: O, ich kenne ihn! Er hat mir lange genug den Hof gemacht, meine Liebe. Ich weiß, was ich von ihm zu halten habe.
VIERTE FRAU: Mag alles sein. Doch ein hübscher Kerl ist er trotzdem. Pst, die Wandlung!

*Alle Frauen sinken auf die Knie und schlagen sich die Brust.*

EIN MANN *(zu einer alten bebrillten Dame, die in ihrem Meßbuch liest)*: Meine Dame! Meine Dame! . . . Vielleicht ein Rosenkranz gefällig? Vom Heiligen Vater geweiht . . .
DIE ALTE DAME: Laßt mich in Ruhe!
DER MANN: . . . oder vielleicht eine Reliquie gefällig vom großen heiligen Ambrosius? Ein Stück vom Ellbogenknochen? Nicht teuer! . . . Mit Urkunde! . . .
DIE ALTE DAME: Ihr sollt mich in Ruhe lassen, hab ich gesagt!
DER MANN: Oder vielleicht feine Seife gefällig, oder spanische Handschuhe?
DIE ALTE DAME *(ganz außer sich)*: Wenn Ihr mich nicht in Frieden laßt, rufe ich den Kirchendiener!

*Der Mann geht weiter.*

*In den Seitenschiffen.*

*Zwei Bürger beten vor einer Kapelle ihren Rosenkranz ab, die Mütze unterm Arm.*

ERSTER BÜRGER: Et benedictus fructus ventris tui . . . Das ändert nichts an der Tatsache, daß der Halunke ausgekniffen ist, ohne mir die drei Mittagessen zu bezahlen, die er mir noch schuldet. Der Schlag soll mich treffen, wenn er sie mir je bezahlt! . . . Jesus! Amen! Ave Maria, gratia plena, Dominus . . .
ZWEITER BÜRGER: Qui es in coelis, sanctificetur . . . Ich habs Euch fünfzigmal gesagt! Wie könnt Ihr so dumm sein,

Studenten Kredit zu geben? Aufrichtig, Herr Guglielmo, hab ichs Euch gesagt oder nicht? . . . nomen tuum, adveniat regnum . . . Teufel auch! Studenten! . . . Wenn so was zahlte, na dann wärs eben kein rechter Student!

EIN KAVALIER *(zu einer alten Frau)*: Hier ist das Briefchen, teure Laurenziana!

DIE ALTE FRAU: Ich wiederhole, es ist sehr schwierig. Sie hat mich hinausgeworfen und gedroht, sie würde es ihrer Mutter sagen!

DER KAVALIER: Hier hast du noch eine Zechine!

DIE ALTE FRAU: Ich will mir Mühe geben, sie zu überreden . . . aber nur, weil ich Euch gar so liebhabe! Wenn ich Euch zuwinke, setzt Euch hinter sie! Ihr könnt dann nach Herzenslust mit ihr plaudern.

DER KAVALIER: Der Himmel steh dir bei! Ich verliere nämlich sonst meine Wette.

*Beginn des Sanctus.*

ZWEI ALMOSENSAMMLER *(aus vollem Halse schreiend)*: Für den Kreuzzug! Für den Kreuzzug! Gebt für den Kreuzzug! Befreit das Heilige Grab! Für den Kreuzzug! Ihr Herren und Damen, erbarmt euch der armen Christen, die täglich von den wilden Türken hingeschlachtet werden! Für den Kreuzzug!

*Drei unheimlich aussehende Burschen an einem Pfeiler.*

ERSTER BURSCHE: Ist es der Edelmann dort drüben?

ZWEITER BURSCHE: Der mit dem sonnverbrannten Gesicht und dem kleinen schwarzen Schnurrbart?

DRITTER BURSCHE: Und dem schwarzen Wams . . . ganz richtig, der ists!

ZWEITER BURSCHE: Eine Krause um den Hals, die rechte Hand in einem zerrissenen Handschuh, die linke bloß?

ERSTER BURSCHE: Stimmt!

ZWEITER BURSCHE: Der hat Knochen wie ein Rind! Mit einem Finger wirft er mich über den Haufen. Ich schleudere mein Stilett auf zehn Schritt Entfernung nach ihm und rücke dann aus.

ERSTER BURSCHE: Wenn er dir nachläuft, tun wir, als ob wir schnell vorbei müßten, und rennen ihn um.
ZWEITER BURSCHE: Sicher?
ERSTER BURSCHE: Wenn ich dirs sage, Memme! . . . Fehl ihn nur nicht! Triff seitlings in die Hüfte! Ein kleiner Stich genügt. Unser Geld haben wir ja schon weg.
ZWEITER BURSCHE: Wartet einen Augenblick, bis ich San Niccolo ein Licht angezündet habe.
ERSTER BURSCHE: Mach schnell . . . Wir folgen ihm in das Gäßchen an der Kirche, und du versteckst dich hinter der Mauerecke.
ZWEITER BURSCHE: Habt keine Angst. Ich bin meiner Sache sicher. Er wird vierzehn Tage Bettruhe brauchen.

*Orgelspiel. – Ein Raketenschlag.*

DIE MENGE: Großer Gott! Wir sind verloren! Die Franzosen morden uns! Heilige Jungfrau, alles ist verloren!
STIMMEN AUS DER MENGE: Nein, nein, nein! . . . Ihr braucht euch nicht zu fürchten! . . . Ein paar Rüpel haben sich einen Spaß erlaubt! . . . Herrjes, meine Börse ist weg! . . . Wollt Ihr mal gleich meinen Mantel loslassen! . . .
EINE FRAU *(in einer Ecke kniend)*: Lieber Gott, ich danke dir! Mein armer Bruder, mein armer Bruder. Er wird nicht sterben. Du hast es nicht gewollt! Du gibst ihn mir zurück; dir danke ich sein Leben! Jeden Tag will ich zu dir beten und immerdar deine Schuldnerin bleiben. Wie liebe ich dich, der du in beispielloser Güte vor mir stehst! Lieber Gott, vergiß mich nicht! Schütze meinen armen Bruder, den du mir wiedergegeben!

*Sie weint.*

EIN NOTAR *(zu seinem Weibe)*: Habt Ihr nun ausgebetet? Wenn wir nicht gleich hinausgehen, geraten wir ins Gedränge. Wir wollen sehen, daß wir zur Tür kommen. Beeilt Euch!
DIE FRAU: Ich raffe nur mein Kleid, damit mirs nicht zerknüllt wird.
DER NOTAR: Gesteht doch lieber, daß Ihr Euch bemerkbar

machen wollt! Meint Ihr, ich kenne diese Schliche nicht? Mich kann man nicht täuschen!
DIE FRAU: Daran denkt ja niemand. Laßt mich noch ein Ave sagen.
DER NOTAR: Sagts beim Hinausgehen! Was wollt Ihr dann noch?
DIE FRAU: Weihwasser nehmen, wenns möglich ist. Es stehen so viele Leute vor dem Becken.
EIN KAVALIER: Darf ich Euch behilflich sein, meine Dame?
DIE FRAU: Sehr gütig, mein Herr ... *(ganz leise)*: Komm um zwei Uhr ... Er ist den ganzen Tag nicht zu Haus. Also, komm!
DER KAVALIER: Wohin?
DIE FRAU: In den unteren Saal ... Geh, er dreht sich um!
DER NOTAR: Schnell, schnell, bitte! Werden wir heute noch fertig oder erst morgen? Wer ist der Kavalier, der dir das Weihwasser gegeben hat?
DIE FRAU: Weiß nicht. Ich habe ihn noch nie gesehen.
BEWAFFNETE DIENER *(die Menge eilig zurücktreibend)*: Platz! Platz für die Frau Herzogin!

*Die Kirche entleert sich; das Orgelspiel dauert fort.*

## Rom

*In den Weinbergen des Kardinals Corneto. – Zimmer des Landhauses, dessen große, mit Weinlaub umrankte Fenster den Ausblick auf die Gärten gewähren. – Papst Alexander VI.; Don Cesare Borgia.*

DER PAPST: O, welch drückende Hitze, obgleich die Sonne schon gesunken ist. Und doch fühle ich mich kraftvoller als je. Die Größe Eurer Pläne, die Kühnheit Eurer Entschlüsse stählen auch meine Energie. Es geht alles, wie wir vorausgesehen. Wir stehen vor einem bedeutsamen Augenblicke, Don Cesare! Vor einem Augenblicke, der nicht nur für uns beide, nein, für ganz Italien entscheidend ist. Unser Triumph wird Italiens Triumph

sein! Nur ein mittelmäßiger Staatsmann denkt an den eigenen Erfolg zuerst! Die Welt ist nun einmal so beschaffen, daß die große Masse der kleinen Geister aus dem Gelingen der Pläne eines wahrhaft Weisen ihren Nutzen zieht. Hieraus ergibt sich, daß selbst starke Mittel ihre Berechtigung haben. Die Tat, zu deren Ausführung wir jetzt schreiten, ist kühn! Ich bin mir dessen so genau bewußt wie Ihr . . . Morgen früh wird Rom, wenn es erwacht, die Namen der Kardinäle vernehmen, die in dieser Nacht ihren letzten Schlaf getan. Ein wirklich kühner Streich; doch er ist unvermeidlich! Unsere Feinde sollen zittern! Auch können wir wenigstens die dringendsten Kosten Eurer toskanischen Kampagne decken, wenn wir das Vermögen der verstorbenen Kardinäle einziehen und die Gelder zu diesem Zweck verwenden. Sind wir erst einmal über diese Schwierigkeit hinaus, dann wollen wir für alle Zeiten auf Frankreichs Hilfe verzichten!

DON CESARE: Wir werden uns um niemand mehr bekümmern. Das Schiff unserer Hoffnung gleitet vorwärts aus eigener Kraft, selbst wenn kein Wind mehr seine Segel bläht. Ich fordere Fortuna heraus, die Kette zu zerbrechen, die ich ihr an den Arm geschmiedet habe.

DER PAPST: Unsere Gäste kommen . . . Mir ists, als hört ich ihre Schritte . . . Ob wohl ein einziger von ihnen ahnt, daß er die Schwelle dieses Saals nie wieder überschreiten wird? . . . Doch halt, was ist das? . . . Ich merke eben, daß ich . . . Nein, ich habs wirklich nicht! . . . Seltsam . . . Wie konnt ich gerade das vergessen!

DON CESARE: Was denn?

DER PAPST: Ach, die Sache ist so gefährlich nicht! Nur eine Laune . . . Zu ärgerlich, daß mir das heute . . . Nein, ich mags nicht missen. Ruft mir Caraffa!

DON CESARE: Er ist im Vorzimmer . . . Caraffa! Tretet ein! Der Heilige Vater will Euch sprechen!

DER PAPST: Lauf schnell in den Vatikan, Caraffa . . . Geh in mein Schlafgemach und bringe mir die kleine goldene Büchse mit der . . . du weißt?

CARAFFA: Mit der geweihten Hostie?
DER PAPST: Ganz recht. Schnell, hol sie mir!
CARAFFA: Wie? Ihr habt die Büchse nicht bei Euch?
DER PAPST: Nein, eben nicht! Ich gebe ja zu, daß es eine unbegreifliche Dummheit war, sie liegen zu lassen.
CARAFFA: Wie kann man, wie kann man! Einen solchen Talisman, der doch ein Schutz ist in jeglicher Gefahr . . . *(Schüttelt den Kopf.)*
DER PAPST: Ja, ja . . . natürlich hast du recht. Darum laufe, so schnell du kannst, und bringe mir das Büchschen. Eher bin ich nicht beruhigt.
CARAFFA: Ich eile!

*Ab.*

DER PAPST: Habt Ihr alles so vorbereitet, Don Cesare, daß ein Fehlschlag nicht zu befürchten ist?
DON CESARE: Es sind sechs Flaschen spanischen Weines vorhanden. Euer Kellermeister Mathias hat das Gift vor meinen Augen hineingetan. Ich habe ihm eingeschärft, nur denen davon zu kredenzen, die ich ihm bezeichnen würde. Matthias ist ein zuverlässiger Mann.
DER PAPST: Ohne Zweifel. Dennoch bitte ich dich inständig: sei so vorsichtig wie möglich!
DON CESARE *(lächelnd)*: Seid unbesorgt!
DER PAPST: Immer die gleiche Entschlossenheit, die ich an Euch so liebe . . . Unerträglich ist diese Schwüle. Ist kein Diener da?
EIN DIENER: Heiligster Vater!
DER PAPST: Mathias soll Wein bringen! Ich komme um vor Durst.
DON CESARE: Ich trinke gern ein Gläschen mit. Dann wollen wir draußen, im Schatten der Bäume, auf unsere Gäste warten.
*Lakaien bringen auf einem Tablett zwei Becher und eine Flasche Wein.*
DER PAPST: Warum kommt Matthias nicht selbst, wenn ich ihn rufen lasse?

ERSTER LAKAI: Er ist in die Stadt gegangen, Heiliger Vater, um Pfirsiche einzukaufen.
DER PAPST: Wo stand der Wein, den du uns bringst?
ERSTER LAKAI: Auf der Kredenz, Heiliger Vater.
DON CESARE *(lacht)*: Habt Ihr Furcht?
DER PAPST: Nein, es ärgert mich, daß Mathias nicht zu Haus geblieben ist. Auf Euer Wohl, Don Cesare!
DON CESARE: Ich danke Euch und trinke auf Euer langes, blühendes und ruhmreiches Leben!

*Sie trinken.*

## Der Vatikan

*Schlafgemach des Papstes.*

CARAFFA: In dieser Hitze mich hierher zu jagen! . . . Das sieht Alexander ähnlich! Ein anderer Mensch wäre einer solchen Bosheit gar nicht fähig. Seine Hostie hin, seine Hostie her. Seit ihm einer den Bären aufgebunden hat, daß sie ihn vor jedem Unglück schütze, wird er ganz toll, wenn er sie mal vermißt! . . . Die Menschen sind wirklich Schafsköpfe! Was könnte ihm passieren? . . . Wo ist denn die verfluchte Büchse? Wahrscheinlich steht sie auf seinem Nachttisch . . . Doch was bedeutet das? Santa Madonna, was sehe ich da? Liegt nicht ein Mensch auf des Heiligen Vaters Bett? . . . O weh, o weh . . . was fehlt mir? Packt mich der Irrsinn? Die Haare stehen mir zu Berge, ich zittere an allen Gliedern! . . . Großer Gott, ich glaube, ich sterbe! . . . Wär ich doch erst wieder draußen! . . . Ich werde verrückt hier drinnen! . . . Nein, das ist ja nicht möglich! . . . Der Papst selbst? . . . Hier? . . . Jesus und alle Heiligen, was bedeutet das? . . . Papst Alexander, den ich eben noch heil und wohl gesehen, hier, auf seinem Bett!? . . . Er regt sich nicht, sein Antlitz ist ganz schwarz! . . . Er ist tot . . . tot . . . tot! Fort von hier!
*Er stürzt schreiend auf die Türe zu, öffnet sie mit Mühe und sinkt ohnmächtig zusammen; Diener finden ihn und bringen ihn weg.*

## In den Weinbergen des Kardinals Corneto

*Speisesaal in der Villa. Statuen, Gemälde, reiche flandrische Teppiche, große geschnitzte Büfetts, Mosaikfußboden. Eine mächtige, mit goldenem und silbernem Gerät bedeckte Tafel; in der Mitte liegt, auf einer ungeheuren Schüssel, ein gebratener, radschlagender Pfau in vollem Federschmuck; Pyramiden von Früchten; hohe Vasen mit Blumen. – Papst Alexander; Don Cesare Borgia; die Kardinäle Castellar, Romolino, Francesco Soderini, Copis, Niccolo de Fieschi, Sprata, Corneto, Iloris, Casanova, Valentini; Kämmerer; Mundschenken; Lakaien; päpstliche Leibgardisten als Türwächter.*

DER PAPST *(setzt sich zu Tisch)*: Ein schöner Abend! Laßt uns heiteren Sinnes Geist und Humor zu ihrem Recht verhelfen! Ich kenne kein edleres Vergnügen als ein Festmahl in erlesener Gesellschaft.

KARDINAL CORNETO: Welches Glück, welch seltene Ehre, mit Eurer Heiligkeit die hohe Gunst zu feiern, die Sie uns allen durch Verleihung der Kardinalswürde erwiesen haben!

DER PAPST: Seinen Freunden und der Gerechtigkeit gleichermaßen zu dienen, bereitet doch die reinste Freude!

KARDINAL COPIS *(leise zu seinem Tischnachbarn, dem Kardinal de Fieschi)*: Findet Ihr den Heiligen Vater nicht ungewöhnlich blaß?

KARDINAL DE FIESCHI *(ebenso)*: Ich wollte Euch gerade auf die seltsam verzerrten Züge Cesare Borgias aufmerksam machen.

KARDINAL ROMOLINO *(leise zum Kardinal Valentini)*: Wenn ich mich hätte entschuldigen können, wäre ich nicht gekommen. Ich traue solchen Festen nicht.

DER PAPST: Seit dem Prozeß gegen den Ketzer Savonarola habt Ihr uns viele Beweise Eurer Treue gegeben, Kardinal Romolino. Ihr seht, daß ich das nicht vergessen habe.

KARDINAL ROMOLINO: Ich bin Eurer Heiligkeit ergeben bis an mein Lebensende!

KARDINAL SODERINI *(leise zum Kardinal Castellar)*: Der

Papst sieht bleich aus heute abend. Was mag er nur mit uns vorhaben? Ich wünschte, ich wäre zehn Meilen weit von hier!
KARDINAL CASTELLAR: Ich auch. Man erstickt hier drinnen!
CESARE BORGIA: Mir ist übel . . . Ich weiß nicht, was mir fehlt . . . Ich muß hinaus, ich kann mich nicht länger beherrschen . . . Mir schwindelt . . . Was ist Euch, Heiligster Vater?
DER PAPST: Ich weiß nicht . . . Ich glaube . . . Ach, ist mir schlecht!
*Er stürzt zu Boden. Die Gäste springen entsetzt auf. Cesare Borgia versucht zu gehen und schlägt dabei lang hin. Tumult im Saale.*
*Zum ersten Mundschenk, der ihn aufhebt:*
Sag . . . sag mir . . . Entfernt euch, alle! . . . Woher hast du den Wein genommen, den ich soeben trank?
DER MUNDSCHENK: Es war eine der Flaschen, die Seine Hoheit der Herzog auf die Seite gestellt hatte.
DER PAPST: Dann sind wir verloren . . . mein Sohn und ich!
*Er wird ohnmächtig.*
DON MICHELE *(kommt schnell hereingestürzt)*: Ist es wahr, daß Seine Hoheit krank ist? *(Geht auf den Herzog zu:)* Sagt ein Wort, gnädiger Gebieter!
DER HERZOG: Neige dich zu mir . . .
*Don Michele kniet an seiner Seite nieder.*
Ich bin vergiftet . . . Ebenso der Papst . . . Laß uns in den Vatikan tragen . . . Bring alle meine Truppen auf die Beine . . . Bemächtige dich der Engelsburg! . . . Rette den Staatsschatz! Wenn man uns angreift, verteidige dich wie ein Tiger! Schütze mich!
*Er verliert die Besinnung.*
KARDINAL CORNETO: Der Heilige Vater ist schwer krank, hochwürdige Herren! Wir müssen an die Kirche denken . . . und an das öffentliche Wohl! . . . Ich kehre jetzt nach Rom zurück!
ALLE KARDINÄLE: Wir wollen beisammenbleiben! Wir gehen mit Euch! Laßt uns beraten, was zu tun ist!
*Alle ab.*
DON MICHELE *(zu den Dienern und Soldaten)*: Nehmt die

ersten Tragbahren, die ihr findet! Und schnell zum Vatikan! ... Wer nicht gehorcht, zahlts mir mit seinem Leben!

## Auf der Piazza del Popolo

*Große Volksmenge; Bürger, Frauen, Kinder, Schiffer, Lastträger, Vagabunden. – Geschrei und Tumult. An den Straßenecken werden Barrikaden gebaut.*

DIE MENGE: Er ist tot! Hol der Teufel Alexanders Seele! Selbst die Hölle hat Furcht vor ihm! Das Scheusal! Die Kardinäle wollte er vergiften! Nun hat er sich selbst vergiftet! Auch seinen Sohn! Geschieht ihm recht! – Sind sie tot? Ja! ... Nein! ... Doch sind sie's! ... Heute nacht werden sie verscharrt. – Der Valentino lebt noch! ... Ich versichere euch, daß er tot ist! – Wir wollen sie ausgraben! – In den Tiber! In den Tiber! – Werft ihre Kadaver in den Tiber! – Keine geweihte Erde für den Antichrist!

EIN NEUER HAUFE *(herzueilend)*: Zu den Waffen! Die Leute der Borgia demolieren die Häuser! Auf die Barrikaden! Setzt euch zur Wehr!

*Trompeten- und Trommelsignale; Büchsenschüsse.*

EIN MANN *(in höchster Wut)*: Die Orsini berauben die Freunde der Borgia! Sie haben schon eine ganze Schar niedergemetzelt!

ALLE: Bravo! Brennt nur und mordet! Raubt nach Herzenslust!

*Kanonendonner.*

Was ist das?

RUFE VON DER ANDEREN SEITE DES PLATZES: Die Engelsburg schießt auf die Orsini! Zu den Waffen! Gegen die Borgia und die Barone! Die Spanier und die Colonna kommen! Sie richten alles zugrunde!

EINE STIMME: Da sind die Franzosen! Sie geben keinen Pardon!

DIE MENGE: Auf die Barrikaden! Verteidigt euch! Ins Wasser mit dem Papst!

*Eine Kompagnie der Borgiatruppen wirft sich auf das Volk.*
DIE MENGE: Rettet euch! – Rette sich, wer kann!
*Salven von beiden Seiten; Tote und Verwundete; das Volk flieht, faßt dann wieder Posto und feuert; Handgemenge. Der Geschützdonner dauert fort.*

## Ein Palast der Orsini

*Fabio Orsini; der Graf von Petigliano; Bartolommeo Alviano; andere Orsini. Alle bewaffnet.*
FABIO: Michele hat unser Haus auf Monte Giordano eingeäschert.
PETIGLIANO: Laßt es euch nicht bekümmern, liebe Brüder und Vettern! Sein Herr solls uns heimzahlen. Über zweihundert gepanzerte Reiter, tausend Armbrustschützen, Scharfschützen und Pikenträger stehen uns zu Gebote. Wir wollen ohne Säumen losschlagen. Prospero Colonna ist mit aragonesischen Truppen eingezogen. Er hats zwar auf den Valentino abgesehen, doch wenn er erst einmal dabei ist, greift er sicherlich auch uns an. Die Borgia, die Colonna, die Kardinäle, das Volk und die Spanier sind gegen uns... Wir müssen unseren Feinden zuvorkommen.
ALVIANO: Der Valentino bietet uns die Herausgabe unserer befestigten Plätze an, wenn wir ihm einige Tage Aufschub gewähren. Ich bin dafür. Die Rache für die Zerstörung unseres Hauses trifft ihn noch früh genug.
EIN ORSINI: Nein! Nieder mit dem Borgia! Paktieren wir lieber mit den anderen!
FABIO: Mit den Colonna etwa, oder mit dem Volke?... Niemals! Gegen die Canaille, nicht mit ihr!
PETIGLIANO: Verhandeln wir mit dem Borgia! Er ist verloren. Die kurze Frist kann ihn nicht retten! Die ganze Romagna ist schon in Empörung. Sind wir mit ihm einig, so zittern die Kardinäle. Das ist im Augenblick das Wichtigste. Solls dabei bleiben?

DIE ORSINI: Ja!
PETIGLIANO: So nehmt die Waffen und folgt mir auf die Straße.
*Er setzt den Helm auf. Alle gehen, waffen- und sporenklirrend, ab.*

## Das Haus des Kardinals Corneto

*Ein großer, mit Malereien geschmückter Saal. – Die versammelten Kardinäle, Offiziere aller Gattungen, Geheimschreiber, Mönche.*
KARDINAL COPIS: Ich bin noch immer wie von Sinnen! Diese Bestien! Uns wollten sie vergiften, und haben selbst den Tod dabei gefunden.
KARDINAL DE FIESCHI: Es heißt, Cesare sei noch am Leben. Er hat sich stundenlang in Eiswasser legen lassen, obwohl er sich in Krämpfen gewunden; so wahnsinnig waren seine Schmerzen. Man erzählt sogar, die Ärzte hätten zwei lebenden Mauleseln die Bäuche aufgeschlitzt und ihn mit Haut und Haar hineingepackt, damit er wieder zu Kräften komme.
KARDINAL CASTELLAR: Ich glaube nicht, daß Michele wagen würde, so viele Gewalttaten zu verüben, wenn er nicht auf die Genesung seines Herrn hoffte.
KARDINAL CORNETO: Alexander ist sicher tot! Der erwacht nicht wieder! O, es war schrecklich! Lastträger haben ihn in den Sarg gelegt! Mit Fußtritten haben sie seinen vom Gift geschwollenen Leib zertrampelt, bis er eine unkenntliche Masse war. Soldaten haben die Priester beim Gebet beschimpft. Es war fürchterlich!
KARDINAL SODERINI: Hochwürdige Herren, wir sind hier nicht versammelt zu müßigen Betrachtungen, sondern um die unglückliche Stadt zu retten. Alle bösen Geister, von denen Alexander besessen war, scheinen aus seinem Leichnam gewichen zu sein. Denn sie stürmen jetzt ungefesselt auf uns ein! Mord, Raub und Brand – Verbrechen und Schandtaten aller Art werden vor unseren Augen begangen. Und wir, die jetzt

die einzigen Vertreter der gesetzmäßigen Gewalt sind, wir sollten unschlüssig dabeistehen? Wollen wir, zitternd und flennend, unsere Zeit bei nutzlosem Geschwätz verbringen? ... Ans Werk! Was beschließt ihr? Ich beschwöre euch, faßt ein Herz, gebraucht euren Verstand! Ein mannhafter Entschluß soll, einer gepanzerten Minerva gleich, eurem Haupt entspringen! Gebt uns den Schutz, dessen unsere Stadt bedarf!

KARDINAL VALENTINO: Es müssen unverzüglich Truppen angeworben und den Parteien entgegengeworfen werden!

KARDINAL CASANOVA: Ein guter Rat! Ich mache mich anheischig, ihn baldigst auszuführen, wenn das heilige Kolleg mich damit betrauen will. Es weilen gerade einige Hauptleute in Rom, mit denen ich schnell handelseinig würde.

ALLE: Einverstanden! Versucht Euer Glück!

KARDINAL CASANOVA: Ich eile! Zählt auf meinen Eifer!

*Ab mit seinem Gefolge.*

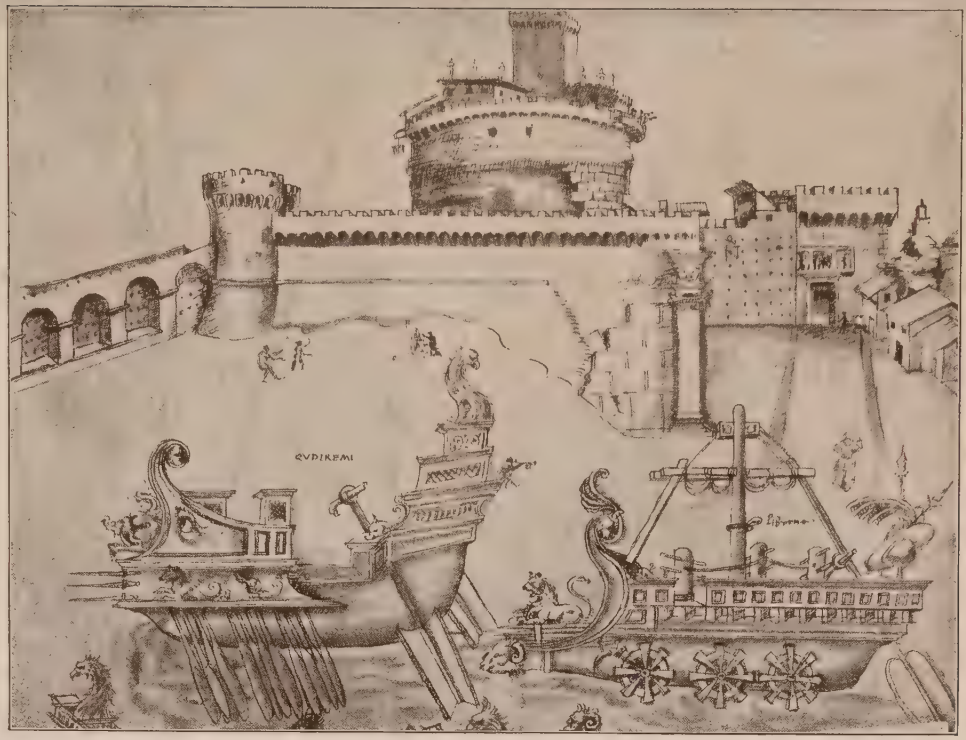
KARDINAL ROMOLINO: Wir wollen schleunigst die Gesandten zu uns rufen. Sonst verbünden sich die Colonna mit Spanien, und die Orsini mit Frankreich. Die Venezianer würden in der Romagna wühlen, und die Florentiner, im Verein mit dem Pöbel, uns die größten Schwierigkeiten bereiten. Fordern wir aber die christlichen Fürsten unverzüglich auf, unsere Autorität, als die einzig gesetzmäßige, zu stützen – denn wir bilden das künftige Konklave! – so nehmen wir ihnen die Möglichkeit, uns zu schaden. Auch haben wir den Kaiser auf unserer Seite.

*Allgemeine Zustimmung.*

KARDINAL VALENTINO: Ich habe den Wunsch unseres ehrwürdigen Bruders vorausgeahnt und die Gesandten bereits einladen lassen, sich eiligst hierher zu begeben. Man teilt mir soeben mit, daß sie eurer gnädigsten Befehle harren.

ALLE: Laßt sie eintreten!

*Die Gesandten Frankreichs, Spaniens, des Reichs, Venedigs, Florenzens, Mailands und der Schweizerbünde treten ein. – Heftiger Tumult auf der Straße. – Unaufhörlich fallen Flintenschüsse. Man vernimmt den Geschützdonner vom Vatikan und von der Engelsburg.*



Die Engelsburg im xv. Jahrhundert

KARDINAL CORNETO: Seid willkommen, ihr Herren. Die Kirche Christi bedarf ihrer Kinder! Wir haben euch hergebeten, um von euch den Schutz zu fordern, den die christlichen Fürsten ihrer heiligen Mutter schulden. Die Umstände drängen. Was habt ihr uns zu sagen?

DER GESANDTE FRANKREICHS: Vor allem, hochwürdige Herren, fühle ich mich verpflichtet, feierlichen Protest gegen eine mir angetane Beleidigung einzulegen.

DIE KARDINÄLE: Eine Beleidigung? Von unserer Seite?

DER GESANDTE SPANIENS: Sagt, was Ihr mögt. Ich werde die Wahrheit nicht antasten lassen.

DER GESANDTE FRANKREICHS: Stände ich hier als Privatmann, so dürften Eure Gnaden dieses Wort nicht ein zweites Mal im Munde führen! Doch die Ehre meines Herrn geht vor der meinen. Hört, was geschehen ist! Ich vermag meine Entrüstung nicht länger zu zügeln.

KARDINAL CORNETO: Die Stadt brennt, Herr Gesandter, und offener Aufruhr herrscht. Könnte man Eure Beschwerde nicht in einem passenderen Augenblick prüfen?

DER GESANDTE FRANKREICHS: Schenkt ihr mir nicht Gehör, so gehe ich. Ich bin eher als der Gesandte Spaniens am Tore des Palastes gewesen. Seine Edelleute haben sich auf die meinen gestürzt und sie herausgefordert. Und während sie sich schlugen, ist der Gesandte an mir vorübergegangen und vor mir eingetreten. Dies der Tatbestand! Und nun frage ich euch, hochwürdige Herren, steht ein Fürst von Aragon höher im Rang als Seine allerchristlichste Majestät? Soll der älteste Sohn der Kirche hinter den anderen gehen, wenn ihr uns rufen laßt? Ich verlange auf der Stelle vollkommene Genugtuung.

*Die Kardinäle Giuliano della Rovere und Piccolomini.*

DER GESANDTE DES KAISERS: Es ist, gelinde gesagt, sonderbar, daß die Vertreter anderer Souveräne sich in meinem Beisein um den Vorrang streiten.

DER GESANDTE FRANKREICHS *(zornig auffahrend)*: Wie meint Ihr das?

DER GESANDTE DES KAISERS *(die Hand am Degengriff)*: Ich stehe Euch Rede, Herr, wanns Euch beliebt!
KARDINAL DELLA ROVERE: Das also habt Ihr dem Kolleg zu sagen? In dem Augenblicke, da die heilige Stadt den Empörern zur Beute fällt, da Ihr Kanonendonner, Flintensalven, Gotteslästerung vernehmt, und da Ihr Flammen vor dieses Saales Fenstern lodern seht – in einem solchen Augenblick wollt Ihr, statt uns zu helfen, den jämmerlichen Wettstreit Eurer Eitelkeit zum Austrag bringen? Bei Jesu, meines Heilands, Tod und Wunden! Ihr sucht Euren Scherz mit uns zu treiben, Herr Gesandter!
DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Kardinal, ich verbiete Euch diese Sprache! Ein roter Hut kann keinen Frechling schützen!
KARDINAL DELLA ROVERE *(festen Schrittes auf ihn zugehend)*: Lest diesen Brief und den Befehl, den er enthält, und beugt das Haupt! Beugts tiefer, Herr, ganz tief, und tut, was Euch geheißen! Unser ehrwürdiger Bruder, der Kardinal d'Amboise, des Königs hochgeschätzter Minister, Euer Herr, schreibt Euch! Ihr kennt wohl Unterschrift und Siegel? So lest doch! Er befiehlt Euch, die französischen Truppen dem Konklave zur Verfügung zu stellen – und das Konklave gibt Euch den Befehl, sie aus der Stadt ausrücken zu lassen!
DER GESANDTE FRANKREICHS: Herr Kardinal, das ändert nichts an der Tatsache, daß . . .
KARDINAL DELLA ROVERE *(flüstert ihm ins Ohr)*: Ihr erhaltet ja Eure Genugtuung. Nur geduldet Euch noch ein wenig!
DER GESANDTE FRANKREICHS: Die Schwierigkeiten sind beseitigt. Unsere französischen Kompagnien werden die Stadt räumen . . . da Ihr es wünscht. Ich möchte nur noch erwähnen, daß der Herzog von Valentinois erbötig ist, Eure Autorität zu schützen.
MEHRERE KARDINÄLE: Ist er nicht tot?
KARDINAL PICCOLOMINI: Er ist schwer krank, doch es besteht kein Zweifel mehr, daß er Herr seines eigenen Körpers

wird, wie er immer Herr über seine Mitmenschen gewesen ist. Ich bin der Meinung, man sollte seine Vorschläge ablehnen.
KARDINAL COPIS: Handelt nicht voreilig! Er hat sich mit den Orsini ausgesöhnt. Es ist nicht ratsam, sich mit so einflußreichen Leuten zu verfeinden. Zumal, wenn sie uns helfen wollen.
DER GESANDTE FRANKREICHS: Ich würde einen Zwist mit dem Valentino nicht empfehlen. Er ist klug, er hält die stärksten Stellungen besetzt, seine Artillerie ist hervorragend, und seine Kassen sind wohlgefüllt.
DER GESANDTE SPANIENS: Kommts zur Verständigung mit dem Valentino, so verlange ich im Namen des katholischen Königs Aufnahme unserer Truppen und Bundesgenossen: des Don Prospero Colonna und seiner Anverwandten.
DER GESANDTE FRANKREICHS: Das hieße, der Anarchie Tür und Tor öffnen!
DER GESANDTE SPANIENS: Die wäre durch Euch wohl würdiger vertreten als durch uns!
KARDINAL DELLA ROVERE: Das heilige Kolleg hat folgendes beschlossen: Das Konklave tritt sobald als möglich zusammen, um die Papstwahl zu vollziehen. Nie ward die heilsame Gegenwart eines kirchlichen Souveräns schmerzlicher entbehrt als in dieser furchtbaren Krisis, da Leib und Seele jedes einzelnen gefährdet sind. Doch es ziemt sich nicht, eine so erlauchte Versammlung beim Lärm der Waffen abzuhalten. Das wird und darf nimmer geschehen, hochwürdige Herren! Franzosen, Aragonesen, Colonna, Orsini: alle, die das Schwert in der Faust führen, sollen abrücken. Mit ihnen der Valentino! Nur die päpstlichen Truppen bleiben hier!
DER GESANDTE FRANKREICHS: Ich glaube nicht, Herr Kardinal, daß mein königlicher Herr solche Maßnahmen gutheißen wird.
KARDINAL DELLA ROVERE: Mein Herz ist noch voll Freude über die Beweise edler Gesinnung, die unser ehrwürdiger Bruder d'Amboise mir gegeben hat. – „Kardinal della Rovere,"

sagte dieser wahrhaft große Mann, „ich, als Fürst der römischen Kirche, würde mich schämen, auch nur den Anschein zu erwecken, als wolle ich dem Konklave Gewalt antun. Das Konklave muß frei sein in seiner Wahl! Die Armee des allerchristlichsten Königs wird Rom verlassen!“ Das waren die Worte des bewundernswerten Mannes. Ihr werdet nicht ermangeln, ihm dankbar zu sein für diese Seelengröße. Mag der Heilige Geist euch erleuchten, damit euch offenbar werde, wie ihr so hehres Tun vergelten könnt!

*Die Gesandten von Venedig und Florenz blicken, höchlich verwundert, einander an.*

DIE KARDINÄLE: In der Tat, ein wirklich schöner Zug.

KARDINAL CASANOVA *(leise zum Kardinal Romolino)*: Das war ein guter Streich Giulianos! Den französischen Papst sind wir los!

KARDINAL ROMOLINO *(ebenso)*: Ich zitterte schon jetzt vor ihm. Stimmt für Giuliano!

KARDINAL CASANOVA: Niemals! Er ist mir zu schlau und zu energisch. Wir brauchen eine unbedeutende Persönlichkeit.

KARDINAL ROMOLINO: Was meint Ihr zum alten Piccolomini?

KARDINAL CASANOVA: Nicht schlecht. Wir sprechen noch darüber. Hören wir, was sie sagen!

KARDINAL DELLA ROVERE: Ein päpstlicher Geheimschreiber begibt sich jetzt zum Herzog von Valentinois und ersucht ihn, sich zurückzuziehen.

*Zum spanischen Gesandten.*

Und was beschließt Ihr, Herr Gesandter?

DER GESANDTE SPANIENS: Mein königlicher Herr wird keinem an Ehrerbietung vor dem Konklave nachstehen. Im nämlichen Augenblick, in dem die Franzosen die Stadt verlassen, werden auch unsere Soldaten und Verbündeten abmarschieren.

KARDINAL DELLA ROVERE: Dankt Eurem Herrn in unserem Namen!

*Leise zum Gesandten Frankreichs:*

Schreibt Seiner Heiligkeit ... Verzeihung, ich versprach mich! ... Schreibt also dem hochwürdigen Kardinal d'Amboise, er habe sich durch seinen Takt und seine Klugheit die Wahl zum Papst gesichert.
DER GESANDTE FRANKREICHS: Das geht über meinen Verstand!

## Der Vatikan

*Ein Zimmer mit dicht verhängten Fenstern. – Don Cesare Borgia liegt, mager und elend, auf seinem Lager; Don Michele.*

CESARE BORGIA: Komm näher ... Ich kann nicht so laut sprechen ... Was hast du erreicht?
DON MICHELE: Wir sind allein die Herren des Platzes geblieben. Eure Leute sind standhaft und treu. Ich habe sie ein wenig plündern lassen und sie so ins Spiel gezogen. Jetzt wissen sie, daß sie verloren sind, wenn sie nicht fest zusammenhalten.
DON CESARE: O, meine Qualen ...
DON MICHELE: Die Kardinäle geben Euch den Auftrag, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Die Franzosen sind bereits abgezogen.
DON CESARE: Verzichtet denn der Kardinal d'Amboise auf die Papstwürde?
DON MICHELE: Giuliano della Rovere hat ihm eingeredet, die Ernennung wäre für ihn noch viel ehrenvoller, wenn er dem Konklave volle Freiheit ließe.
DON CESARE: Ja, ja, so sind die Franzosen! Ein Augenblickserfolg steht ihnen höher als der wahre Ruhm.
DON MICHELE: Ihr werdet sehen, daß Giuliano gewählt wird.
DON CESARE: Ich bezweifle es. Man fürchtet seinen Geist und seinen gewalttätigen Sinn. Es bleibt mir keine Möglichkeit mehr, mich hier zu halten. Wir wollen in gutem nachgeben, solange man mit uns noch unterhandelt. Fordere von den Kar-

dinälen freien Abzug für mich, meine Truppen und Geschütze, und volle Sicherheit für Geld und Leben.
DON MICHELE: Schlimme Sache!
CESARE BORGIA: Wäre ich wohlauf, ich würde anders handeln. Aber jetzt denke ich nur noch daran, Zeit zu gewinnen.
DON MICHELE: Ihr laßt also den Mut nicht sinken?
CESARE BORGIA: Solange ich atme, gehört mir die Welt! Sonst könnte ich sie nicht mit Füßen treten!

## Florenz

*Das Kloster und Hospital de' Tintori zu Sant' Onofrio. – Ein großer Arbeitsraum mit Marmorblöcken, die teils noch unbehauen, teils bereits zugerichtet sind; fertige Plastiken; Bänke, Schemel. – Michelangelo Buonarotti in emsiger Arbeit vor einem riesigen Karton. – Es klopft. – Michelangelo sieht durch ein Guckloch, schließt auf und öffnet die Türe.*

MICHELANGELO: Du bists? Du darfst herein.
FRANCESCO GRANACCI: Ich komme vom Palast. Du bist inzwischen ein berühmter Mann geworden.

*Er umarmt ihn.*

MICHELANGELO *(begibt sich wieder an die Arbeit)*: Erzähle mir, was sich ereignet hat!
GRANACCI: Ich versichere dir, dein Ruhm ist groß! Alle Meister, die Florenz beherbergt, stehen vor deinem Werke, um es zu bewundern. Dein Pisanischer Krieg ist wirklich ein unsterbliches Bild! Man kann sich nicht genug darein versenken. Die Künstler, die es kopieren, entdecken tausend neue Feinheiten, die dem alltäglichen Beschauer noch entgehen.
MICHELANGELO: Ja, es gehört wirklich zum Besten, was ich geschaffen habe.
GRANACCI: Und doch wirst du noch Gewaltigeres vollbringen! . . . So kühn auch der Gedanke ist, ich glaube es bestimmt.
MICHELANGELO: Ich werde die Kraft, die meines Schöpfers

heilige Güte mir verliehen hat, zu nutzen trachten. Wie ich bis zum heutigen Tage gearbeitet habe, so werde ich weiter arbeiten. Daß der Karton die verdiente Anerkennung gefunden hat, bewegt mich in tiefster Seele. Doch ich habe mehr zu sagen und würde mir den Tod wünschen, wenn ich nicht Besseres schaffen könnte! Welche Meister sahest du vor der Zeichnung, und wer lobte sie?
GRANACCI: Zuerst erschien da Vinci mit allen seinen Schülern. Seine Begeisterung kannte keine Grenzen.
MICHELANGELO: Er ist der größte Heuchler und der vollendetste Phrasendrescher, den ich kenne. Was er sagt, ist Zucker, und was er malt, desgleichen. Meister Lionardos Herz ist falsch. Offenheit und Geradheit sind ihm fremd . . . Er haßt mich . . . Ich hasse ihn auch. Dennoch ist er ein großer Maler. Wer war sonst noch da?
GRANACCI: Ridolfo Ghirlandajo.
MICHELANGELO: Der, siehst du, ist ein wahrer Freund! Der Himmel segne diesen würdigen Sohn seines Vaters! Ich verdanke Domenico viel. Gott soll mich strafen, wenn ich ihn je vergesse!
GRANACCI: Dann sind mir Baccio Bandinelli, Beruguetta, Andrea del Sarto in der Menge aufgefallen . . .
MICHELANGELO *(lebhaft)*: Der auch? Was sagte er?
GRANACCI: Ach, das war seltsam! . . . Als er hörte, daß ein paar Pfuscher allerhand Fehler entdeckten: die Perspektive wäre unrichtig, eine Nase zu lang und so weiter – da sah er sie ganz kalt an, setzte sich auf einen Schemel, nahm einen Karton vor und begann, das Blatt abzuzeichnen.
*Michelangelo beißt sich auf die Lippe, bekreuzigt sich und fährt in der Arbeit fort.*
GRANACCI: Sanzio hat es übrigens auch getan.
MICHELANGELO: Der . . . hm . . . dieser Raffael . . . der junge Bursche . . . der ist kein Kind Gottes! Ich liebe ihn nicht sonderlich, Granacci . . . Immerhin, ich will nicht bestreiten . . . nur seine Ziele gefallen mir nicht . . . aber ich mag ihm nichts Übles nachreden!

*Er begibt sich wieder an die Arbeit.*

GRANACCI: Ich werde morgen dem Beispiel Andreas del Sarto und des jungen Burschen, wie du ihn nennst, folgen. Ich will nicht ruhen, ehe ich eine vollendete Kopie des Meisterwerkes fertig habe.

MICHELANGELO: Du solltest lieber etwas Eigenes beginnen.

GRANACCI: Ich pinsle weiter Dekorationen für Festlichkeiten. Das ist mein Los. Ich weiß genau, daß ich kein Genie bin. Ich verehre die Schönheit und besitze im übrigen mehr Talent zum Liebhaber als zum Maler.

MICHELANGELO *(leidenschaftlich erregt)*: So seid ihr alle! Keinen Deut besser als die Hunde! Wenn du unbedingt in Knechtschaft leben mußt, so suche dir doch wenigstens eine, die deiner würdig ist . . . Aber dich von einem elenden Weibsbild belügen, betrügen, verkaufen und schließlich mit blutendem Herzen in die Ecke werfen lassen . . . Bei Gott, ich schäme mich für dich!

GRANACCI: Liebesküsse wiegen alles auf.

MICHELANGELO: Wenn du mein Freund bist, so sprich nicht weiter. Du weißt, ich vertrage solche Worte nicht.

GRANACCI: Also, im Ernst, was soll ich tun? Ich stehe stumm vor deinen Werken . . . Zum Beispiel vor der Pietà! Ich stehe da und bin vor Staunen starr. Du hast Gedanken, die ich nie haben werde. Du beobachtest so ungeheuer scharf. Du siehst, was mir ewig verborgen bleibt. Du verfügst über eine Phantasie, die mir rätselhaft ist – kurz, ich fühle mich im Angesichte deiner Kunst so klein, so schwach, so ohnmächtig, daß die Mutlosigkeit mir die letzte Lust raubt, je wieder einen Versuch zu wagen.

MICHELANGELO: Bist du eifersüchtig auf mich?

GRANACCI: Nicht im mindesten!

MICHELANGELO: Das ist ein Fehler! Wie kannst du, als Künstler, dich vor eines anderen Werke stellen und sie neidlos bewundern, während du dir in deinem Zorn die Brust zerfleischen und dem Tage fluchen solltest, an dem dieser Feind dein Eigen-

stes gefunden und dir geraubt hat! Du willst ein Künstler sein und bist deiner Muse ein so kalter Liebhaber, daß du ohne heiligen Ingrimm mit ansiehst, wie sie ihre Gunst einem anderen schenkt? Fließt denn in deinen Adern Honig, Milch oder Zuckerwasser statt roten Blutes? Weißt du nicht, daß Wut, Zorn, Empörung und Ungestüm die Sprossen der Leiter bilden, die zum Himmel führt? Da gibt es nichts zu lächeln! Ich verlange nicht, daß du mir mit gezücktem Dolche nachläufst. Aber ich würde es begreiflich finden, daß du mich hassest; und dieser heilige Haß würde dich mir nur teurer machen. Werde hart, werde ein Mann! Ich will dich lehren, was ich weiß, und will dir zeigen, was ich kann. Auf, Granacci, faß einen kühnen Entschluß! Setz dich dorthin und arbeite! Nur die Arbeit und der Rausch des Schaffens verleihen dem Leben Süße. Sonst ist es keinen Soldo wert!

GRANACCI: Ich will tun, was du von mir verlangst. Nur eifersüchtig kann ich nicht sein. Ich müßte mir ja selbst ins Antlitz lachen . . . Weißt du das Neueste?

MICHELANGELO: Ich interessiere mich nicht für Neuigkeiten.

GRANACCI: Piccolomini ist zum Papst gewählt. Er nennt sich Pius III.

MICHELANGELO: Da er Papst ist, muß man ihn achten.

GRANACCI: Cesare Borgia soll . . .

MICHELANGELO: Ich kümmere mich weder um Borgia noch um Sforza noch um sonst jemand. Ich bin Künstler und kenne auf Erden nur meine Arbeit und die heilige Religion. Ich suche nicht zu ergründen, weshalb unser Herrgott – gelobt sei sein Name! – so viele Fürsten, Heerführer und Bürgermeister in die Welt gesetzt hat, daß sie sich gegenseitig auffressen müssen. Sie sollten eigentlich nur gute Werke verrichten, das Laster bestrafen und die Künste schützen. Sie tun das gerade Gegenteil . . . Gott sollte sie ausrotten. Aber dann fiele man dem Pöbel in die Hände. Und von allem Vieh, das am Boden kreucht, ist der Pöbel das widerlichste. Hast du je gehört, daß ein Mensch von niedriger Herkunft ein großer Künstler geworden wäre?

GRANACCI: Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.
MICHELANGELO: Stammte meine Familie nicht von den Grafen von Canossa ab, so wäre ich nicht, was ich bin. Den Emporkömmlingen müßte bei Todesstrafe verboten sein, Meißel oder Stift in die Hand zu nehmen. Glaube mir, die Welt ist übel eingerichtet! Ich verliere mich in traurigen Gedanken, wenn ich sie einmal recht betrachte ... Der Tag geht zur Neige, es wird dunkel. Wir wollen ein Stück am Ufer wandern und abends im Dante lesen.

## Neapel

*Palast des Vizekönigs. – Ein reich vergoldeter, mit Malereien geschmückter Saal. Vor einem Tisch mit roter Sammetdecke, die goldene Quasten zieren, sitzen, auf Brokatsesseln mit geschnitzten Lehnen, der Vizekönig Don Gonsalve de Cordova und Don Cesare Borgia einander gegenüber. Sie drücken sich die Hände.*

CESARE BORGIA: Ich setze mein ganzes Vertrauen in Eure Exzellenz.
DON GONSALVE: Recht so!
CESARE BORGIA: Ihr seid ein großer Feldhauptmann. Man nennt Euch eine der Zierden des Jahrhunderts. Der Glanz Eures Namens verbürgt mir die Aufrichtigkeit Eurer Gesinnung.
DON GONSALVE: Ihr schätzt mich richtig ein.
DON CESARE: Ich habe in der letzten Zeit nichts als Schurkenstreiche erleben müssen. Ich hatte den Kardinälen des Konklave Vatikan und Engelsburg, die mir die Herrschaft über Rom sicherten, gutwillig abgetreten. Das war doch gewiß ein so überzeugender Beweis von Mäßigung und Friedensliebe, daß selbst meine Feinde nicht mehr daran zweifeln konnten. Ja, Don Gonsalve, aus eigenem Antrieb habe ich Rom verlassen. Zum Dank für diese hochherzige Tat hat man die Versprechen, die man mir gegeben, nicht erfüllt. Der Kardinal d'Amboise war übrigens ein großer Narr, daß er sich von den schönen Redensarten Giu-

lianos della Rovere betören ließ, seine Armee wegzuschicken. Giuliano hat denn auch nicht verabsäumt, Piccolomini wählen zu lassen und sich, nachdem dieser bereits am dreiundzwanzigsten Tage gestorben war, die Tiara selbst aufs Haupt zu setzen. Ihr und ich, wir müssen in dem ehrgeizigen, gewalttätigen, falschen, verlogenen und habgierigen Julius II. unsern erbittertsten Feind sehen. Er ist schuld, daß die Bewohner der Romagna sich wider mich erhoben, daß die Venezianer mich meiner stärksten Festungen beraubt haben, daß das Glück der Waffen mich verraten, daß man mich gefangengenommen und davongejagt hat. Der Franzosen Verhalten gegen mich war mehr als unwürdig. Ich habe ihnen zu lange gute Dienste geleistet. Heute stehe ich Euch und Eurem königlichen Herrn zur Verfügung. Zählt auf mich, wie ich auf Euch zähle. Ich darf es doch?

DON GONSALVE: Ich bitte Eure Hoheit, nicht daran zu zweifeln. Ihr habt mein Wort als Unterpfand, Don Cesare.

DON CESARE: Was Ihr mir sagt, erfreut mich sehr und tröstet mich über viele Enttäuschungen. Ich hege, laßts Euch noch einmal beteuern, keinen anderen Wunsch, als Euch treu zu dienen. Da Ihr mir Truppen anvertraut, um die Sache der Medici in Toskana zu verfechten, so dürft Ihr überzeugt sein, daß ich mich mit ganzer Kraft dieser Aufgabe widmen und fürderhin nur das Wohl des katholischen Königs im Auge haben werde.

DON GONSALVE: Ich bin Euch außerordentlich verbunden für Euren Eifer.

DON CESARE: Meine Absicht ist, mich noch heute auf den Galeeren Seiner Majestät, die im Hafen vor Anker liegen, einzuschiffen. Ich nehme also Abschied von Euch.

DON GONSALVE: Geht mit Gott, Hoheit! Seine Allmacht möge Euch wohl geleiten!

DON CESARE: Ich danke Euer Exzellenz immer wieder für die Freundschaft, die Sie mir in meinem grenzenlosen Unglück erwiesen haben.

*Sie erheben sich.*

Verfügt über mich, Don Gonsalve, zu jeder Zeit. Sehet in mir Euren getreuesten Diener.
DON GONSALVE *(umarmt ihn)*: Ihr ahnt nicht, wie Ihr mich mit diesen Worten ehrt.
DON CESARE: Gottes Schutz mit Euch, Exzellenz.

*Das an das Privatgemach des Vizekönigs stoßende Wartezimmer. – In dem Augenblick, in dem Don Cesare Don Gonsalve verläßt, stehen die Hofleute, Offiziere und Bittsteller, die den Raum füllen, von ihren Sitzen auf und entblößen das Haupt.*
DON NUÑEZ CAMPEIO *(Kapitän der Leibgarde des Vizekönigs, zu Don Cesare)*: Ich verhafte Euch im Namen Seiner Majestät.
DON CESARE *(zurückweichend)*: Was bedeutet das? ... Ich bin der Freund des Vizekönigs! ... Er hat mir sein Wort verpfändet!
DON NUÑEZ CAMPEIO: Hier der Befehl! Lest selbst!
DON CESARE *(das Pergament betrachtend)*: Teuflischer Verrat!
CAMPEIO: Ihr müßt Euch fügen! Euren Degen, bitte!
DON CESARE *(sieht sich im Kreise um und erblickt nur Spanier)*: Nie ward ein schlimmeres Bubenstück verübt!
CAMPEIO: Außer bei Sinigaglia. Euren Degen, Hoheit! Oder soll ich ihn Euch nehmen lassen?
*Don Cesare schleudert seinen Degen wütend zur Erde. Soldaten heben ihn auf und führen den Herzog hinaus.*
EIN HÖFLING *(zu einem schwarzgekleideten Manne, der emsig auf seinen Knien schreibt)*: Was tut Ihr da, Herr Sannazaro? Hat etwa diese Szene Eure dichterische Begeisterung entfacht?
SANNAZARO: Als ich den großen Sünder sah, fiel mir plötzlich sein Wahlspruch ein: „Aut Caesar, aut nihil!" Ich habe ein Distichon darauf verfaßt.
DIE HOFLEUTE: Laßt hören, laßt hören!
SANNAZARO *(liest)*: Omnia vincebas, sperabas omnia, Caesar.
Omnia deficiunt, incipis esse nihil.
DIE HOFLEUTE: Ganz reizend, ganz reizend! Und wie geistreich! ...

*Im Palazzo Borgia. – Donna Maria Henriquez, die Witwe Giovanni Borgias, Herzogs von Gandia; ihre Tochter, Donna Isabella Borgia; ein Dominikaner.*

DER DOMINIKANER: Ja, Frau Herzogin, so wars! Der Vizekönig, Don Gonsalve de Cordova, hat ihn auf den Galeeren Seiner Majestät nach Spanien bringen lassen, wo er gewiß bis an sein Lebensende im Kerker schmachten muß, wenn er nicht jetzt schon tot ist.

DIE HERZOGIN: Gott verzeihe ihm seine Sünden! ... Er hat sich wohl mit jeder Schandtat besudelt, deren die menschliche Natur nur fähig ist ... Nie habe ich gesehen, daß er vor einem Verbrechen zurückschreckte oder Reue empfand, wenn er es begangen. Bis zuletzt fehlte ihm der Glaube an Gottes endlichen Sieg, den doch selbst Satan nicht verleugnet. Ehrwürdiger Vater, Ihr kanntet das Leben, ehe Ihr Euch ins Kloster flüchtetet. Ihr wisset, daß nicht gemeines Blut in unseren Adern fließt. Sagt mir: Was soll ein Geschlecht, wie das unsere, auf Erden? Es beschmutzt ihre Reinheit. Aus Verbrechen ward es gezeugt, vom Verbrechen ward es emporgehoben, durch alle Laster geschleift und auf der Sünde trübem Strom dahingetrieben, bis es zusammenbrach! Wo ist das Glück, auf das wir bauten in unserem Hochmut? Dahin! Ein Trümmerhaufe ringsumher! Triumph, Fanfaren, Lästerworte sind verstummt ... Zum Schauspiel der Massen sind wir geworden. Erbaulich ist das Beispiel nicht, das wir gegeben haben.

DER MÖNCH: Doch, hohe Frau, wenn auch in anderem Sinne, als Ihr meint.

DONNA ISABELLA BORGIA: Vergönnt auch mir ein Wort, daß ich Euch sage, was mein Herz bewegt. Ich zähle zwar erst sechzehn Jahre und sollte vielleicht in stiller Demut Euren Worten lauschen. Doch ich fühle das Verlangen, Euch die Gedanken zu entschleiern, die der Tag, an dem wir so schreckliche Kunde vernommen, mir eingegeben hat. Mein Oheim, Don Cesare, hat

meinen Vater ermordet ... Die Sünden, die er sonst begangen, sind mir fremd; ich will sie auch nicht kennen ... Mein Auge dringt in unbekannte Fernen ... Durch düstere Schatten bricht der rote Schein einer Aureole, die über unserem Namen schwebt. Der Schein kündet Unheil ... Ich möchte das Gesicht Euch deuten – ich vermag es nicht ... Ich fühle nur, daß es mich nicht betrübt, wie auch die nimmer versiegende Tränenflut meiner Mutter mein Herz nicht tief bekümmert. Und all das sollte doch gewiß mich schmerzen! Mein Verstand heißt mich von Traurigkeit erfüllt zu sein. Ich bin es nicht. Seltsam genug sind die Spuren, die dieses grenzenlose Elend in meinem Inneren zurückläßt ... Ich befreie mich von den Banden der Welt. Ohne Haß, ohne Zorn und Verachtung, doch mit allen Fasern meines Seins. Ich löse mich los von einer Welt, die den Schauplatz solcher Taten bildet. Ich kanns nicht fassen, daß nicht die Furcht vor Strafe noch die Erkenntnis, daß die vom Bösen errungenen Siege Scheinsiege sind, dem Bösen Einhalt gebieten. Ich hasse die Welt nicht, sie schreckt mich auch nicht, sie bedeutet mir nichts! Ich bin ihr fern. Wenn ich auch in ihr lebe, so hat sie doch nicht Gewalt über mich. Und erinnere ich mich ihrer, so durchströmt mich reinste Freude, weil mir bewußt wird, daß ich nicht teilhabe an dem, was sie liebt, noch an dem, was sie begehrt.

DIE HERZOGIN: Und wißt Ihr auch, daß wir des Bösen schlimmste Kinder sind. Wir sind ihm untertan mit unseren Sinnen, und unser Fleisch fühlt immer die Schärfe seines Stachels.

DER MÖNCH: Ihr schöpfet beide aus der gleichen Quelle gar verschiedenartige Nahrung für Eure Seele. Euch, hohe Frau, hat der Sünde Hand mit harten Schlägen getroffen, und Euer Gemüt trägt unauslöschliche Spuren des Entsetzens und des Schmerzes. Ihr, Donna Isabella, habt vernommen, was geschehen ist, doch selbst habt Ihr die Pein noch nicht gefühlt. Nur der Widerhall der Stimme des Bösen hat Euch umtönt. Da habt Ihr den Beweis, daß menschlichem Tun ein enger Kreis gezogen ist; es gleicht dem Blitzstrahl, der verzuckt und nichts hinterläßt als eine

Schwingung, die mählich leiser wird und leiser und bald ganz verhallt. Der Menschen Verheerungswerk bedeutet nichts. Was nach ihm bleibt, ist . . . wißt Ihrs wohl? . . . ein Abglanz von der Ewigkeit des Lebens! Ein Glanz, so licht und hell, daß keines Teufels Macht ihn je verdunkeln könnte! Ihr beide schreitet gleichen Schrittes den hehren Gefilden entgegen, da Wahrheit und Güte thronen. Die eine geht in traurigem Entsagen, die andere froh und heiter, da sie sich losgelöst hat von allem Irdischen.

DIE HERZOGIN: Wir beide, mein Vater? Ihr vergeßt, daß eine Mörderhand uns zeichnete!

DER MÖNCH: Das eben ist des Weltalls wunderbarstes Mysterium – der Grundgedanke alles Seins: Gleichwie das Gift der Schlange Heilstoff zeugt, so steigt auch aus der fetten Erde, die ein Produkt unreiner Stoffe ist, die lieblichste der Blumen auf! . . . Wißt Ihr, daß Eure Gegenwart allein eine Wohltat ist für mich wie für das ganze römische Volk, das seit langen Jahren voll Bewunderung zu Euch aufblickt und Euch verehrt? Lauscht Ihr dem Echo, das der Name, den Ihr tragt, erweckt, könnt Ihr dann zweifeln an dem Walten der Vorsehung? Stößt Haß und Wut den Schrei „Cesare Borgia" aus – ists wirklich so bedeutungslos, wenn dann der gleiche Mund voll Zärtlichkeit und Liebe die Namen „Maria und Isabella Borgia" nennt?! . . . Ach, edle Frau, der Toren sind nicht wenig, die sich erdreisten, mit erhobener Stimme Gott zu verleugnen, selbst wenn sie Alexander VI. im Schmucke der Tiara sahen und wenn sie Savonarolas letzten Gang erlebt. Und gäbe ich nun, in Euren Anblick versunken, ihnen zur Antwort: „Ihr sagt, es gibt keinen Gott, so sage ich euch, das Böse ist nicht von dieser Welt" – würde nicht meine Behauptung so berechtigt sein wie die ihre? . . . Das Böse lebt neben dem Guten, und das Gute trägt den Sieg davon. Es wirkt im Stillen, es brüstet sich nicht, stellt sich nicht zur Schau und drängt sich nicht lärmend in die erste Reihe. Doch es ist gegenwärtig, und seine Kraft ist fühlbar. Und seine Hand wird letzten Endes das Werk der sieben Tage schützen!

DONNA ISABELLA *(auf den Knien vor ihrer Mutter)*: Weint nicht, Mutter! Ich bitte Euch, schüttelt nicht das Haupt! Der Bruder sagt die Wahrheit. Es betrübt mich, Euch traurig zu sehen . . . Dennoch erfüllt himmlisches Licht mein Herz! . . . Gott ist so groß! . . . Glaubt mir! Und das Böse ist, neben ihm, so klein!
DIE HERZOGIN *(trocknet sich die Tränen)*: Wir wollen beten für den Unglücklichen und reiche Spenden verteilen in seinem Namen.
DONNA ISABELLA *(küßt ihre Mutter und löst die Kette von ihrem Halse)*: Ich will all mein Geschmeide geben.
DER MÖNCH: Gebt es hin, meine Tochter. Was ich hier sehe, wiegt alle Missetaten des Schuldigen auf.

## In Spanien

*Viana.*

*Navarresische Truppen belagern die Stadt. – Es ist Nacht; Schneegestöber und Regenschauer. – An der Ecke des Laufgrabens, nahe der Festung, eine Schildwache, deren Umrisse man in der Dunkelheit kaum erkennt. – Ein Fähnrich führt einige Soldaten zur Ablösung der Posten.*

DER FÄHNRICH: Fertig?
EIN KORPORAL: Noch ein Posten. Dort steht er.
DER FÄHNRICH: Eine Höllennacht! Man sieht die Hand nicht vor den Augen. Dabei ists hundekalt. Vorwärts!
DIE SCHILDWACHE: Wer da?
DER FÄHNRICH: Navarreser! . . . Halt! . . . Parole San Jago! . . .
DIE SCHILDWACHE: Und Pampeluna! . . . Erkennt Ihr mich nicht, Don Michele?
DER FÄHNRICH: Die Stimme . . . Wärs möglich? . . . Bring die Laterne, Korporal! . . . Ihr seids, Hoheit?
DIE SCHILDWACHE: Cesare Borgia!
DER FÄHNRICH: Wie tief war unser Fall! . . . Ich – Euer Vorgesetzter! . . . Jammervoll, jammervoll! . . .

DIE SCHILDWACHE: Man lebt und steht nicht still. Vielleicht führt unser Pfad nochmals bergan!
DER FÄHNRICH: Ihr habt den Mut noch immer nicht verloren?
DIE SCHILDWACHE: Nein, rasend bin ich! . . . Sie haben meinen Kerker geöffnet, weil sie in mir einen ungefährlichen Mann zu sehen glaubten. Doch sie täuschen sich! Frankreich hat mich verlassen, mich an den Bettelstab gebracht! . . . Italien rühmt sich meines Todes! . . . Heilige, dreimal heilige Rache!
DER FÄHNRICH: Ich denke nicht mehr an Rache. Ich habe nur noch den Wunsch, mein Brot zu verdienen und es in Ruhe zu essen. Folgt meinem Beispiel! Wir sind besiegt, Ihr könnt mirs glauben.
DIE SCHILDWACHE: Feige Memme! Solange noch ein Atemzug in meinem Körper wohnt, gilt er dem Haß und der Begierde.
DER FÄHNRICH: Wohl bekomms Euch! Ihr beißt Euch noch die letzten Zähne aus. Indessen kommt mit mir und wärmt Euch. Schon graut der Morgen. Der Feind beginnt auf uns zu feuern.

*Ein Schuß trifft die Schildwache mitten in den Leib.*

Verflucht, da liegt er! . . . Don Cesare . . . tot! . . . Im Kot zertreten wie ein Wurm, er, der so stolz war wie kein zweiter! . . . Tausend Millionen Teufel! . . . Doch ziehen wir weiter . . . Das Lagerfeuer lockt . . .

*Der Fähnrich und die Soldaten entfernen sich; Troßknechte werfen sich über den Leichnam, plündern ihn bis auf die Haut und stoßen ihn in den Graben.*

*DRITTER TEIL*

# JULIUS II.

PAPST JULIUS II.

# Rom im Jahre 1503

*Ein Gemach im Vatikan. – Julius II.; Bramante.*

JULIUS II.: Du bist zwar nur ein Künstler; doch ich weiß, welches Maß von Geistesstärke erforderlich ist, Wesen von Stein zu schaffen und ihnen des Lebens Odem einzuhauchen. Darum will ich, wie zu meinesgleichen, zu dir sprechen.

BRAMANTE: Auch ich durchdringe Eurer Pläne Tiefe, Heiligster Vater.

JULIUS II.: Dann wirst du verstehen, daß es harte Arbeit kosten wird, neues Leben aus den Trümmern erblühen zu lassen, welche die Barbarei ganzer Jahrhunderte und zumal meines Vorgängers Ruchlosigkeit in Italien aufgehäuft haben. Das unglückliche Land ist ja in schlimmerem Zustand als der Stall des Augias, für den es eines Herkules bedurfte!... Geborstene Mauern, von Gestrüpp umwuchert, giftiges Unkraut, in dessen Schutz Schlangen und Kröten ein beschaulich Dasein führen . . . und dennoch sinds geweihte Reste einer großen Zeit, Bramante! Ich will sie in ein Paradies verwandeln, das dem der Heiligen Schrift an Schönheit gleichen soll.

BRAMANTE: Der Ruhm des Schöpfers eines solchen Werks wird unvergänglich sein.

JULIUS II.: Doch wir sind alt, wir beide. Die Frist, die uns noch bleibt, ist knapp bemessen. Wir müssen uns beeilen! Die Pläne müssen stimmen auf den ersten Wurf, dann heißts, mit einem Schlage sie vollenden! Nicht zaudern dürfen wir, uns nicht besinnen! Und können nur auf unsere Hände uns verlassen, die bald das Alter zittern machen wird. Viel soll in kurzer Zeit geschaffen sein! Unsterbliche, erhabene Werke, die so gewaltig sind, daß sie, was schlecht und klein, mit ihrer Wucht erdrücken. Hilf mir mit ganzem Herzen und mit voller Kraft!

BRAMANTE: Ich bin dabei mit Leib und Seele. Der Himmel strafe mich, wenn ich je stöhne unter der Last der Arbeit!

JULIUS II.: Zunächst will ich beseitigen, was von den kleinen Tyrannen der Romagna noch geblieben ist, und will die Macht

des heiligen apostolischen Stuhles so fest begründen, daß sie niemals zu erschüttern sein wird. So wahr ich lebe, will ich keine Gelegenheit verabsäumen, die Barbaren mit Stumpf und Stiel aus unserem Lande auszurotten: Spanier und Franzosen, Deutsche und Schweizer mit Feuer und Schwert, mit Bann und Fluch zu vertreiben, der Regungen des Gemüts bei meinen Gewaltstreichen nicht achtend. Denn es kann Zeiten geben, mein Sohn, in denen das Gewissen gut für den Beichtstuhl, anderen Ortes jedoch sträflich ist. Nur im Erfolg erweist sich wahre Tugend! ... Während ich also ohne Schonung und Erbarmen vorgehen werde, trage ich dir auf, Bramante, des Geistes Flammen zu einem Scheiterhaufen anzufachen, in dessen Gluten Unwissenheit und Roheit vergangener Geschlechter sich verzehren sollen. Laß seines Leuchtens Schein so hell erstrahlen, daß er, gleich einem Stern, den Nachgeborenen ewig ihre Wege weist.

BRAMANTE: Ein Weltall strömt von Eurem Haupte in das meine über. Was Ihr mir sagt, ein einziger Mahnruf wirds in meinem Ohr, der Ruf: Ans Werk, Bramante!

JULIUS II.: Leiste ihm Folge! Doch vernimm zuvor meine Pläne; ich hieß dich nicht kommen, um nutzlos mit dir die Stunden zu verplaudern! ... Der Vatikan ist mir zu klein. Das ist nicht mehr ein Palast, der würdig wäre des obersten Kirchenfürsten der Christenheit noch des Erben des Apostels, der der Weltentore Hüter ist! Mir gebührt ein Heim, das die Völker mit ehrfürchtigem Schauder erfüllt. Errichte mir also hier, an dieser Stelle, zwei lange, reichgeschmückte Galerien, die das Tal in seiner ganzen Breite überbrücken und bis ans Belvedere hinanführen. Statte sie aus mit allen Reizen der Schönheit, Grazie und Phantasie und verleihe ihnen zugleich alle Kühnheit, deren deine Kunst nur fähig ist. Fürchte nicht, zuviel zu tun! Scheue auch die Kosten nicht. Denke immer daran, daß deine Gestaltungskraft, so gewaltig sie auch sein mag, neben der Größe meines Willens nie anders als in zwergenhafter Kleinheit erscheinen wird.

BRAMANTE: Ich werde bestrebt sein, mich über mich selbst zu erheben. Eine lange, mühevolle Arbeit liegt vor mir.

JULIUS II.: Mühevoll? Das gilt mir gleich. Daß sie lange währe, verbiete ich. Beginne ohne Säumen und sei tätig bei Tag und Nacht! Kenne nicht Rast noch Ruhe, bis ich dir sage: halt ein! . . . Du wirst vergebens auf dieses Wort aus meinem Munde warten . . . Vor meinem Tod will ich mein Werk vollendet sehen. Im Schlafe und beim Mahle wirst du an mir zum Dieb! – Höre weiter! Roms Stadtbild schänden eine Zahl von dunklen, schmutzstarrenden Gassen. Beseitige sie und schaffe an ihrer Stelle eine breite Prunkstraße mit Palästen und prächtigen Bauwerken aller Art.

BRAMANTE: Erst will ich mit den Galerien des Vatikans beginnen. Dann werden wir an das andere denken. Ihr macht mich kopflos, wenn Ihr so viel auf einmal von mir verlangt.

JULIUS II.: Schwächling! Ich wiederhole, ich bin alt und kann nicht warten. Eile ist also das oberste Gesetz! Ist es meine Schuld, daß Menschen und Ereignisse mir so lange den Weg versperrten? Daß unser Leben durch das Ausbleiben des Erfolges, durch die Ungunst des Schicksals zu tage-, monate-, jahrelanger Unfruchtbarkeit verdammt ist? Wäre ich früher ans Ziel gelangt, ich würde vielleicht auf deine Bedenken hören . . . Doch nein! Gewaltiger nur wären meine Pläne gewesen! Führe also meine Befehle sofort aus. Sie sind winzig im Vergleich mit der Aufgabe, die ich dir jetzt stellen werde.

BRAMANTE: Wie? Das ist noch nicht alles, Heiligster Vater?

JULIUS II.: Ich rede mit einem Mann der Tat, nicht mit einer Memme! Drum höre! Ich, Giuliano della Rovere, der hier vor dir steht, gedenke, die Könige die Macht des Papstes ein wenig stärker fühlen zu lassen als bisher. Des Pontifikates Einfluß soll in meiner Hand so groß werden, daß Sankt Peters weltliches Erbe nicht weniger bedeutet als das himmlische Erbe Israels. In der nämlichen Zeit, in der ich das vollbringe, erwarte ich von dir, daß du dieser Oberhoheit sichtbares Zeichen errichtest. Kein anderer als du, Bramante, ist ausersehen, den Tempel zu bauen, den die heilige Kirche sich wünscht. Die alte Basilika ist unser so wenig würdig wie der alte Vatikan. Zerstöre, vernichte und

reiße nieder – doch beweise auch, daß du fähig bist, Großes zu schaffen!
BRAMANTE: Ich will Italiens erste Künstler um mich scharen. Wenn Michelangelo nur kommen wollte! Aber er fürchtet Euch, seit er gewagt hat, Euch zu beleidigen.
JULIUS II.: Er kommt! Im guten oder bösen, das schwör ich dir! Ich dulde nicht, daß die Sixtina unvollendet bleibe.
BRAMANTE: In jedem Fall habe ich Raffael von Urbino. Wenn Buonarroti störrisch sein sollte . . .
JULIUS II.: So wäre ichs auch. Dein Raffael könnte ihn mir nimmer ersetzen. Und nun vorwärts! Schnell, spute dich! Ich habe mehr zu tun. Venezianer und Franzosen liegen sich in den Haaren. Geh an die Arbeit!

## Venedig

*Die Menge füllt Straßen und Kirchen. In der Ferne hört man Kanonendonner. – Sitzungssaal des Senats. Von den Fenstern erblickt man den Markusplatz, der von Menschen wimmelt. – Die Senatoren stehen vor Beginn der Sitzung gruppenweise umher und unterhalten sich mit ernsten Mienen.*

GIOVANNI CONTARINI *(zu den Umstehenden)*: Die Lage ist mit wenigen Worten gekennzeichnet: Die Schlacht von Agnadello verloren, sechstausend Mann auf dem Platz geblieben, Alviano schwer verwundet, und alle unsere festländischen Provinzen im Wettstreit um den Preis der Feigheit.
PIETRO BEMBO: So wahr wie was! Aber Bürger und Bauern haben ihr Vaterland im Unglück nie besser zu schützen gewußt. Weh dem, der sich auf sie verlassen muß!
GIOVANNI CONTARINI: Ganz recht. Ich mache es ihnen auch nicht zum Vorwurf, sondern erwähne nur die Tatsache. Caravaggio, Bergamo, Cremona haben sich ohne weiteres ergeben. Mit Brescia gings noch besser. Dort haben die Bürger die Stadtwache überrumpelt und die Tore geöffnet, um den

Vom Bau der Peterskirche

Franzosen Unterpfänder in die Hand zu drücken. Kurz, was in Jahrhunderten gewonnen wurde, an einem einzigen Tag ists nun zerronnen.

FRANCESCO NANI: Vielleicht ist das die Folge der entsetzlichen Grausamkeiten der Franzosen. Die Völker standen im Bann der Furcht.

MARCO CONTARINI: Nehmt an, die Sieger wären gutmütiger Natur, so würde das Ergebnis doch das gleiche sein. Unsere italischen Staaten sind verloren. Der Kaiser haust wie ein Wilder im Friaul. Die päpstliche Armee bedroht uns von Ravenna her. Der Gonzaga ist Herr in Lunato und Asola, der Herzog von Ferrara in Polesina. Und die Franzosen richten zu Fusina, vor unseren Augen, ihre Geschütze auf uns . . . Hört ihr sie brummen? . . . Das sind die nackten Tatsachen, wie man die Worte auch drehen mag.

FRANCESCO NANI: Seit dem Kriege von Chiozza ist die Republik nie in so großer Gefahr gewesen.

PIETRO BEMBO: Und unser Unglück wills, daß wir nicht sind, wie unsere Väter waren. Die zeigten sich unbezwinglich; wir aber verlieren, fürchte ich, den Kopf.

GIOVANNI CONTARINI: Ich bin anderer Meinung. Die Zehn sind so kaltblütig wie möglich . . . Was bedeutet der Lärm auf der Treppe?

FRANCESCO NANI: Es sind die Leute des Prokurators Paolo Barbo. Er läßt sich in einem Sessel herauftragen. Zehn volle Jahre war er dem Senat ferngeblieben, da ihn die Altersschwäche lähmte.

GIOVANNI CONTARINI: Er hat Eure Befürchtung geahnt, Messire Bembo. Seine Anwesenheit beweist, daß die Patrizier Venedigs den Franzosen nicht anders entgegentreten, als einst ihre Vorfahren, die Senatoren Roms, den Galliern entgegengetreten sind. Doch begeben wir uns auf unsere Plätze! Der durchlauchtige Fürst und die Signoria sind schon zur Stelle.

EIN KAUFMANN *(hält einen vorübergehenden Senator an)*: Kann ich Euch einen Augenblick sprechen, edler Herr?
DER SENATOR: Beeilt Euch, Meister Antonio! Ich komme sonst zu spät zur Sitzung.
DER KAUFMANN: Die Kaufleute des Rialto haben gehört, der Hohe Senat habe der Republik das Vermögen aller seiner Mitglieder ausgeliefert. Wir wollen nicht zurückstehen. Laßt unsere Kassen leeren! Sie sind wohlgefüllt, und wir bringen das Opfer leichten Herzens!
DER SENATOR: Ich danke Euch, Meister Antonio, und verspreche Euch, die Signoria von Eurem lobenswerten Anerbieten zu unterrichten. Inzwischen hört auf mich, geht ruhig nach Haus und gebt den gleichen Rat auch Euren Freunden. Eitle Neugier, nutzloses Lärmen könnt ihr dem Pöbel überlassen. Ehrsame Bürger dürfen niemals ihre Geschäfte vernachlässigen, mag geschehen, was da wolle. Auf den Straßen herumstehen, heißt die Unordnung fördern; und Unordnung ist von allen Übeln das bedenklichste.
DER BÜRGER: Ihr habt recht, edler Herr. Kehren wir heim, Meister Girolamo! Komm, Neffe! Die Sorge für das Wohl des Staates liegt klügeren Männern ob.

*Sie gehen. Der Senator betritt den Palast.*

EIN SBIRRE *(maskiert, zu einer Gruppe von Fischern und Bootsleuten)*: Marsch, ins Arsenal, ihr Leute! Dort werden Mannschaften für die Flotte geworben.
EIN MATROSE: Wir möchten gern wissen, was der Hohe Senat beschließt.
DER SBIRRE: Er hat bereits beschlossen, daß du Peitschenhiebe kriegen sollst, wenn du weiter hier faulenzest, statt dem Vaterland zu dienen. Vorwärts, Kinder, ihr habt genug geschwatzt! Geht weiter!
DAS VOLK: Hoch San Marco!
*Eine Barke fliegt, von starken Ruderschlägen getrieben, durchs Wasser*

*und legt dann vor den Stufen der Landungsbrücke an. Der Proveditore Andrea Gritti und einige schwere Reiter steigen aus. Im selben Augenblick entleert sich das Senatsgebäude.*

GIOVANNI CONTARINI: Ihr hier, Andrea? Wie habt Ihrs möglich gemacht, die Reihen der Franzosen zu durchbrechen?

ANDREA GRITTI: Ich mußte durch!

PIETRO BEMBO: Bringt Ihr Neuigkeiten?

ANDREA GRITTI: Nur gute! Ich sah, daß Mühlen gebaut, Zisternen gegraben werden; an Korn ist kein Mangel, und die Bojen sind von den Kanälen entfernt. Ist die Gefahr auch ungeheuer groß, so die Entschlossenheit nicht minder. Gott hilft dem Vaterland!

FRANCESCO NANI: Der Senat wird Eurem General, der die Hoffnung nicht verloren hat, seinen Glückwunsch aussprechen.

ANDREA GRITTI: Das ist gerecht und weise. Graf Petigliano hat bei Agnadello getan, was in seinen Kräften stand; die besiegten Truppen sind schon gesammelt. Wir werden Widerstand leisten bis zum äußersten.

GIOVANNI CONTARINI: Der Hohe Rat hält Sitzung. Er hat soeben Sendboten zum Papst geschickt mit der dringenden Bitte, er möge doch die Liga verlassen. Was tun die Franzosen in Fusina?

ANDREA GRITTI: Sie treiben Narrenspossen. Machen sich ein Vergnügen daraus, auf den Campanile zu schießen, obwohl sie wissen, daß ihre Geschütze nicht halb so weit tragen. Sie meinen, damit könnten sie uns verhöhnen.

GIOVANNI CONTARINI: Nun, das Vaterland wirds überwinden. Sieht man Euch heil und fest auf beiden Füßen stehen, wackerer Gritti, und drückt Euch Eure Hand nach den Gefahren, denen Ihr in diesen Tagen entronnen seid, dann darf man schon an einen göttlichen Schutz glauben.

ANDREA GRITTI *(Tränen in den Augen)*: Hoch San Marco!

*Geht mit seinem Gefolge in den Palast, während sich die Senatoren entfernen.*

*Das päpstliche Gemach. – Julius II.; Kardinäle, Bischöfe, Kämmerer und Offiziere der Schweizer- und Italienergarde.*

JULIUS II. *(sitzt in einem Lehnsessel und hält einen Stab in der Hand, den er jedesmal, wenn er sich im Gespräch ereifert, auf die Erde stößt)*: Ah, hier ists mir ganz behaglich! Die Herren Bolognesser hätten wir also gebändigt. Wagen sie, sich noch einmal aufzubäumen, dann sollen sie die Sporen ernstlich fühlen! Von Stund an sind sie in der Gewalt der Kirche und mögen sich hüten, es zu vergessen! Hinterbringt ihnen meine Worte ... Jetzt wünsche ich, Michelangelo Buonarroti zu sehen ... Nun, da bist du ja! ... Endlich! ... Das ist dein Glück! ... Hätte ich dir nicht gedroht, daß ich selbst nach Florenz kommen würde, um dich zu holen, so wärest du wohl nicht zurückgekehrt?

MICHELANGELO: Ich glaubte, Ihr brauchtet mich nicht mehr, Heiligster Vater.

JULIUS II.: So, das glaubtest du? ... Ich wäre nicht böse, wenn du mir sagtest, was dich auf die Vermutung brachte. Sags frei und ohne Scheu heraus! Du wirst doch nicht etwa Furcht vor mir haben?

MICHELANGELO: Doch, Heiligster Vater, ich fürchte Euch. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben.

JULIUS II.: Du fürchtest mich? ... Vergiß es und tu, als wenn nichts geschehen wäre. Wie hast du den Gedanken, nur den Gedanken fassen können, aus Rom zu fliehen, da du doch wissen mußtest, daß ich dich dort behalten wollte?

MICHELANGELO: Ich arbeitete an den Bildern der Sixtina und zugleich an Euren Statuen und hatte eben den Moses vollendet, der, wie ich vermutete, Eurer Heiligkeit Zufriedenheit fand ...

JULIUS II.: Ah, der, wie du vermutetest, meine Zufriedenheit fand ... Wie du vermutetest ... Sehr gut ... Doch sprich weiter!

MICHELANGELO: Ich hatte Marmor bestellt; er kam an. Ich mußte die Schiffer bezahlen und ging, während der Block in

Ripa ausgeladen wurde, zu Eurer Heiligkeit, um das nötige Geld zu erbitten.

JULIUS II.: Ich war mit meinen Angelegenheiten in der Romagna beschäftigt. Sie sind erledigt, und was ich besitze, werde ich nicht mehr aus den Händen lassen. Das soll alle Welt wissen! . . . Es war doch wohl das mindeste, daß zuerst die Interessen der Kirche an die Reihe kamen . . . Doch erzähl nur weiter!

MICHELANGELO: Ihr seid ungehalten, Heiligster Vater. Dann will ich lieber schweigen.

JULIUS II.: Ich sagte, du sollest fortfahren. Es ist ein wenig stark, daß du mich zwingst, meine Befehle zu wiederholen!

MICHELANGELO: Da Ihr es wünscht, muß ich Euch sagen, daß Ihr mich nicht empfangen habt. Ich habe Euren Marmor aus meiner Tasche bezahlt, obgleich ich selbst nur wenig Geld besaß.

JULIUS II.: Bin ich verantwortlich für Eure Verschwendungssucht, Messire?

MICHELANGELO: Ich trinke Wasser und esse Brot. Meine Kleider sind nicht zehn Taler wert. Ihr verwechselt mich mit Eurem Raffael.

JULIUS II.: Ich verwechsle dich? . . . Tut nichts, tut nichts! . . . Nur weiter!

MICHELANGELO: Ich habe es dreimal versucht. Beim drittenmal sagte mir ein Lakai im dreisten Ton, ich möge mich in Geduld fassen, sintemalen er Befehl habe, mich niemals vorzulassen. Auf meine Frage, ob er wisse, mit wem er rede, erwiderte er: „Ich weiß es sehr wohl, doch ich gehorche Seiner Heiligkeit, meinem erlauchten Herrn."

JULIUS II.: Und was hast du ihm drauf zur Antwort gegeben? Laß doch mal hören! Irgendeine Entgegnung wird dir schon über die Lippen gefahren sein! Auf den Mund bist du ja nicht gefallen. Du hast doch sogar gewagt . . . Nein, nein, schon gut . . . Also, was hast du ihm geantwortet?

MICHELANGELO: Ich . . . ich habe ihm gesagt . . .

JULIUS II.: ... der Papst mag mich suchen lassen, wenn er mich braucht!
MICHELANGELO: So ist es.
JULIUS II.: Aha? Du gibst es zu? Nun weiter!
MICHELANGELO: Was weiter geschah, wißt Ihr so gut wie ich. Ich verkaufte meine paar Habseligkeiten an einen Juden und zog nach Florenz.
JULIUS II.: Und was habe ich darauf getan? Denn es ist, soviel ich weiß, nicht meine Art, Respektlosigkeiten ruhig einzustecken! Ich habe also gewiß irgend etwas unternommen.
MICHELANGELO: Ich verstehe nicht, daß es Eurer Heiligkeit Vergnügen bereiten kann, mich so zu quälen. Ihr wisset besser als ich, was Ihr getan habt!
JULIUS II.: Nun, bitte! Ich wünsche es von dir zu hören!
MICHELANGELO: Ihr treibt mich zum äußersten! Ich will Euch also berichten, was geschah. Ihr schicktet mir fünf Eilboten auf den Hals mit dem Befehl, ich solle, bei schwerer Strafe, unverzüglich zurückkehren. Doch es behagt mir nicht, behandelt zu werden wie der erste beste. Darum ließ ich Euch bitten, Euch einen anderen Bildhauer zu suchen.
JULIUS II.: In der Tat, er hat die Kühnheit besessen, mir wortwörtlich diesen Bescheid zu geben! . . . Doch weiter, weiter!
MICHELANGELO: Piero Soderini hat mir anvertraut, die Signoria habe drei Breves erhalten des Inhalts, ich sei bei Strafe der Exkommunikation nach Rom zurückzusenden. Da blieb mir nichts weiter übrig. Ich machte mich auf, und hier bin ich.
JULIUS II.: So bist du also nicht freiwillig zurückgekehrt? ... Und überdies streuen freche Burschen das Gerücht aus, du habest mir, als ich einmal ohne deine Erlaubnis die Sixtina betreten, nach dem Leben getrachtet, indem du von der Höhe deines Gerüstes Balken nach meinem Kopf geschleudert. Nun sage mir, bitte, gibt es wohl einen Fürsten in der Welt, der schwach, gutmütig und einfältig genug wäre, derartige Belei-

digungen hinzunehmen, ohne den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen?

*Einen Augenblick herrscht Schweigen.*

EIN BISCHOF: Möge Eure Heiligkeit geruhen, sich dieses armen Menschen zu erbarmen. Er ist sich seiner Handlungsweise nicht bewußt. Derlei Leute besitzen keinen Verstand; sie kennen nur ihr Handwerk.

JULIUS II. *(springt wütend auf und schlägt mit dem Stock auf den Bischof los)*: Unverschämter Schulmeister! Idiot, du! Mit welchem Recht erlaubst du dir, meinen Künstler zu schmähen? Hast du von mir ein einziges Schimpfwort vernommen? Das wäre ja noch besser! Hinaus mit dir, du Esel! Du Tolpatsch! Hinaus! . . . Und du, komm zu mir, Michelangelo! Näher! Noch näher! . . . Knie nieder und nimm meinen Segen! Küsse den Fischerring! Geh unbesorgt an deine Arbeit, mein Sohn. Ich will dir Geld geben, soviel ich nur kann. Schaffe mir Herrliches, du Gottbegnadeter! Geh, mein Sohn, und denke nie wieder daran, mich zu verlassen! Du bist der Stolz des Papstes und Italiens Ruhm.

*Michelangelo erhebt sich, macht das Zeichen des Kreuzes, verneigt sich stumm und geht.*

EIN KÄMMERER: Die Gesandten Venedigs sind heute schon zum dritten Male hier. Sie richten an Eure Heiligkeit die flehentliche Bitte, sie zu empfangen.

JULIUS II.: Sie sind kühn! Ist ihnen nicht bekannt, daß ich bereits einmal nein gesagt habe?

DER KÄMMERER: Es ist ihnen ausdrücklich mitgeteilt worden, Heiligster Vater.

JULIUS II.: Diese Venezianer sind Italiener ohne Vaterlandsgefühl und Christen ohne Glauben! Sie haben sich unterfangen, mir die Romagna streitig zu machen, und mich dadurch gezwungen, mit den Franzosen ein Bündnis zu schließen. Jetzt, da sie nicht mehr ein noch aus wissen, kommen sie an. Was wollen sie von mir?

EIN VENEZIANISCHER KARDINAL *(flüstert dem Papst ins*

*Ohr)*: Die Gesandten haben Auftrag, Euch die größten Zugeständnisse zu machen, Heiligster Vater. Was Ihr gefordert habt, werden sie Euch bewilligen: öffentliche Buße für die Euch zugefügte Unbill, Aufgabe der staatlichen Pfründen . . . Wir treten Euch Ferrara ab und gewähren Euch zollfreie Schiffahrt im Adriatischen Meere.

JULIUS II. *(ebenso)*: Das ist gescheit! Bringt Eure Abgesandten also zu mir! Wenn wir uns verständigen, gebe ich nicht allein das französische Bündnis auf, sondern bitte Euch, mit mir Italien von diesen Fremdlingen zu befreien.

DER KARDINAL: Ja, Heiligster Vater.

JULIUS II.: Ich wünsche, die Gesandten zur Nachtzeit bei mir zu sehen. Sie öffentlich zu empfangen, lehne ich ab. Jetzt ist es noch zu früh.

## Rom

*Ein Garten, voll von Zypressen und Rosensträuchern. Im Grünen und von Blumen umgeben, eine Marmorbank; hinter der Bank eine antike Venusstatuette. – Raffael; eine Dame.*

DIE DAME: Meine Liebe zu Euch ist tiefer, als Ihr glaubt, und auch von anderer Art.

RAFFAEL: Ich weiß, daß Ihr mich liebt, denn ich erwidere ja Eure Liebe. Nein – ich schenke Euch die meine, und Euer Herz, gleich einem klaren Spiegel, gibt mir die ganze Zärtlichkeit zurück, mit der ich Euch umfange. Sagt, ists nicht so?

DIE DAME: Raffael, Ihr versteht mich nicht. Ich liebe Euch von ganzer Seele, liebe Euch mit solcher Innigkeit, daß es kein Wunder ist, wenn Ihrs nicht fassen könnt.

RAFFAEL: Warum sagt Ihr das, Teuerste?

DIE DAME: Weils mich betrübt, daß Ihr achtlos vorbeigeht an den kostbaren Gaben, die man Euch darreicht, und begehrlich verweilt bei Dingen, die Euer und meiner nicht würdig sind.

RAFFAEL SANTI

Warum gönnt Ihr mir nicht den stolzen Glauben, meine Liebe sei von höherem Wert als meine Schönheit?
RAFFAEL: Das weiß ich ja so gut wie Ihr. Oder ist meine Seele so klein, daß ich nicht fähig wäre, mehr an Euch zu sehen als Eure äußere Schönheit: die Größe und das Feuer Eurer schimmernden Augen, die liebliche Rundung und den Schmelz Eurer Wangen, die rosigen Lippen und alle die anderen Reize Eures unvergleichlichen Körpers? Nein, dreimal nein! Ich sehe mit nicht minder scharfen Augen in die Tiefen Eures edlen Herzens und folge dem Gedankenflug Eures hehren Geistes, den mancher Dichter schon dem Flug des Adlers verglichen, der Jupiter ins Reich der Wolken trägt. Hätte ich die Sibylle im Bilde darzustellen, Euch würde ich dazu auserwählen. Nie würde der göttliche Lorbeer eine reinere Stirn geziert haben als die Eure! Wer könnte verkennen, daß Ihr der erhabensten Philosophie begnadete Jüngerin seid, ja, daß Ihr Platos eigener Tochter gleicht? Wir hörten Euch, als Ihr vor einer Versammlung von Weisen, die, hingerissen von Bewunderung, Euch lauschten, den Phädon auslegtet. An Beredsamkeit konntet Ihr mit den Rednern von Athen und Rom Euch messen! Schönste, geistreichste und verführerischeste aller Frauen, ists Euer Ernst, daß ich Euch mißverstehe?
DIE DAME: Ich bin nicht, was Ihr sagt. Ich bin das Weib, das Raffael liebt und das, vielleicht, von ihm geliebt wird.
RAFFAEL: Vielleicht?
DIE DAME: Wäre es wahr, es gäbe keinen höheren Ruhm für mich auf Erden. Ist darum meine Furcht nicht zu begreiflich? Die Furcht, daß Raffael, der in diesem glückseligen Augenblicke hier, zu meinen Füßen, auf smaragdgrünem Rasen ruht, dessen Arme meine Knie umschlungen halten und dessen schönes Haupt voll Zärtlichkeit an meine Hand sich schmiegt – die süße Last macht sie vor Wonne beben – daß dieser selbe Raffael nur mein vergänglich Teil erkennt und preist, die Liebe aber, die unsterblich ist, geringer achtet? . . . Seht mir ins Antlitz: . . . So . . . so blickt mich an! Lest in meinen Augen! Was verraten sie Euch?

Daß ich ewig erglühe für Euren Triumph und Eures Genius Entfaltung!

RAFFAEL: Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nie daran gezweifelt habe. Leichtfertiges Liebesspiel, flüchtige Begierden und unbeständige Launen sind wie die Strahlen der Wintersonne. Ihre Kraft, zu wärmen und zu leuchten, ist gering; just, daß sie unseren Lebenspfad bisweilen weniger grau erscheinen lassen ... Und doch kann man an diesen Dingen seine Freude haben. Auch sie sind Früchte, die, den Trauben, Kirschen, grünen Feigen gleich, an einem lebensvollen Zweige hangen. Ein Tor wäre der fröhliche Wandersmann, der nicht von ihnen naschte, wenn er sie greifen kann, ein Tor, der nicht begehrlich auf sie blickte, wenn seine Hand sie nicht zu fassen vermag! Nun denket aber nicht, daß ich an dieser reichgedeckten Tafel, die den Vögeln des Himmels ihre Gaben bietet, als steter Gast zu finden sei. Wenn sich mein Herz so leicht erschlösse, ich dünkte mich ein Narr!

DIE DAME: So wie ein Bach, der über Kiesel schäumt, die Perlen seines Lachens vor das Echo streut. Wer wollte dich drum tadeln? Ich doch gewiß nicht, mein geliebtes Kind!

RAFFAEL: Aber ich weiß auch, daß eine Kluft vom Glücke das Vergnügen scheidet. Und wenn der Engel reiner Hingebung in seinem weißen Kleide an dem geborstenen Stein des Grabes kniet, aus dem er neues Leben hat erstehen lassen, so frage ich ihn nicht: wer bist du? denn ich fühle in mir die Kraft, ein Gleiches zu vollbringen. Der Verstand der Massen ist geneigt, zu glauben, wo er zweifeln sollte, zu zweifeln, wo ein Zweifel nicht erlaubt. Was klein ist, scheint ihm groß, was groß schon ist, das sieht er riesenhaft ... Wie aber kannst du wähnen, daß ich dich verkenne! Daß deiner Seele reiner Glanz nicht widerglänzt in meinen Augen? Ich weiß, was du mir bist, ich fühle deinen Wert, ich halte fest in meinen Händen, was du mir gibst, und wäge den Segen, der mir von dir naht, wahrlich nicht niedrig ab ... Dein Geliebter ist es, der so zu dir spricht, ja dein Geliebter ... doch zugleich dein Freund! Ach, Teuerste,

wie soll ich ihn dir nennen? Deinen Gefährten? Nein . . . dein zweites Ich! Aus deinem Munde hört er seinesgleichen reden, und jedes deiner Worte ist wie ein Samenkorn, das aufgeht in seinem Herzen.

DIE DAME: O, laßt mich Freudentränen weinen! Ich weiß ja nicht, wie ich Euch danken soll. Womit habe ich verdient, daß der Himmel mich Euch gegeben hat? Was habe ich dafür getan? Ich bin mir keiner guten Tat bewußt!

RAFFAEL: Auch ich nicht, Schatz, und doch gehörst du mir. Warum der Dinge Ursprung zu erforschen suchen? Trägt es zum Glücke bei, wenn man ihn kennt?

DIE DAME: Du nanntest selbst mich eine Tochter Platos. Ich blättere gern im Buche der Mysterien.

RAFFAEL: Die Blume läßt die Knospe mich vergessen, mehr aber als die Blume gilt mir noch die Frucht.

DIE DAME: Ihr liebt nur das Vollendete und Reife, das, was man sehen, davon man kosten und daran man sich laben kann. Ihr würdet nie die Lyra öffnen, um in ihrem klangreichen Körper die Stelle zu suchen, wo der Ton sich bildet.

RAFFAEL: Ja, das ist wahr. Mit derlei Aufgaben hat mich der Himmel nicht betraut. Dennoch verdiene ich den Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht. Wenn die Wissenschaft, die der Dinge innerstes Wesen ergründen will, dem Leben selbst zu vollerer Entfaltung verhilft, so bin auch ich der erste, der sie schätzt. Sonst aber liebe ich die dunklen Studien nicht, die bestimmt sind, ewigen Geheimnissen nachzuspüren. Was frommts, wenn man sie schließlich auch entschleiert? Ich fühle mich zur Sonne hingezogen und preise, was in ihrem Lichte gleißt. Das andere läßt mich ziemlich kalt.

DIE DAME: Ja, goldenes Licht herrscht hinter der geliebten Stirn! Ein Licht, das alles überstrahlt, das mühelos bis hin zur Wahrheit dringt, Irrglauben aber und Finsternis weit von sich scheucht.

RAFFAEL: Du täuschest dich. Nie habe ich allein gefunden, was ich suchte. Stets hat mir eine fremde Hand den Pfad ge-

wiesen, hat mich ein anderer gelehrt, ein Kunstwerk wirklich zu erfassen. Stand so das Bild erst hüllenlos vor mir, dann sah ich es, wie ich es sehen mußte.

DIE DAME: Wie meint Ihr das?

RAFFAEL: Wär ich nicht eines Tags auf Nimmerwiedersehen aus Peruginos Werkstatt davongelaufen, ich würde mein Leben lang nichts anderes gekonnt haben, als was er mich gelehrt. In Florenz empfing ich durch das Studium Masaccios Offenbarungen, die mir sonst nie zuteil geworden wären. Und das war erst der Anfang. Die Kinderschuhe trat ich aus, als ich in Baccio d'Agnolos Werkstatt arbeitete und immer unter großen Künstlern war; Andrea Sansovino, Filippino Lippi, Benedetto de Maiano, Cronaca, Francesco Granacci, sie alle sah ich Tag um Tag. Von jedem erfuhr ich, was er wußte, hörte von den Entdeckungen, die er in seiner Traumwelt machte, gleichviel, ob es ein Bildhauer, Maler oder Architekt war. Nachdem ich mich so vorbereitet hatte, warf ich der Kindheit Fesseln weit von mir. Da fühlte ich mich frei, und jetzt erst ward mir klar, was mir, uns allen, auch den kommenden Geschlechtern, des großen Lionardo Werk bedeutet. Du siehst: nicht aus Eigenem bin ich geworden, was ich bin! Nicht allein die Meister der Antike, nein, viele andere noch sind meines Genius Führer und Quelle gewesen.

DIE DAME: Mag sein! Du bist nicht, wie Pallas Athene, in voller Rüstung eines Gottes Haupt entsprungen. Kaum darf man jetzt dich einen Jüngling nennen. Die Schönheit deines Angesichts besitzt noch heute die weibliche Weichheit, die der Jugend Blüte ist. Mir scheints nicht wunderbar, daß du zuerst auf deine Vorgänger hörtest, um an ihnen dein Urteil zu schärfen. Jetzt aber weißt du alles! Achill bedarf der Lehren des Zentauren nicht, mein Alexander nicht der Ermahnungen des Philosophen. Was man in deine Hand gelegt, hat reiche Frucht getragen: Perugino, Masaccio, Lionardo – alle, alle hast du überflügelt und stehst doch erst im Lenze deines Lebens. Du wirst des ganzen Weltalls Meister sein und keines Menschen Lehren mehr gebrauchen.

RAFFAEL: Du irrst dich wiederum. Ich werde jederzeit von

jedem lernen. Soll ich dir gestehen, was mich vielleicht glücklicher macht als meine Vorgänger? Sie harren alle aus in ihrem engen Kreise. Sie kannten die Künstler ihrer Stadt, und das genügte ihnen. Sie waren, wie du, der Meinung, daß angeborenes Talent unerschöpflich sei und zu jedem Erfolge führen müsse. Nichts ist falscher als das. Ich, dein Raffael, ich werde groß sein, weil ich nie aufhöre zu lernen und zu suchen. Es ficht mich wenig an, daß der Baum, dessen Wurzeln ich durchwühle, Gemeingut ist. Ich will den Baum und seine Früchte haben! Darum, Geliebte, bin ich Ich! . . .

DIE DAME: Du bist die Anmut selbst, du bist ein Zauberer, du bist alles . . .

RAFFAEL: Nein, ich wiederhole dir, ich bin nicht alles! Vielleicht besitze ich Maß und Vernunft und scharfes Urteil, vielleicht auch Klugheit und sicheren Geschmack, doch nimmer Tiefe und Erhabenheit.

DIE DAME: Wer sollte sie besitzen, wenn nicht du?

RAFFAEL: Nur Michelangelo!

DIE DAME: Michelangelo? Der düstere, trübe, enge und gequälte Geist? . . . Das ist doch Euer Ernst nicht, Raffael! Der Mann, und Ihr! Zwei schroffere Gegensätze gibt es nicht. Er gleicht dem Dämon der Finsternis, Ihr aber seid das Abbild des Erzengels, dessen Namen Ihr tragt. Mir scheint, der Kobold der Bescheidenheit treibt seinen Spott mit Euch.

RAFFAEL: Stieg ich hinab auf dieser Seele finsteren Grund, ich fände wohl gar manches dunkle Rätsel, daraus er eitel Gold zu schürfen weiß. Auch Vulkan, der inmitten der Schlacken seiner Schmiede von Lemnos lebte, war ein mißgestalteter, rußgeschwärzter Gott. Aber keiner der im Azur lustwandelnden Götter reichte nur entfernt an seine Künstlerschaft hinan. Weder Phöbus, der Sonnengott, noch Merkur, der Flötenspieler.

DIE DAME: Nein, nein. Ihr täuscht Euch! Es besteht keine Gemeinschaft zwischen dem überschäumenden Leben, das, Güte und Begeisterung weckend, Eure Werke erfüllt, und der rohen Wildheit dessen, den ihr zu beneiden scheint.

RAFFAEL: Hätte ich nicht, als der aufmerksamste und bescheidenste seiner Schüler, seinen unvergleichlichen pisanischen Karton kopieren können, hätte mir nicht mein Oheim Bramante das unschätzbare Glück gewährt, die Schöpfungen dieses Riesen zu betrachten, indem er mir heimlich Zutritt in die Sixtinische Kapelle verschaffte, ich wäre nicht geworden, was ich bin; im Traum vermöchte ich nicht halb soviel wie heut im Wachen. Du senkst das Haupt? Ich werde Größeres und Edleres als er vollbringen, wenn auch seine erfinderische Kraft der meinen überlegen ist. Ist seine Phantasie auch stark, so vermag er doch nicht, das Silber vom Blei zu sondern und die Reinheit seiner Gedanken von allen Flecken zu befreien. Ich bin nicht der Beherrscher einer Welt wie er. Ich habe aus tausend Händen empfangen, und was mein ist, hat anderen vor mir gehört. Aber ich habe es vertieft, veredelt und erhellt und Ordnung geschaffen in der Wirrnis der Gedanken. Nie ist es meine Art gewesen, durch Nachahmung und Diebstahl zu vollbringen, was man armselig Stückwerk nennt... Ich kenne solche Kunst, wo hundert Väter ihre Vaterschaft betonen . . . Nein, das tat ich nie! Ich verschmolz die auseinanderstrebenden Elemente und fand dabei den Quell der eigenen Kraft. Jetzt meistere ich den Stoff nach meinem Willen; ich mische die Farben, verteile Weichheit und Härte, wie mirs gefällt, und drücke den Bildern mein ureigenes Siegel auf, das keiner mir je streitig machen kann! Du siehst, selbst Eigenlob verschmähe ich nicht, um dir deine Ruhe wiederzugeben und Gnade zu finden vor deinen Augen. Aber ich zeige mich dir, wie der Himmel mich geschaffen hat, und nicht, wie übergroße Zuneigung mich fälschlich sieht. Ich mache mich nicht größer und nicht kleiner, als ich bin. So sage ich ganz offen, daß ich einen Vorzug habe vor Michelangelo und vielen anderen. Du erwähntest ihn noch nicht, und doch ist er allein mehr wert als alles, was sie besitzen.

DIE DAME: Ich weiß – ich fühle deutlich, was du meinst!

RAFFAEL: Verrat mirs, bitte! Ists denn so augenfällig?

DIE DAME: Ja, das ists wirklich. Sagts doch ein jeder deiner

Blicke, dein ganzes Wesen kündet es, die göttergleiche Anmut, die dir eigen ist. Du hast den Vorzug, glücklich sein zu können, Raffael! Ja, du bist glücklich! Als du das Licht der Welt erblicktest, stand das Glück zu Häupten deiner Mutter und breitete seinen rosigen Schleier über ihr Schmerzenslager. Dein erster Schritt, dein erstes Lächeln ward von Liebe wohl beschützt. Man könnte glauben, daß den Jahren, die dein junges Leben bilden, ewiger Lenz beschieden war. Du hast gedacht, gegrübelt und geschafft, wie du es heute tust; doch, was den anderen Müh und Sorge macht, das wandelt sich für dich in reine Freude. Die Qualen eitlen Suchens sind dir fremd. Man habe dich geliebt – so sagte ich? Nein, man liebt dich noch! Granden, Fürsten, Päpste und hohe Frauen vergöttern Raffael; die reif an Jahren sind, verzärteln ihn gleichwie ein teures Kind; die in der Jugend Frische prangen, tun wie ich ... sie beten ihn an! Es überrascht mich nicht, daß Reinheit, Tugend, unschuldsvolle Lieblichkeit in dir vereint sind ... Dem Bösen ward verboten, dir zu nahen: du sahest und empfandest Güte nur und Liebe und mußtest darum werden, wie du bist! Leb wohl ... leb wohl, mein Freund ... leb wohl, Geliebter ... du, mein Abgott!

RAFFAEL: Du willst schon gehen?

DIE DAME: Schon ... Ja, du hast recht, es ist zu früh! ... Doch leider muß es sein. Ich weile hier seit frühem Morgen, und jetzt graut der Abend ... Der Sonne Purpurglut läßt ihrer letzten Strahlen Gold bereits verblassen ... Auch hör ich Schritte nahen. Es kommen deine Freunde zum Besuch. Sie sollen mich nicht hier treffen.

RAFFAEL: Bleib noch ein Weilchen, Schatz. Sie mögen drinnen auf mich warten. Geh noch nicht fort, laß dich erweichen! ... Von tausend Dingen haben wir gesprochen, jedoch kein Sterbenswörtchen von uns selbst.

DIE DAME: Wir wissen ja, was wir einander sagen könnten ... Leb wohl ... ich sehe Bianchina winken. Die Sänfte harrt schon lange vor dem Tor. Wir sind recht unvorsichtig!

RAFFAEL: Nein, grausam find ich Euch.

DIE DAME: Und du bist undankbar!
RAFFAEL: Es war nicht schlimm gemeint. Also, bis morgen, ja? Hier? . . . Bei dir? . . . Auf der Tiberbrücke? Oder wo sonst?
DIE DAME: Nein! . . . Morgen . . . wird es schwer möglich sein . . . Doch, doch, ich trotze der Gefahr. Sei mit dem Glockenschlage zehn in Santi Apostoli. Du triffst zur Meßzeit mich und Bianchina in der Kirche. Nun leb wohl!
RAFFAEL: Leb wohl, mein holder Engel!

*Beatrice geht.*

FRANCESCO PENNI *(Il fattore)*: Bramante muß Euch dringend sprechen, Meister!
RAFFAEL: Ich brauche Zeichenstifte und Karton. Geh beides holen! Wo sind meine Schüler?
PENNI: Einige sind in den Werkstätten, die meisten im Vatikan, um an den Fresken im Segnaturasaal und an den Entwürfen zum Eliodoro zu arbeiten. Die anderen sind schon seit frühem Morgen unterwegs. Sie malen beim Herrn Agostino Chigi, an den Bildern der Psyche.
RAFFAEL: Laß allen sagen, ich würde bald bei ihnen sein! . . . Ich gehe in meine Werkstätten, in den Vatikan und zu Herrn Chigi. Gib mir die Stifte!

*Er entwirft das Bildnis der Beatrice d'Este.*

BRAMANTE: Guten Tag, Neffe! Der Papst schickt mich zu dir. Er findet, daß die Arbeit nicht vorwärts schreitet. Sei also auf einen harten Strauß gefaßt. Doch nimm dir die Sache nicht zu sehr zu Herzen.
RAFFAEL: Vor allem will ich diese Skizze hier vollenden. Ich habe sie im Kopf, sie darf mir nicht entwischen. Setzt Euch doch nieder, Oheim! Ruht ein wenig im Schatten der Oleanderbäume. Das ist ein Dach, als wärs für Euch geschaffen . . . Eine Limonade für Herrn Bramante!
BRAMANTE: Ich kann nicht leugnen, daß ich halbtot bin vor

Müdigkeit. Dieses Leben – in meinem Alter ... Das halt ein anderer aus.

RAFFAEL: Das Leben ist herrlich! Für Euch, wie für mich. Wenn es uns weniger zwackte, verlöschte ja das Feuer, das in unseren Herzen loht!

BRAMANTE: Das mag in manchen Augenblicken richtig sein. Doch manchmal bricht man schier zusammen. Julius II. ist als Gebieter unsäglich groß! Nur ein Genie kann solche Wünsche hegen.

RAFFAEL: Er schont uns nicht. Aber schont er sich denn selbst? Am allerwenigsten! Der Gedanke mag uns trösten ... Sieh, wie gefällt dir diese Skizze? Ich glaube, ich brauche mich ihrer nicht zu schämen. Das Bild lebt in meiner Seele, darum gewann es auch Leben in meiner Hand! ... Was nun den Papst betrifft, so tue ich wirklich, was ich kann. Weshalb beschwert er sich? Der Saal der Sacra Segnatura ist fast fertig; er wird in einigen Tagen vollendet sein. Das Bild der „Theologie", das ich nach einer Idee des Grafen Castiglione und Ludovico Ariostos ausgeführt, ist schon vollendet. Die „Philosophie" mag vorläufig noch ruhen. Ich habe an der „Messe von Bolsena" Geschmack gefunden, und diese Arbeit liegt mir jetzt so am Herzen, daß ich nicht Sammlung finde zu einer anderen, ehe ich sie bewältigt habe. Ich beeile mich wahrlich schon genug. Der Heilige Vater hat keinen Grund zur Klage; er kann mit unseren Leistungen zufrieden sein.

BRAMANTE: Er ist es auch, und deshalb nörgelt er. Ich habs ihm oft gesagt, und was war der Erfolg? Er tut gekränkt und droht, gerade weil wir tüchtig seien, wolle er das Allerletzte aus uns herauspressen. Er murrt über dich, murrt über Michelangelo wie über Sansovino und Sebastiano del Piombo. Über jeden Künstler, den er nach Rom gerufen hat, beklagt er sich. Auch ich kanns ihm nicht recht machen; kurz, er ist unzufrieden mit der ganzen Welt. Schnecken sind die Menschen in seinen Augen. Die Erdkugel dreht sich ihm nicht schnell genug um ihre Achse; er sähe am liebsten, daß jedes einzelnen ein-

fache Bewegung eine doppelte und dreifache Wirkung hätte! ... Im übrigen sei auf der Hut! Er hat eine Vorliebe für Buonarroti. Ich würde es sehr bedauern, wenn du ihm durch die geringste Saumseligkeit einen Vorwand gäbest, dir die Arbeiten wieder abzunehmen und sie diesem Schönredner zu übertragen.

RAFFAEL: Ich wiederhole Euch, Oheim, ich tue, was ich kann ... Doch, da sind unsere Freunde. Ruft die Diener! Holla, bringt Früchte, Backwerk, Limonaden! Und stellt Sessel auf!

*Reichgekleidete Diener bringen Lehnsessel, Stühle, Schemel; andere wieder kredenzen Erfrischungen aller Art. Es treten auf: Bibbiena, Agostino und Sigismondo Chigi; die Architekten Baccio Pintilli, Baldassare Peruzzi; Giacomo Sansecondo, der Musiker; Thibaldeo, der Dichter; Marcantonio Raimondi, der Kupferstecher, und andere.*

AGOSTINO CHIGI: Man sieht Euch immer bei der Arbeit, Meister! Das Köpfchen ist geradezu entzückend.

RAFFAEL: Hochwürdige, erlauchte Herren und edle Freunde, seid willkommen! Ich freue mich, euch heiter, frisch und wohl zu sehen. Nehmt, bitte, Platz! Erlaubt, daß ich die Skizze schnell vollende. Ich muß noch heute damit fertig sein und habe wenig Zeit, denn Seine Heiligkeit hat mich gerufen.

BIBBIENA: Laßt Euch nicht stören, Meister! Mit jedem Augenblick, den man Euch raubte, verübte man einen Diebstahl an der Nachwelt, schmälerte sich seinen eigenen Genuß.

THIBALDEO: Ist es denn wahr, daß Euer Heliodor den Heiligen Vater so begeistert hat? Man erzählt die Wundermär, er habe den Wunsch ausgesprochen, sich selbst auf diesem Bild zu sehen: inmitten des großen Gerichts, dieses gewaltigen Schauspiels aus alter Zeit.

RAFFAEL: Ja, das ist wahr. Ich habe in der Nacht schon den Entwurf gezeichnet. Bring ihn, Francesco. Ihr sollt ihn sehen und mir sagen, wie er euch gefällt.

AGOSTINO CHIGI: Der Papst muß ganz berauscht vor Freude sein. Sein ganzes Sinnen geht ja darauf aus, die kleinen Fürsten zu beseitigen, Italien unter Sankt Petri Krummstab zu

vereinen und uns für immer von den fremden Barbaren zu befreien. Da kam ihm Euer Bild so recht gelegen. Er war gewiß beglückt, als er den Erzengel erblickte, der mit dem Flammenschwert die Ruchlosen von des Tempels Schwelle weist. Er gleicht ja selbst dem Engel mit dem Flammenschwerte.

BIBBIENA: Ah, die Entwürfe.

*Diener stellen, unter Leitung des Fattore, die Kartons auf Staffeleien.*

SIGISMONDO CHIGI: Der Papst ist täuschend ähnlich.

SANSECONDO: Genau so stolz tritt er im Leben vor seine Feinde hin!

PERUZZI: Erkennst du dich, Marcantonio? Du bist einer von den Trägern der päpstlichen Sänfte.

MARCANTONIO: Nicht mir allein hat Raffael die hohe Gunst erwiesen. Wißt ihr, wer der andere Träger ist?

THIBALDEO: Richtig! Das ist ja Herr Giovanni Pietro de' Foliari, der Cremoneser!

BACCIO PINTELLI: Was? Der Kassenschreiber?

RAIMONDI: In Person! Der arme Tropf ist außer sich vor Wonne. Er hats schon in der Stadt herumposaunt.

BIBBIENA: Da hat er recht. Ihr habt doch mehr an ihm getan, als Gott an uns getan hat. Er ist durch Euch unsterblich geworden.

BRAMANTE: Nimm die Kartons mit dir zum Vatikan. Das wird das beste Mittel sein, den Papst zu beschwichtigen. Bist du mit deiner Skizze noch nicht fertig? Du mußt bald gehen. Der Abend dämmert schon.

RAFFAEL: Ich bin bereit. Fattore, trage mir dies teure Haupt gleich in mein Schlafgemach. Ich will nach meiner Rückkehr noch daran arbeiten ... Meinen Mantel von blauem Sammet! Das Barett mit der Perlenschnur! Ein Dutzend meiner Leute zur Begleitung! Du kommst mit uns! Ihr, Herr Bibbiena, und ihr anderen Freunde bleibet hier und seid vergnügt! Verfügt über mein Haus, wie über mich selbst! Nach dem Besuch im Vatikan gehe ich zu Euch, Herr Agostino. Ich will sehen, was meine Schüler machen.

AGOSTINO CHIGI: Ich eile, Euch zu empfangen. Auch über die Arbeiten in meiner Kapelle zu Santa Maria della Pace möchte ich gern mit Euch sprechen. Wann beginnt Ihr sie?
RAFFAEL: Schon in der nächsten Woche. Vergesset nicht, Messire, daß heut Sankt Annentag ist! Wir sind bei unserem verehrten deutschen Freunde Johannes Goricius zu Gast geladen.
AGOSTINO CHIGI: Ich höre, Signora Imperia wird auch zugegen sein. Wir können also bestimmt auf Herrn Bibbiena rechnen.
BIBBIENA: Allerdings. Doch sicher gilt das gleiche auch für Euch! Die Augen der Imperia sind wie ein Magnet. Sie ziehen die Männer unwiderstehlich zu sich hin.

*Ein Schüler Bramantes.*

DER SCHÜLER: Schnell, Meister, in den Vatikan! Ein Unglück . . .
BARMANTE: Um Gottes willen! Was ist geschehen?
DER SCHÜLER: Die Mauer in der neuen Galerie des Belvedere ist geborsten. Sie droht einzustürzen!
BRAMANTE: Das überrascht mich nicht. Der Papst verlangt Unmögliches von uns. Die Nächte sind wir bei der Arbeit; wir wissen kaum mehr, was wir tun!
RAFFAEL: Ich kann euch etwas Ähnliches erzählen. Der Gipsbewurf mitsamt den Malereien löst sich los, weil er schlecht aufgetragen ist; und wo er haftet, zerstört er die Farbe, weil der Gips nichts taugt . . . Lebt wohl, Freunde! Ich begleite Euch, Oheim!
BIBBIENA UND DIE ANDEREN: Also, auf Wiedersehen beim Goricius!
RAFFAEL *(zu Bramante, während sie den Garten verlassen)*: Vor allem laßt mich, im Vorbeigehen, noch einen Blick in die Sixtina werfen. Ich muß hinein. Michelangelo hat Wunder vollbracht. Ich bleibe hinter ihm zurück, wenn ich nicht immerdar an seinen Bildern lerne. Ein Zauberer, ein Meister ohnegleichen, dieser Buonarroti!
BRAMANTE: Von allen seinen Wundertaten scheint mir die

größte die, daß er den Papst sich so gefügig macht. Der tut ja mehr für ihn als für Gottvater selbst.
RAFFAEL: Wir haben uns auch nicht zu beklagen, Oheim. An Arbeit fehlts uns nicht!
BRAMANTE: Daran fehlts keinem! Julius II. braucht noch mehr Arme, Beine, Herzen und Köpfe, um alle seine Pläne zu verwirklichen. Nichtsdestoweniger ist Michelangelo sein besonderer Günstling. Vergiß das nimmer!
RAFFAEL *(lachend)*: Vorwärts, flickt Eure Mauern aus! Kommt, Oheim! Folget uns, Leute!
*Er geht, Arm in Arm mit Bramante, umgeben von seinen Schülern und Dienern, ab.*

## Vor Bologna

*Das französische Lager. – Eine Gruppe von Offizieren. Die Biwakfeuer werden angezündet; einige schwere Reiter sitzen noch im Sattel, andere sind abgesessen, um die Halfterriemen der Pferde anzuziehen; manche essen einen Bissen aus der Hand. Die Fußmannschaften stehen unter Gewehr. Die Bataillone beziehen ihre Stellungen, um die Einkreisung der Stadt zu vollenden. Mitternacht. Pechschwarzer, mondscheinloser Himmel. – Der Großmeister de Chaumont, Statthalter von Mailand, in voller Rüstung, den Helm auf dem Kopf; Annibale Bentivoglio, Herr von Bologna, und sein Bruder Ermete Bentivoglio, ebenfalls in Rüstung; Ives d'Alègre, französischer Hauptmann.*
DER GROSSMEISTER *(zu einem Offizier)*: Sind meine Befehle ausgeführt worden?
DER OFFIZIER: Ja, Herr. Die Stadt ist eingeschlossen. Kein Mäuslein könnte mehr hindurch, wenn wirs nicht dulden wollten.
DER GROSSMEISTER: Brav! Laßt die leichten Reiter das Gelände abstreifen und sorgt, daß alles in Bereitschaft sei!
DER OFFIZIER: Wie Ihr befehlt!
DER GROSSMEISTER: O Julius, alter Schurke! Jetzt bist du

unser, du Verräterseele! Jetzt wollen wir dich fassen! Das Fieber soll mich schütteln, wenn wir dich nicht so klein kriegen, daß du um Gnade bittest!

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er verdient sie nicht! Denkt nur daran, wie schmählich er an Eurem hochwürdigen Bruder, dem Kardinal d'Amboise, gehandelt hat! Er allein ist schuld, daß Euer Bruder nicht zum Papst gewählt wurde!

DER GROSSMEISTER: Glaubt Ihr, ich könnte ihm das je verzeihen?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Mir hat er Bologna gestohlen. Nicht einen Freund besitzt er in der Stadt.

IVES D'ALÈGRE: Nicht einen Freund? Das könnt Ihr schwer beweisen, Messire Annibale. In Eurem Italien besitzt der Niedrigste einen Freund und Kameraden, auf dessen Hilfe er bauen kann, wobei es auch sei.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ich sage Euch, Bolognas Bürger öffnen uns die Tore, wenn sie wissen, daß wir hier sind.

DER GROSSMEISTER: Nun, um so besser! Dem König wird das so erwünscht sein wie dem Herzog von Ferrara. Das mindeste, was Julius II. widerfahren kann, ist, daß er abgesetzt wird. Wie auch sein Vorgänger abgesetzt worden wäre, hätte ihn nicht der Tod davor bewahrt. So viel, wie der jetzige Antichrist, war er doch sicherlich noch wert.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Nein, mehr! Nichts als Raub und Mord hat dieser hier im Sinn. Alle Fürsten möchte er umbringen lassen.

DER GROSSMEISTER: Da fällt mir ein – die Gäule brauchen wohl ein wenig Ruhe, und auch die Mannschaften werden hungrig sein!

*Zu einem Offizier:*

Gebt den Befehl zum Absitzen! Die Truppen sollen Posten ausstellen und dann wegtreten. Ist Hauptmann Molard schon da?

DER OFFIZIER: Er ist soeben eingetroffen. Seine Leute sind zu Tod erschöpft.

DER GROSSMEISTER: Brave Kerle! Laßt reichlich Wein

verteilen. Ihr kommt zur rechten Zeit, Hauptmann Molard. Dank für Euren Eifer!

HAUPTMANN MOLARD: Ich tue nur, was mir die Pflicht gebietet.

DER GROSSMEISTER: Ihr wißt, daß wir den Fuchs schon in der Falle haben?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und daß wir ihm den Schwanz abklemmen werden?

ERMETE BENTIVOGLIO: Oder gar ihm den Fang geben ...

DER GROSSMEISTER: Was gibts Neues in Ferrara?

HAUPTMANN MOLARD: Fragt Herrn Bayart. Der wirds Euch melden.

DER GROSSMEISTER: Guten Abend, Hauptmann Bayart, seid mir willkommen!

BAYART: Gott befohlen, edler Herr. Hier stehen Leute, die würdiger sind als ich: die Barone Conti und Fontrailles, der tapfere Hauptmann Mercurio mit seinen zweitausend Albanesen ...

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ist es denn wahr, daß er seinem leibhaftigen Vetter den Schädel gespalten hat?

BAYART: Er hat ihn in Stücke schlagen lassen mitsamt seinen Leuten. Dann haben sie die abgehauenen Köpfe auf den Lanzenspitzen davongetragen. Jammervoll wars anzusehen; ich bin kein Freund von solchen Grausamkeiten.

IVES D'ALÈGRE: Das ist ja Meuchelmord und nicht mehr Krieg!

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Nein, Rache ists! Wenn man die eigene Haut zu Markte trägt, dann darf man auch die Haut des anderen heischen.

BAYART: Ich fühle mich zu klein, um solchem hohen Herrn zu widersprechen. Hauptmann Mercurio ist ein wackerer Kämpe. Das steht fest. Dennoch könnte ich nicht Gnade üben an den Plünderern, die in Vicenza wehrlose Bürger in eine Höhle geschlossen und darin ausgeräuchert haben. Sie mußtens mit dem Tode büßen. Und wenn mir sonstwo Marodeure in die Hände

fallen, ergeht es ihnen ebenso. Doch, sind wir hier beisammen, um uns Geschichten zu erzählen?
DER GROSSMEISTER: Nein, darum nicht. Wir warten drauf, daß mir Bologna morgen früh den Papst ausliefert. Herr Annibale hat es mir versprochen.
ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und hat hinzugefügt, daß König Ludwig von dem Bann befreit wird. Nicht er allein. Der Herzog von Ferrara, ich und unsere Freunde gleichermaßen.
EIN OFFIZIER: Ein Posten meldet mir den Grafen Giovanni Francesco Pico, der Euer Gnaden im Auftrage des Papstes zu sprechen wünscht.
DER GROSSMEISTER: Aha ... Man weiß also, daß wir hier sind! Der Heilige Vater scheint geneigt zu sein, sich der Abrechnung mit seinem Volke zu entziehen. Führt den Herrn Grafen her. Ich will hören, was er mir zu sagen hat.

## In Bologna

*Ein Gemach des vom Papst bewohnten Palastes. – Julius II. liegt, in Kissen eingepackt, in einem Lehnstuhl; fortwährend wirft er die Kissen auf den Boden; Diener heben sie wieder auf. Der Kardinal Regino, Legat von Bologna.*

DER KARDINAL: Ihr dürft Euch von diesen Schurken nicht fangen lassen!
DER PAPST: Sei unbesorgt! Wenn einer fängt, bin ichs! Zermalmen will ich sie, zertreten, vernichten ... Du kannst auf mein Wort bauen! Gebt mir zu trinken!

*Ein Kämmerer reicht ihm ein Glas mit Arznei.*

Pfui, das ist bitter wie Galle! Ein Glas Wein!
DER KÄMMERER: Die Ärzte haben es streng verboten, Heiligster Vater.
DER PAPST: Wie lange sind die Kuriere zu den Venezianern und Spaniern unterwegs?
DER KARDINAL: Etwa vier Stunden. Ich hieß sie sofort auf-

brechen, als wir die erste Nachricht vom Anmarsch der Franzosen erhielten.

DER PAPST: Die Hauptsache ist, daß unsere Bundesgenossen zur rechten Zeit hier sind. Laß dem Bischof von Sitten schreiben, er möge seine Verhandlungen mit den Schweizern beschleunigen. Und jagt so viele der Barbaren, als ihr erwischen könnt, ins Mailändische zurück! Je mehr sie Ludwigs XII. Leuten zusetzen, desto näher ist unsere Befreiung.

DER KARDINAL: Die Schweizer sind zwar Tölpel, doch sie sind tapfer. Ich rechne stark auf sie. Sie sind treue Diener der Kirche, auch fügsam, wenn man mit dem Geld nicht knausert ...

DER PAPST: Gauner, wie die anderen! ... Ist Graf Giovanni Francesco noch nicht zurück?

DER KARDINAL: Noch nicht. Der ist ein Schlaukopf ...

DER PAPST: Um Ludwig XII. hinters Licht zu führen, bedarf es keiner Schlauheit. Dieser Knirps wird oft für einen Biedermann gehalten, weil er so derb wie leutselig, so dumm wie wankelmütig ist. Als Prinz hat er Verrat an seinem Könige geübt; als Gatte hat er sein erstes Weib, das eine Heilige zu nennen war, so tiefes Weh durchleiden lassen, wie nur ein Mensch es je vermocht; seinem zweiten Weibe, einer Megäre, gehorcht er dagegen wie ein Schulknabe. Auf Raub und Mord versteht sich keiner besser als er. Dabei hat er eine Art, behäbig zu lachen, daß man meint, er wäre eine Seele von einem Menschen. Armes Italien, wie bist du zu beklagen, daß solche Leute dich mit Füßen treten! Jedoch der Jammer soll ein Ende haben! Die kleinen Fürsten, die skandalösen Republiken, wie Florenz, Siena, Lucca, müssen beseitigt werden. Und wäre es mit Hilfe der Aragonesen, Franzosen, Deutschen und aller derer, die man just zur Hand hat. Dann wird der Tag wohl endlich kommen, an dem die alles beherrschende, heilige Kirche das ganze Gesindel unter sicherer Obhut in die Wüsteneien zurückbefördert, die ihm der Himmel zum Vaterland gegeben hat.

DER KARDINAL: Eure Heiligkeit hat in der Tat die Sache trefflich vorbereitet. Heinrich VIII. von England ist bereit, sich

auf Frankreichs Küsten zu stürzen, und Ferdinand bedroht die Pyrenäen.

JULIUS II.: Indessen führe ich endlose Verhandlungen mit Ludwig, benutze jedes Mittel, ihn hinzuhalten und lasse ihn immer noch an die Möglichkeit einer Verständigung glauben. Mit einer Hand schleudere ich auf ihn und seine verruchten Bundesgenossen den Bannstrahl, mit der andern streichle ich ihm die Wangen . . . Das Ende wird sein, daß ich ihn vernichte!

DER KARDINAL: Es sind schon fünfzehntausend Schweizer auf dem Marsche.

JULIUS II.: Dazu hat mein Neffe Marcantonio Colonna eine Armee auf die Beine gebracht, und eine zweite habe ich für Francesco Maria d'Urbino ausgehoben . . . Die Dinge stehen nicht schlecht . . . Nur dürfen die Franzosen mich jetzt nicht überrumpeln. Das könnte alles noch verderben! Es war ein wenig voreilig von mir, mich hierher zu begeben.

DER KARDINAL: Ein wenig unvorsichtig!

JULIUS II.: Habe ich Zeit zur Vorsicht? Will ich noch etwas schaffen, so muß ich mich beeilen. Und kann ich mich nicht mehr auf meinen guten Stern verlassen, so will ich lieber die Hände in den Schoß legen. Sieh, ob der Graf noch nicht zurück ist!

## Vor Bologna

*Finstere, kalte Winternacht, um die Zeit der Morgendämmerung. – Ein Bauernhaus, in dessen Nachbarschaft französische Truppen lagern. Infanterie- und Kavalleriepatrouillen ziehen unablässig vorüber; Posten und Schildwachen sind in großer Zahl ausgestellt. Die Stadt ist umzingelt. In den oberen Stockwerken einiger Häuser, die den Wall überragen, sieht man Licht brennen. – Vor einem lodernden Feuer sitzen der Großmeister de Chaumont und Graf Giovanni Francesco Pico an einem Tische.*

DER GRAF: Gut, ich gebe zu, daß Euer Gnaden im Recht sind.

Der Heilige Vater hat der Liga von Cambrai die Treue nicht so unverbrüchlich gehalten, wie er sie hätte halten müssen. Es sprechen da so mancherlei Beweggründe mit, die wir aber lieber nicht erörtern wollen. Richtig ist jedenfalls, daß der Heilige Vater den allerchristlichsten König nach der Schlacht bei Agnadello im Stich gelassen. Auch hat er . . .

DER GROSSMEISTER: . . . mit unseren schlimmsten Feinden, den Venezianern, ein Bündnis geschlossen. Er hat sie uns gleichsam aus den Händen gerissen, als wir ihnen den Todesstoß versetzen wollten. Ferner hat er uns um die Freundschaft des Kaisers gebracht, und jetzt stachelt er gar noch die Schweizer auf, uns anzugreifen. Kurz, er schadet uns, wo er nur kann. Das soll er büßen! Wir fordern, daß er sich uns ergibt! Davor bewahrt ihn kein Feilschen mehr!

DER GRAF: Was bliebe ihm auch weiter übrig? . . . Und wenn ihr ihn erst habt, was dann?

DER GROSSMEISTER: Dann ist er unser Gefangener! Glaubt Ihr etwa, wir werden ihn schonen? Er wird abgesetzt. Verdient hat ers redlich!

DER GRAF: Ihr seid hart! Der Papst – ein Gefangener? Wie wird die Christenheit das aufnehmen. Und werdet Ihr, als Held dieses schönen Skandals, es wagen, der Frau Königin, deren Frömmigkeit weit und breit bekannt ist, die Absolution zu erteilen, die der niederste Priester ihr fortan verweigern wird?

DER GROSSMEISTER: Teufel auch! Glaubt Ihr, Ihr könnt mich schrecken?

DER GRAF: Ich wollte Euch die Augen öffnen. Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich Euch, statt eines immerhin beschwerlichen päpstlichen Gefangenen, einen ergebenen päpstlichen Freund zuführte?

DER GROSSMEISTER: Ihr kauft mich für sehr dumm. Euer ergebener Freund ist doch wohl der nämliche, der meinem Bruder die Tiara gestohlen hat? Solche Streiche vergißt man nie!

DER GRAF: Vielleicht. Ich wollte Euch auch nur auf die schon oft erprobte Tatsache hinweisen, daß man fast stets auf einen

falschen Weg gerät, wenn mans darauf absieht, zween Herren zu dienen: sich selbst und seinem Gebieter. Ich trage Euch eine Verständigung an. Sie liegt sehr wohl im Bereich der Möglichkeit und bietet Euch nur Vorteile. Ihr schlagt sie aus; schön! Aber denkt auch daran, daß Ihr sie ausgeschlagen!

DER GROSSMEISTER: Ich schlage gar nichts aus. Ich sage und wiederhole nur, daß man in euch nicht das mindeste Vertrauen setzen kann . . . Ja, wenn ihr andere Leute wäret! . . . Dann . . .

DER GRAF: Ich würde Euch beispielsweise die folgenden Propositionen machen: Der über Euch und eure Verbündeten verhängte Bann wird aufgehoben. Alfonso von Este wird als Herzog von Ferrara anerkannt und wieder eingesetzt in sein Amt als Bannerherr der heiligen Kirche . . . Wäre das nicht schon ein ganz hübscher Beginn? Dann würden wir die Venezianer fallen lassen . . . Ihr persönlich erhaltet zweihunderttausend Goldtaler . . . Ließe sich nicht auf dieser Grundlage weiter verhandeln?

DER GROSSMEISTER: Es läßt sich vielmehr klar erkennen, daß ihr ausgemachte Schurken seid! Sonst könntet ihr nicht annehmen, ich würde um des zweifelhaften Vergnügens der mannigfachsten Ungelegenheiten willen . . .

DER GRAF: Ich unterbreite Euch den Vorschlag in aller Form und im Namen des Heiligen Vaters! . . .

DER GROSSMEISTER: Habt Ihr Vollmachten?

DER GRAF: Bitte!

DER GROSSMEISTER: Das würde mir jedoch noch nicht genügen!

DER GRAF: Alle Wetter! Ihr seid anspruchsvoll!

DER GROSSMEISTER: Ich würde noch die Wiedereinsetzung Annibale Bentivoglios in seine Stadt Bologna verlangen und den Verzicht des Papstes auf die Romagna.

DER GRAF: Ich gestehe Euch offen, daß ich über diese Punkte keine Instruktionen habe. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Heilige Vater nichts davon wird wissen wollen.

DER GROSSMEISTER: Ihr spaßt! Lehnt er ab, so kriegt er

die Daumenschrauben. Ist er etwa nicht gefangen? Hat er noch das Recht, zu wollen oder nicht zu wollen?
DER GRAF: Wir werden vieles auf uns nehmen. Daß aber Seine Heiligkeit auf Bologna und die Romagna Verzicht leistet, das glaube ich nimmer.
DER GROSSMEISTER: Gut! Morgen früh lasse ich die Tore sprengen und lege meine Hand auf Euren Mann.
DER GRAF: Ist das Euer letzter Entschluß?
DER GROSSMEISTER: Ihr kennt mich nicht. Sonst würdet Ihr Euch die Frage ersparen.
DER GRAF: Dann weiche ich also der Gewalt.
DER GROSSMEISTER *(lachend)*: Da tut Ihr gut, Ihr dürft mirs glauben . . . Und da wir nun Freunde sind, wird mir doch Euer Herr sogleich die Tore öffnen. Es drängt mich, ihn ans Herz zu drücken.
DER GRAF: Mit anderen Worten, ihn zum Gefangenen zu machen!
DER GROSSMEISTER *(lachend)*: Nennt es, wie Ihr wollt. Ich gehe jedenfalls nicht ab von der Bedingung.
DER GRAF: Wir sind in einer furchtbaren Lage. Ich werde dem Heiligen Vater Eure Worte überbringen, und er mag dann entscheiden . . .
DER GROSSMEISTER: Versichert ihn zugleich meiner tiefsten Ehrfurcht.
DER GRAF: Seid doch nur etwas weniger hart, Herr von Chaumont!
DER GROSSMEISTER: Was Ihr für Härte haltet, ist nur Vorsicht. Euer Herr wird bald genug erkennen, daß meine Absichten besser sind, als sie zu sein scheinen. Ihr sagtet, dreihunderttausend Taler in Gold?
DER GRAF: Nein, zweihundert.
DER GROSSMEISTER: Also, dreihundert, nicht wahr? Wann darf ich Euch zurückerwarten?
DER GRAF: Gewährt mir Frist bis zum Mittag.
DER GROSSMEISTER: Unmöglich. Ich gebe Euch zwei

Stunden Zeit, nicht eine Minute mehr! Wir haben schon lange genug geschwatzt.

DER GRAF: Ich beschwöre Euer Gnaden! . . . Wir werden ja die dreihunderttausend Taler bewilligen, aber lasset Euch, um Gottes willen, nicht von der Stimme Eures eigenen Grolles leiten!

DER GROSSMEISTER: Ihr drohtet mir vorhin verstohlen mit der Königin . . . Nun seht Ihr die Wirkung! . . . Also, faßt wieder Mut, Herr Graf! Ich gebe Euch Zeit, soviel Ihr wollt, und noch zwei Stunden mehr. Bin ich wirklich ein so böser Kerl?

DER GRAF: Dank! Der Heilige Vater wird wissen, was er Euch schuldet! Dennoch aber sind wir in einer schrecklichen Lage.

DER GROSSMEISTER: Warum denn so trübselig? Sind wir denn schlechtere Bundesgenossen als die Venezianer? Ihr verliert zwar die Romagna; doch wißt ihr, ob ihr nicht etwas anderes dafür gewinnt? Ihr habt wahrlich keinen Grund, verzweifelt den Kopf zu schütteln. Lebt wohl und seid guten Mutes!

DER GRAF: Auf Wiedersehen, edler Herr! Ich hoffe, bald zurück zu sein.

*Geht ab.*

DER GROSSMEISTER *(allein)*: Im Grunde hatte er so unrecht nicht. In puncto Frömmigkeit kennt Frau Anna keinen Spaß, und seit meines Bruders Tode sitze ich ohnehin nicht mehr so fest im Sattel . . . Der König wütet ja allerdings gegen den Papst, will ihn sogar um jeden Preis vernichten . . . Dreihunderttausend Goldtaler! Eine runde Summe, die man nicht verschmähen darf. Zumal, wenn das Endergebnis den König befriedigt, ohne die Königin zu verletzen . . . Julius wird versuchen, mich zu hintergehen . . . Aber es ist ja nicht gesagt, daß ich mich von den italienischen Lügenmäulern hineinlegen lasse . . . Ich kenne sie, gottlob, zu gut, und . . .

IVES D'ALÈGRE: Ihr wolltet doch die Posten inspizieren, Herr Statthalter!

DER GROSSMEISTER: Ich hatte gerade die Absicht, nach Euch zu schicken. Kommt!

*An einem Lagerfeuer. – Hauptmann Bayart und der Bastard du Fay, Fähnrich seiner Ordonnanzkompagnie; die Hauptleute Molard und Sucher; Führer der französischen und deutschen Freischaren; Hauptmann Jakob Zemberg, Kommandant der Schweizertruppen. Dicht am Feuer ein grobgezimmerter Tisch, der mit Schinken, Würsten und gebratenem Geflügel bedeckt ist. Flaschen, Becher und Näpfe aus Blech, Zinn, Horn oder Holz stehen darauf herum. Die Speisenden sitzen auf Bänken und Schemeln, die aus benachbarten Gehöften gestohlen sind. Zu Seiten des Tisches ein Windschirm, den die Soldaten mit Hilfe von über Stangen geworfenen Mänteln hergestellt haben. Kienfackeln brennen an langen, in der Erde steckenden Pfählen. – Die Herren nehmen, von Pagen und Lakaien bedient, ihr Nachtmahl ein.*

HAUPTMANN SUCHER: Im Kriege gibts für mich nur eins: Dreinschlagen! Um alles andere schere ich mich nicht.

HAUPTMANN BAYART: Damit beweist Ihr, daß Ihr in diesem Punkte noch nicht ausgelernt habt, Kamerad. Ich weiß das Dreinschlagen natürlich auch zu schätzen, doch mindestens so hoch steht mir die Überlegung, weil sie der Grundgedanke der Disziplin ist. Und auf die Disziplin hat man bis zum heutigen Tage in unseren Armeen noch nicht genug geachtet.

HAUPTMANN MOLARD: Macht einer meiner Leute dumme Streiche, so fahre ich dazwischen wie der Teufel, und mein Mann ist kuriert. Das Plündern, Morden und Brennen war früher gewiß allgemein im Schwange. Heute darf man sich aber nicht mehr wie ein Wilder betragen. Das geht nicht mehr; Ihr könnt mirs glauben, Herr von Sucher. Mit solchen Torheiten schadet jeder sich selbst am meisten. Ich muß Herrn Bayarts Meinung beipflichten.

BAYART: Ah, der Braten sieht ja lecker aus! Nach einem Ritte, wie dem heutigen, kann man die kleine Stärkung schon

vertragen. Da Herr Molard meiner bescheidenen Ansicht freundlich zustimmt, will ich euch nur sagen, daß ich, seit ich im Jahre 1494 in den italienischen Kriegen gefochten, also in etwa siebzehn Jährchen, gar viele bedeutsame Veränderungen auf allen Gebieten wahrgenommen habe. Bei den Italienern und auch bei uns.

DER BASTARD DU FAY: Ich trage Eure Fahne noch nicht lange, Herr, und habe doch manchen Wandel schon selbst miterlebt.

BAYART: Als wir mit König Karl, glorreichen Angedenkens, ins Feld gezogen, da waren wir noch unerfahren und schwerfällig wie Bauern, die zum erstenmal ihr Dorf verlassen. Die Italiener spotteten unser, wie wir heute über unsere Landsknechte lachen, weil sie uns bäurisch vorkommen ... Nichts für ungut, Herr Hauptmann Sucher.

HAUPTMANN SUCHER: Wir haben in Deutschland größere Gelehrte als ihr! Und selbst die Italiener, die sich doch sonst nicht genug auf ihre Kunst einbilden können, sind nicht zu stolz, unsere Architekten für sich arbeiten zu lassen. Ihr Mailänder Dom ist deutschen Ursprungs, und unsere Maler sind ihre Lehrer. Albrecht Dürer zum Beispiel.

BAYART: Da habt ihr den Beweis, daß ich nicht übertreibe, wenn ich von dem Wandel spreche, der sich in den letzten Jahren vollzogen hat. Zur Zeit der Schlacht bei Fornovo hättet ihr wohl schwerlich einen Landsknechtführer am Lagerfeuer sich seiner Architekten und Maler rühmen hören! Damals dachte man an Wein, Weiber und Beute. Bilder und Denkmäler waren nur zum Demolieren da.

DU FAY: Ganz richtig! Tut das einer heutzutage, so ist er in unseren Augen ein Barbar! Man erlebts übrigens nur bei den Grünen, die aus Frankreich kommen. Sind sie erst sechs Monate hier, so fangen sie an, Kulturmenschen zu werden und Freude zu finden an schönen Dingen.

BAYART: Noch eins! Ihr hättet in jenen Zeiten keinen italienischen Reitersmann dazu bewogen, sich zu schlagen.

Und wenn ihr ihm Silber und Gold geboten hättet! Heute sind Alviano, Andrea Gritti und viele andere die tapfersten Krieger, die ich kenne . . .

HAUPTMANN MOLARD: Papst Julius nicht zu vergessen!

*Lachen.*

BAYART: Ja, ja, so ists . . . Ich möchte noch den Tag erleben, an dem Armeen sich die Schlachten liefern, ohne ihr Mütchen an armen Bürgern und Bauern zu kühlen. Die sind doch sicherlich ganz unschuldig an den Zwistigkeiten der Fürsten!

JAKOB ZEMBERG: Der Wind bläst scheußlich unter diesen Mänteln durch! Ich habe eiskalte Füße! Wollt ihr Lumpenhunde die Sache mal gleich in Ordnung bringen! Sonst setzts eins hinter die Löffel! Galgenstricke, verfluchte!

*Der Großmeister de Chaumont, Ives d'Alègre, Offiziere und schwere Reiter.*

DER GROSSMEISTER: Guten Abend und guten Tag, Hauptleute! Habt ihr einen Schluck Wein übrig? Schönen Dank, Herr Bayart! Auf euer Wohl, ihr Herren!

BAYART: Auf das Eure, Herr! Möge der Himmel die Wünsche Eures edlen Herzens erfüllen!

*Alle trinken.*

DER GROSSMEISTER: Der Papst hat doch nicht etwa versucht, auf dieser Seite durchzuschlüpfen?

BAYART: Laßt ihn nur nicht an Euch vorüberhuschen! Hier wirds ihm nicht gelingen.

*Gelächter.*

## In Bologna

*Eine Straße bei San Petronio. – Vormittags. – Handwerker, Kaufleute, Edle, Soldaten in großer Zahl.*

EIN SCHLÄCHTER: Wenns nur mehr eines Rippenstoßes bedarf, den Papst hinauszuwerfen – den soll er kriegen! Die Bentivogli sollen leben!

DAS VOLK: Hoch! Hoch Bologna! Freiheit!

*Francia und seine Schüler. Die Maler Francesco Caccianimici und Amico Aspertino.*

Es lebe die Schule von Bologna! Nieder mit den Römern!

EIN BÄCKER: Was sagt Ihr zu alledem, Meister Francia?

FRANCIA: Ich sage, daß Michelangelo ein frecher Lümmel ist, und sein Herr desgleichen. Hoch die Bentivogli!

DAS VOLK: Hoch Bologna!

CACCIANIMICI: Ja, Kinder, hoch Bologna! Ist diese schöne Stadt der Freiheit weniger wert als Florenz, Lucca und so viele andere Städte?

DAS VOLK: Nein! Nein! Hoch Bologna! Die Bentivogli sollen leben!

AMICO ASPERTINO: Jedem das Seine! Eine freie Stadt! Keine Knechtschaft!

DAS VOLK: Freiheit! Freiheit! Hoch die Bentivogli!

EIN BÄCKER: Wir brauchen einen Fürsten, der sein und unser Geld im Lande verzehrt und nicht anderswo! Der uns, und nicht den Römern, Kirchen und Paläste baut! Hoch Bologna!

DAS VOLK: Die Bentivogli sollen leben! Freiheit! Freiheit! Hin zum Palast! Nieder mit dem Papst!

ASPERTINO: Zerschlagen wir Michelangelos Denkmal! Wollt ihr?

DAS VOLK: Ja! Weg damit!

CACCIANIMICI: Gut, so kommt!

*Die Menge folgt ihm mit lautem Geschrei.*

## Der Palast

*Julius II. in seinem Lehnstuhl, den Krückstock in der Hand; der Kardinal von Pavia; der Kardinal Regino; der Bischof von Gurck; Michelangelo; Graf Giovanni Francesco Pico.*

JULIUS II.: Noch immer tobt der Aufruhr? Noch immer das Geschrei? Bist du von Sinnen, Regino? Gab ich nicht längst schon meine Befehle?

KARDINAL REGINO: Die Schweizer haben zweimal vergebens angegriffen, Heiligster Vater. Sie sind beide Male zurückgeschlagen worden.

JULIUS II.: Reiterei und zwei Bombarden! Lauft! Wenn der Lärm nicht aufhört, gehe ich selbst.

*Kardinal Regino ab.*

Er scheint mir schon recht schlaff, der arme Kerl. Graf Pico, der Bescheid an Chaumont hätte zwar noch Zeit. Begib dich aber schon jetzt zu ihm zurück!

DER GRAF: Ja, Heiligster Vater.

JULIUS II.: Sage ihm, meine Lage gestatte mir nicht, auf meinem Standpunkt zu beharren. Ich wäre mit allem einverstanden. Um ihm meine Aufrichtigkeit zu beweisen, ließe ich ihn bitten, mir einen nach seinem Gutdünken abgefaßten Vertrag zu senden ... Deine Aufgabe ist es, bei jedem Punkt Zetermordio zu schreien, um die Sache möglichst in die Länge zu ziehen. Dann bringst du mir den Vertrag zur Unterschrift. Wir gewinnen somit Zeit bis heute abend, ja, wenn wir wollen, sogar bis morgen früh.

DER GRAF *(mit leiser Stimme)*: Wissen Eure Heiligkeit, wo die Spanier ... und Venezianer sind?

JULIUS II.: Sie werden gegen ein Uhr mittags hier sein. Umgarne deinen Großmeister, halte ihn fest und sorge dafür, daß er bleibt, wo er ist. Dann werde ich das Vergnügen haben, ihn meinerseits zu überrumpeln. Ich will ihn einkreisen, ihn packen, daß ihm die Luft ausgeht. Dieser Verbrecher, der die Stirn besitzt, seine verruchte Hand nach dem Statthalter Gottes auszustrecken, soll meinen Zorn spüren! ... Geh, mein Kind!

*Graf Pico sinkt aufs Knie; der Papst erteilt ihm hastig den Segen.*

Geh, geh! Michelangelo, wo sind deine Festungspläne, mein Sohn?

MICHELANGELO: Hier, Heiliger Vater!

DER PAPST: Begib dich an Ort und Stelle, stecke sofort die Fundamente ab und beginne gleich mit den Arbeiten. Außerdem brauche ich Minen und rechne auch darauf, daß du dich

noch heute mit der Einrichtung der Geschützgießerei befassest, deren Plan du mir vorgelegt hast.

MICHELANGELO: Wenn ich Ingenieur und Gießmeister sein soll, kann ich nicht Bildhauer und Maler sein. Ihr werdet Euch nächstens beklagen, daß die Arbeiten in der Sixtina und an Eurem Grabmal nicht vorwärts schreiten.

JULIUS II. *(stößt mit dem Stocke auf)*: Gewiß werde ich mich beklagen, und ich habe allen Grund dazu! Faulpelze seid ihr, alle miteinander! Statt mich mit deinen Bemerkungen zu langweilen, solltest du lieber deine Pflicht erfüllen. Mach, daß du fortkommst!

*Michelangelo geht hinaus.*

Kardinal von Pavia, sagtest du mir nicht eben, der Kaiser wolle sich an meiner Stelle zum Papst machen und den Titel Pontifex Maximus annehmen?

DER KARDINAL VON PAVIA: Ja, Heiligster Vater. Ludwig XII. hat ihm die Dummheit in den Kopf gesetzt.

JULIUS II.: Das ist eine Frechheit! Ich befehle meinen Sekretären, mich fortan „Cäsar" anzureden. Von Rechts wegen bin ich ebensogut der Kaiser der Welt wie der Stellvertreter Gottes auf Erden.

*Man hört eine Artilleriesalve krachen.*

Bravo! Da sausen den Bolognesern meine Kartätschen in die Beine!

*Einige Prälaten und Bischöfe kommen mit tiefen Verbeugungen näher.*

Was ist euer Begehr?

EIN BISCHOF: Eurer Heiligkeit Person ist in furchtbarer Gefahr. Die Franzosen, das Volk, alles bedroht Euch. Wäre es nicht angezeigt, Vorsicht und Mäßigung walten zu lassen? Unsere ehrwürdigen Brüder, die hier stehen, hießen mich solche Sprache vor Euch führen, Heiligster Vater ... Bedenkt, daß Eure Gesundheit schwer erschüttert ist! Auch sind wir wehrlose Greise, und wenn wir der Gewalt der Soldateska oder des aufgewiegelten Pöbels erliegen ...

JULIUS II.: Was will der Schafskopf? ... Was bedeuten alle

diese Redensarten? ... Ruft meine Träger! Vom Turm der Kathedrale will ich ins Land blicken und mit eigenen Augen sehen, was geschieht. Nein, nein ... wartet ... Kardinal von Pavia, deinen Arm!... Komm näher, Kapitän, reich mir auch deinen!.. Wahrhaftig, es geht! ... Also vorwärts!

## Rom

*Bei Johannes Goricius von Luxemburg. – Großer Saal mit Deckengemälden aus der Mythologie; Fresken an den Wänden, Mosaikfußboden, hohe Vasen mit Blumen. Die Fenster sehen nach einem Garten hinaus; im Hintergrund sieht man Bäume und Häuser eines Stadtviertels. – Agostino Chigi und sein Bruder Sigismondo, der Priester; Bramante; Bernardo da Bibbiena; Imperia; Raffael; der Datarius Bartolommeo Turini da Pescia; der Musiker Giacomo Sansecondo; andere Gäste. – Die ganze Gesellschaft ist gruppenweise über den mächtigen Saal verteilt; die einen stehen plaudernd und lachend umher, die anderen sitzen auf Lehnsesseln, Klappstühlen oder Kissen.*

BRAMANTE *(zu Raffael)*: Laß Frau Imperia einen Augenblick allein und höre, was ich dir zu sagen habe. Michelangelo ...

RAFFAEL: Gönnt mir doch die kurze Zerstreuung. Ich bin überarbeitet und zu Tod erschöpft. Wenn Michelangelo gegen mich intrigiert, so seid ihr fuchsteufelswild auf ihn; folglich sind wir quitt.

BRAMANTE: Ich glaube, deine Leichtfertigkeit ist mindestens so groß wie dein Talent. Michelangelo erzählt überall: was du kannst, hättest du von ihm gelernt.

RAFFAEL: Er hat mich in der Tat vieles gelehrt. Doch ich glaube nicht, daß die törichten Äußerungen, die Ihr ihm in den Mund legt, wirklich von ihm stammen. Er ist ein unglücklich veranlagter Mensch, doch nie ein Schurke. Überdies weilt er beim Papst in Bologna. Lassen wir ihn in Ruhe. Er hat sich gegen Meister Francia, meinen Freund, unglaublich dreist betragen. Der wirds ihm nie vergessen.

BRAMANTE: Leider Gottes ist Buonarroti beim Heiligen Vater allmächtig, und da er sich keine Gelegenheit entgehen läßt, dir eins auszuwischen, so wird eines Tages ...
RAFFAEL *(erregt)*: ... so werden eines Tages unsere besten Freunde so lange gestichelt haben, bis wir beide uns als Todfeinde gegenüberstehen. Das wäre Schimpf und Schande, und ich wehre mich dagegen mit aller Entschlossenheit.
BRAMANTE: Hättest du wenigstens die halbe Decke in der Sixtina bekommen! Aber Michelangelo reißt alles an sich.
RAFFAEL: Habt Ihr mir weiter nichts zu sagen?
BRAMANTE: Geh mir ab! Du hast ja kein Blut in den Adern!
RAFFAEL: Ich gerate nun einmal nicht so leicht in Wut; am allerwenigsten über einen Mann, dessen Genie ich schätze. Habe ich nicht mehr Arbeit, als ich bewältigen kann?
JOHANNES GORICIUS: Habt Ihr die Gruppe der heiligsten Jungfrau und der heiligen Anna gesehen, Meister Raffael, die Andrea Sansovino in der Kirche Sant' Agostino für mich ausgeführt hat?
RAFFAEL: Ich habe sie erst heute bewundert. Es ist ein herrliches Werk. Ich vergesse nicht, daß auch ich Euch ein Bild für diese Kirche schulde.
JOHANNES GORICIUS: Ich beschwöre Euch, Meister Raffael, haltet Euer Versprechen! Wann werdet Ihr beginnen?
RAFFAEL: Hört, ich mache Euch eine Sibylle mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte. Ist Euch das recht?
JOHANNES GORICIUS: Ja, aber wird die Sibylle alt oder jung sein?
BIBBIENA: Herr Goricius ist nämlich ein aufrichtiger Verehrer alles Schönen, Freund Raffael!
RAFFAEL: Meine Sibylle verkörpert den höchsten Liebreiz, den die Natur erschaffen und den eines Menschen Seele in sich aufnehmen kann ... Ah, da kommt ja der hochwürdige Kardinal Giovanni de' Medici.

*Der Kardinal tritt ein und umarmt Raffael.*

DER KARDINAL: Dich liebe ich, als wärest du mein eigen

Fleisch und Blut. Deine Freundschaft mit Herrn Bibbiena läßt mich fast eifersüchtig werden.
BIBBIENA: Raffael fühlt sich zu vielen Menschen und Dingen hingezogen, Hochwürden, und sein Herz ist so groß, daß keiner um seine Liebe zu buhlen braucht.
SIGISMONDO CHIGI: Ich möchte mir in diesem Augenblick nur eine Gunst von ihm erbitten: ihm danken zu dürfen, daß er in seinem Bild der Theologie auch die Gestalt des heiligen, verehrungswürdigen Märtyrers Girolamo Savonarola verewigt hat. Der Tag, da die Welt erkennen wird, was sie diesem großen Manne schuldet, ist nicht mehr fern! Ich segne Meister Raffael, daß er einer der ersten Verkünder seines Triumphes gewesen.
RAFFAEL: Es war nicht mein Verdienst. Euer Dank gebührt dem Grafen Castiglione und meinem anderen Führer Ludovico Ariosto. Beide nannten mir alle die Heiligen und gelehrten Doctores, die einen Platz auf meinem Bilde finden sollten.
IMPERIA: Hochwürdiger Herr Kardinal, habt Ihr denn heute nur Augen für Meister Raffael?
DER KARDINAL DE' MEDICI: Ich bin beschämt, verehrte Frau! Meine Augen sind in der Tat so schwach, daß ich Euch noch nicht bemerkte.
IMPERIA: Ich wollte Euch nur bitten, Giacomo endlich singen zu lassen. Ihr seht, er stimmt schon seine Laute. Seid also, bitte, still!
DER KARDINAL: Grausamste aller Frauen, darf ich mich nicht eine einzige kurze Minute an Eure Seite setzen?
IMPERIA: Ihr scherzet, Herr Kardinal! Ihr denkt ja immer nur an Bilder, Statuen und Bücher . . . !
DER KARDINAL: Und niemals an die lebende Aphrodite?
*Sie flüstern. Sansecondo beginnt zu singen. Michelangelo erscheint.*
JOHANNES GORICIUS: Seid mir willkommen, Herr Buonarroti!
MICHELANGELO: Laßt euch nicht stören. Ich ziehe mich zurück, sobald ich meines Auftrags mich entledigt habe. Ich grüße Euch, Herr Kardinal. Guten Abend, Meister Raffael. Der Heilige

Vater entsendet mich von Bologna her, um Herrn Bibbiena zu beauftragen, unverzüglich zu ihm zu eilen ... Er sagte: unverzüglich, ohne auch nur eine Minute zu verlieren!
DER KARDINAL DE' MEDICI: Was ist geschehen?
MICHELANGELO: Die Franzosen und die Bentivoglio haben uns zu Bologna überrascht ...
ALLE: Großer Gott ... ist der Papst gefangen?
MICHELANGELO: Die Franzosen hat er an der Nase herumgeführt, die Bologneser vernichtet! Venezianer und Spanier brachten uns Hilfe im rechten Augenblick. Die Franzosen sind nach Mailand geflohen ... Seid Ihr bereit, Herr Bibbiena? Ich muß gleich fort; ich habe die Belagerung von Mirandola zu leiten.
DER DATARIUS BARTOLOMMEO TURINI: Kehrt der Papst nicht zu uns zurück?
MICHELANGELO: Nach Mirandola werden wir Ferrara nehmen; was dann geschieht, steht noch dahin. Brechen wir auf!
JOHANNES GORICIUS: Papst Julius ist ein ganzer Mann! In seinem Alter ...
AGOSTINO CHIGI: Er kennt das Alter nicht, und seine Energie ist unerschöpflich. Wie ein ewig brennender Ofen erscheint er mir ... Bald lodern Flammen auf, bald sprühen Funken, bald wirbelt Rauch empor. Kalt wird er nimmer!
DER KARDINAL: Er explodiert sogar bisweilen. Ich beklage die arme Stadt Mirandola und die unglückliche Gräfin Francesca Trivulzio. Sie wird, wie eine Bettlerin, mit ihren Kindern auf der Straße liegen. Geht, Herr Bibbiena! Der Papst liebt nicht, daß man ihn warten läßt.
BIBBIENA: Ich folge Euch, Meister Michelangelo. Gehab dich wohl, mein Raffael, und viel Vergnügen!
RAFFAEL: Ich will mein Bestes tun. Guten Abend, Meister Buonarroti; gebt mir doch Eure Hand!
MICHELANGELO: Nicht jetzt – erst, wenn ich wiederkehre! Guten Abend, allerseits.

*Ab mit Bibbiena.*

IMPERIA: Ein widerlicher Mensch!

JOHANNES GORICIUS: Jetzt soll uns nichts die gute Laune stören! Das Nachtmahl ist bereit.

## Mirandola

*Ein Saal im Schlosse. Gräfin Francesca Trivulzio mit ihren Kindern und Kammerfrauen; Offiziere der Besatzung; ein Unterhändler des Herzogs von Urbino, Generals der kirchlichen Truppen.*

DIE GRÄFIN: Ich habe Euch bereits einmal gesagt, daß ich meine Stadt dem Heiligen Vater nicht ausliefern werde. Sie ist das Erbe meiner Kinder, das ich schütze kraft meines Rechts.

DER UNTERHÄNDLER: Der Herzog von Urbino hat gute Kanonen und mehr Truppen als Ihr, Frau Gräfin. Zwingt Ihr ihn zum Sturm, so kann er für die Folgen nicht einstehen.

DIE GRÄFIN: Ich bin Giovanni Giacomo Trivulzios Tochter! Drohungen schüchtern mich nicht ein! Ihr habt mein letztes Wort. Überbringt es Eurem Gebieter!

DER UNTERHÄNDLER: Frau Gräfin, geruhet, zu erwägen ...

DIE GRÄFIN: Geleitet den Kapitän hinaus!

## Mailand

*Der herzogliche Palast. – Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Generalkapitän der französischen Truppen in Italien; der Großmeister de Chaumont, Statthalter von Mailand; de Clermont-Montoison, Befehlshaber der dem Herzog von Ferrara zur Verfügung gestellten französischen Hilfstruppen; der Prinz von Anhalt, Feldherr der kaiserlichen Truppen; Louis de Brézé, Großseneschall der Normandie, Befehlshaber der Garden des königlichen Hauses; die Hauptleute Ives d'Alègre, Bonnet, Maugiron; der Bastard von Cleve und andere Offiziere. – Kriegsrat.*

GASTON DE FOIX: Erlauchte Herren und Herren Hauptleute! Es ist des Königs Wille, die Taktik des Verschleppens aufzugeben

und dem Treiben des Papstes Julius II. ein Ziel zu setzen. Dieser angebliche Hirt der Kirche, der die Rechte der christlichen Fürsten gröblicher verletzt als selbst der Türke, trachtet jedem nach Hab und Gut, um sich auf Kosten aller zu bereichern. Nachdem er schamlos genug war, ein Bündnis mit den Spaniern zu schließen, deren Heimtücke bekanntlich ohne Beispiel ist, ein zweites mit den Venezianern, die sich die Väter der Lüge nennen könnten, macht der sogenannte Heilige Vater kein Hehl mehr aus seinem Plan, uns über die Alpen zurückzutreiben und uns Mailand zu entreißen. Er will alles nehmen, alles besitzen. In dieser löblichen Absicht hetzt er den Türken auf den Kaiser, den Engländer auf uns. Er läßt die Küsten des Atlantischen Ozeans verwüsten, wie er die Gefilde Ungarns heimsucht. Wir haben an uns gehalten, solange wir konnten. Mit Geduld und Milde sind wir dem Rasenden begegnet. Wir wollten Vernunft walten lassen und haben ein Konzilium einberufen. Nur wenige nahmen daran teil, doch diese wenigen sind die vertrauenswürdigsten Doctores unserer Zeit. Julius II. hat sich nicht entblödet, den pisanischen Pöbel gegen diese ehrfurchtgebietende Versammlung aufzuwiegeln, so daß wir sie zu ihrer Sicherheit hierher verlegen mußten. Es ist erwiesen, daß es fortan nur mehr ein Mittel gibt, des Papstes Ränke wirkungslos zu machen: Kampf bis aufs Messer! Wir werden schonungslos zu Werke gehn! Der König wünscht, daß bald etwas geschehe. Das ist der Grund, weshalb ich euch zusammenrief. Laßt mich nun eure Ansicht über unsere Lage hören und sagt mir, ob die Truppen kriegsbereit sind.

IVES D'ALÈGRE: Da keiner der hochansehnlichen Herren auch nur ein Wort der Erwiderung findet, erkühne ich mich, folgendes zu raten: Habt Ihr die Absicht, loszuschlagen, so tuts sofort, und zwar mit vollstem Nachdruck. Ihr müßt mit einem Feinde rechnen, der euch noch manche Nuß zu knacken geben wird. Als der Herr Großmeister ihn bei Bologna entwischen ließ, war er schon am nächsten Morgen wieder im Felde, gleichwie der letzte Freischärler von zwanzig Jahren. Hauptmann Bayart hat sich alsbald auf den Weg gemacht, um ihn zu fangen; es ist

ihm nicht gelungen. Julius II. aber hat mit eigener Hand die Zugbrücke des Schlosses San Felice hochgezogen, und unser wackerer Ritter stand mit langer Nase vor dem Graben. Jetzt dürfte der gefährlichste der Feinde vor Mirandola sein. Sein Neffe, der Herzog von Urbino, hat La Concordia eingenommen. Die Spanier und der Vizekönig Don Raimondo de Cardona ziehen mit einem Heer der besten Fußmannschaften gegen uns; die Venezianer bedrohen Brescia, und da sie dort einflußreiche Verbindungen besitzen, so werden sie's vermutlich kriegen. Zu guter Letzt scharen sich, uns zu Häupten, die Schweizer auf den Bergen jetzt zusammen, und wenn der Papst den Preis nicht scheut, so werfen sie sich auf uns herab. Säumen wir also nicht länger und nehmen wir Bologna, wenn wir Ferrara retten wollen!

LOUIS DE BRÉZÉ: Ihr sprecht verständig, Hauptmann d'Alègre, doch Euer Rat ist nicht leicht zu befolgen. Der Kardinal Regino ist durch den Kardinal von Pavia ersetzt worden, und der steht auch im Felde seinen Mann! Auch ist der Herzog von Urbino fähig, uns so viel zuzusetzen, daß ihm die Spanier noch zeitig genug zu Hilfe kämen. Dann aber bliebe uns nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben.

IVES D'ALÈGRE: In Bologna gärt der Geist des Aufruhrs. Wenn wir nur Miene machen, die Stadt zu stürmen, so öffnen uns die Bürger selbst die Tore. Der Kardinal muß fliehen und das Weite suchen.

GASTON DE FOIX: Ich bin Hauptmann d'Alègres Ansicht und bitte Euch, in vier Tagen bereit zu sein, ihr Herren!

## Vor Mirandola

*Die Bresche. – Die Gräben sind zugefroren. Die schweren Reiter und päpstlichen Fußmannschaften sind unter Waffen; zwei Batterien feuern noch, um die Durchgangsöffnung zu erweitern. Julius II.; der Herzog von Urbino; die Kardinäle Raffael Riario, del Carretto, Galeotto della Rovere, Francesco Romolino und Luigi Borgia; Haupt-*

*mann Giovanni Paolo Baglione; Sekretäre, Kämmerer und Schweizergarden; der Papst und alle Personen seines Gefolges stecken in Pelzen und Kapuzenmänteln; es herrscht große Kälte.*

JULIUS II.: Nun, wie weit sind wir?

DER HERZOG VON URBINO: Die Stadt ist in unseren Händen. Ich lasse eines der Tore der Stadtmauer einschlagen, um Eurer Heiligkeit den Einzug zu erleichtern.

JULIUS II.: Nein, nein! Ich gehe durch die Bresche. Wo ist die Gräfin Francesca?

DER HERZOG: Sie erwartet Eure Heiligkeit im Schloß.

JULIUS II.: Sie mag sich zurückziehen, wohin sie will ... Vorwärts! Und heute abend gen Ferrara!

*Ein Bote erscheint.*

BOTE: Heiligster Vater, Bologna ist in den Händen der Franzosen.

JULIUS II.: Hat der Kardinal die Stadt übergeben?

DER BOTE: Die Bevölkerung ist in Aufruhr und hat die Tore geöffnet.

JULIUS II.: Ihr hattet also eine unzulängliche Besatzung zurückgelassen, Francesco Maria?

DER HERZOG VON URBINO: Ich habe in allen Punkten nach Eurem Befehl gehandelt, Heiligster Vater.

JULIUS II.: Folglich ist, nach Eurer Meinung, der Kardinal Alidosio von Pavia, zu dem ich volles Vertrauen habe, ein Dummkopf, Feigling oder Verräter? Antwortet!

DER HERZOG VON URBINO: Wenn überhaupt einer die Verantwortung tragen muß, so kann ers nur sein. Ich sicher nicht!

DER PAPST: Ich werde die Sache aufklären ... Sie geht mir wirklich nahe ... Und keine Rücksicht wird den Lauf meines gerechten Zornes hemmen ... Wo ist Michelangelo?

MICHELANGELO: Hier, Heiligster Vater.

DER PAPST: Sorge dafür, daß die Schutzwehren wieder aufgerichtet werden! Die Stadt soll im Verteidigungszustand sein. Erledige dann die Arbeit, über die wir gesprochen haben, und

kehre eiligst nach Rom zurück, um mein Grabmal zu vollenden. Wenn ich all das mitansehen und so vieles erdulden muß, wünsche ich oft, man hätte mich schon darunter gebettet. Das Elend übersteigt bald meine Kraft!

## Rom

*Eine Werkstatt von bescheidener Größe. – Geschnitzte Möbel, kostbare Stoffe in Purpur, Blau, Gold und Silber; eine antike Pallas-Statue; eine Büste der Psyche; Blumen, deren Duft den Raum erfüllt, stehen in zahlreichen Vasen. – Raffael arbeitet vor der Staffelei an dem Porträt der Beatrice di Ferrara.*

RAFFAEL: Nicht oft ist mir die Einsamkeit beschieden! Wie selten nur darf ich Gedanken und Gefühle hegen, die wirklich mein sind ... befreit vom Druck unmittelbarer Pläne, die mich beherrschen, mich zum Sklaven machen ... Nein, heute gehöre ich mir selbst und bin mein einziger Gefährte. Ich leere, ungehindert und nach Herzenslust, der Einsamkeit schier unergründlichen Freudenbecher; ich durchkoste Wonnen von solcher Süße, daß die erregten Sinne mir zu schwinden drohen. Der Menschen Phantasie versagt so schnell! Will sie zur Höhe schweben, so braucht sie Hilfe, die von außen kommt. Erlahmt die Hilfe bald, verringert sich die Fülle der Gesichte – dann sinkt das Vöglein matt zur Erde nieder, und seine Schwingen spannen sich nicht mehr. Ein traurig Ding ... Das Vöglein täuschte sich. Es glaubte, neues Leben zu gewinnen in jenen kurzen Augenblicken, die es, der Welt entrückt, allein im Äther war ... Mir ging es so. Die Eingebung zum Schönsten, das ich noch geschaffen, ward mir dann zuteil. Ich fühlte meinem Schöpfer mich so nahe, Dinge der Ewigkeit gingen in mir auf, und göttliche Liebe durchglühte mich ... Die Natur ist unergründlich tief. Doch jauchzenden Flammen gleicht der Geist, der sie erfüllt! ... Der Erde und der Hölle Jammer lasten auf dem Menschen ... Zumal uns Italiener peinigen Barbaren, Fürsten, Republiken und Parteien –Verbrecher aller Arten.

Und doch kann uns des Jammers Schwere nicht zu Boden drücken! Des Lebens Freude und die Fruchtbarkeit erheben uns in himmlische Sphären. Weise, Dichter, Literaten, Forscher, Drucker und Maler, Bildhauer und Architekten, Kupferstecher und Bildschnitzer – jeder einzelne, der fähig ist, einen Gedanken, die Spur eines Gedankens, das winzigste Atom einer Idee in irgendeine Form zu bringen, auf irgendeine Art zu äußern – jeder einzelne ist am Werke. Er schafft, er läßt durch nichts sich stören, häuft Wirkung auf Effekt und schreitet mitten durch das Unheil, des Genius Leuchten auf der Stirn, ein Lächeln auf den Lippen. Wer gibt uns Kraft und Mut zu solchem Tun, das machtvoll ohnegleichen ist? ... Athen kannte nur, was griechischen Geistes war: eine wundervolle architektonische, eine herrliche bildhauerische Kunst. Es kannte eine Malerei, die ihrer glorreichen Schwester Sklavin war, eine eng umgrenzte Wissenschaft, doch eine unbegrenzte Poesie. Darüber kam es nicht hinaus! ... Wie reich sind wir dagegen, und wie weit ist doch das Feld, das unserem Tatendrang sich bietet! Ward nicht des Altertums Besitz nun auch der unsere, vermehrt noch durch das Wissen unserer Väter? Wie Polyklet und Zeuxis sollen wir die Götter der heidnischen Zeiten jetzt verherrlichen, doch auch die Heiligen des himmlischen Jerusalem, die Philosophen und die Kirchenväter ... Wohlan, wir sind der Aufgabe gewachsen! Wir werden restlos sie zu Ende führen. Neu wird die Welt in unserer Hand sich formen. Die Schuld wird bald von uns vertrieben sein. Sie darf ihr scheußlich Haupt nicht mehr erheben ... Ist mein Empfinden nicht die Wahrheit selbst? Kann die Begeisterung, die mich erfaßt, mich irreleiten? Was sollte dann ihr jähes Lodern frommen? Warum hat mir der Himmel sie gesandt, wenn sie nicht Früchte tragen sollte? ... Wie lebenswahr dies Bild doch vor mir steht! ... Wie gleicht es meiner Beatrice! ... Warm strömt das Blut durch das geliebte Antlitz ...

*Er wendet sich um und erblickt Beatrice auf der Schwelle.*

Da bist du selbst, du, mein geliebtes Wesen! Mein Stern, mein Sonnenschein ...

BEATRICE: Bleib bei der Arbeit, teurer Raffael! So lieb ich dich am meisten.

## Ravenna

*Ein Zimmer im Palast. – Julius II.; Kardinal Riario; da Bibbiena; Sekretäre. Der Papst diktiert Depeschen.*

*Mathias Scheiner, Kardinal von Sitten, tritt auf.*

JULIUS II.: Zum Donnerwetter! Ich verbat mir doch jede Störung! ... Siegle diesen Brief. Der Kurier soll unverzüglich nach England abgehn! Was gibts, Mathias?

KARDINAL MATHIAS SCHEINER: Ein Unglück!

JULIUS II.: Was ist geschehen?

KARDINAL SCHEINER: Der Kardinal von Pavia war auf dem Weg hierher. Er wollte sich bei Eurer Heiligkeit verantworten, weil er Bologna verloren hat.

JULIUS II.: Ich werde es zurückgewinnen. Der Kardinal soll eintreten! Er mag schwach gewesen sein, doch ich glaube nicht, daß er Verrat geübt hat. Er soll ruhig hereinkommen!

KARDINAL SCHEINER: Der Herr Herzog von Urbino hegte wohl Besorgnis, der Kardinal würde die Schuld auf ihn wälzen ...

JULIUS II.: Nur keine Flausen! Bin ich vielleicht ein hilfloser Greis, den jeder nasführt? Erdreistet sich Francesco Maria, mich zu verhöhnen? Der Kardinal mag sich beeilen! Ich will ihn anhören, und wenn der Herzog von Urbino im Unrecht ist, so soll ers büßen ... Nun? Was bedeutet das? ... Du schweigst? ... Wirst du wohl reden ... So rufe mir doch Alidosio!

DER KARDINAL VON SITTEN: Der Herzog von Urbino begegnet ihm auf der Straße, vor dem Palast. Er geht auf ihn zu ...

JULIUS II.: Ah, ich verstehe! Er hat ihn beleidigt? Er ist ein Tolpatsch. Doch ich werde die Sache schon in Ordnung bringen.

DER KARDINAL VON SITTEN: Nein ... Heiligster Vater ... so war es nicht ... Er hat ihn ...

JULIUS II.: Alle Heiligen! Sollte er gewagt haben, ihn zu

schlagen? . . . Die Hand zu erheben wider einen Fürsten der heiligen römischen Kirche? . . . Du willst es nicht sagen? . . . Er hat ihn also nicht geschlagen? . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Heiligster Vater! . . .

JULIUS II.: Sprich doch, beim Blute der Madonna!

DER KARDINAL VON SITTEN: Er hat . . . er hat ihn getötet!

JULIUS II.: Getötet? . . . Das ist nicht möglich . . . das . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Er hat ihn erdolcht. Der Kardinal war auf der Stelle tot. Natürlich gleich ein Menschenhaufe um ihn herum . . . Ich sah, wie sie den Leichnam fortbrachten.

JULIUS II. *(sinkt, niedergeschmettert, auf einen Sessel. Er bedeckt seine Augen mit der Rechten, dann richtet er sich auf, blickt sich im Kreise um und sagt mit tonloser Stimme)*: Geht alle hinaus! . . . ja, alle! . . . Nein . . . Du bleib hier, Mathias!

*Die Anwesenden, mit Ausnahme des Kardinals von Sitten, entfernen sich.*

Ich habe viel Glück gehabt in meinem Leben . . . Ich habe auch manches Ungemach ertragen . . . Fehlschläge . . . Mißgeschick . . . großes Unglück. Das Gefühl des Ekels, der Scham, der Erniedrigung blieb mir bisher erspart. Mein Herz war heil, nichts war in mir zerbrochen . . . Und nun . . . das! Mein leiblicher Neffe, der mir, meinem Blute, meinem Herzen, meinem ganzen Sein so nahe steht – ein Teil meines eigenen Ichs wirft mich mit dieser Demütigung zu Boden . . . Ich weiß wohl, was geschehen muß, denke nicht an Nachsicht . . . Doch ich gestehe . . . Ja, mein Freund . . . Du hast mir einen grausam harten Schlag versetzt . . . ich fühle mich schwach, Mathias . . . ich habe keine Kraft mehr . . . weiß nicht, was in mir vorgeht . . .

DER KARDINAL VON SITTEN: Das Teuerste, das wir besitzen, ist in Gottes Hand das Werkzeug unseres größten Kummers.

JULIUS II.: Der Schlag, weißt du . . . der Schlag traf nur zu gut. War er mir schon bestimmt, so hätte er doch nicht gerade jetzt fallen dürfen, denn unser Haus kracht schon in allen Fugen. Ich kämpfe für des Papsttums höchsten Ruhm. Du weißts,

Mathias. Ich habe eine große Macht in Händen. Doch ich will mehr, als ich erreichen werde. Übermenschliche Wünsche verzehren mich . . . Ich kann nicht anders . . . In dieser Stunde ist mir klar geworden: der ganze Bau stürzt ein, verschwindet . . . Ich strauchle ja bei jedem Schritt. Hindernisse drängen sich mir entgegen in tausenderlei Gestalt. Schlechtigkeit, Niedrigkeit und Hochmut – alle Laster der Hölle verknüpfen sich, schmieden sich zusammen zu einem undurchdringlichen Gerank. Das Maschenwerk umstrickt mich, knebelt mich . . . und nun noch dieser letzte Schlag! Die wilde Raserei des Blutes, des Blutes meiner Lenden, meines eigenen Herzens bäumt sich wider mich! Siehst du es ein, daß ich fortan entehrt bin? . . . Siehst du es ein? . . . Gibst du es zu, du rauher Sohn der Berge, dem des Gewissens Mahnen nicht die Zunge lähmt? . . . Meine Feinde bedienen sich des sogenannten Konzils, dieser lachhaften Versammlung feiler Puppen . . . Des Santa-Croce! . . . Sie heißen mich schon einen Trunkenbold . . . Ich bin alt, mein Antlitz ist gerötet von der Arbeit, und meine Hände zittern . . . Dennoch ist meines Willens Stärke zu groß für ihre dicken Schädel . . . Und Ludwig von Frankreich, dieser gemeine Bauernlümmel, wird sagen, ich beseitigte die Kardinäle nach dem Beispiel des simonischen Giftmischers, der vor mir vom Stuhle der Apostel sank! Was soll ich nun beginnen? Das Maß des Verderbens ist voll bis zum Rande! . . . Ich möchte mich niederlegen und dem Frevelmute meiner Feinde alles preisgeben!

DER KARDINAL VON SITTEN: Das Unglück ist groß, doch die Kraft des Willens hebt uns empor aus allen Tiefen!

JULIUS II.: Gib mir ein Glas Wein . . . dort . . . aus der Kredenz . . . *(Er trinkt.)* Gleichviel! . . . der Schlag ist hart . . . Alidosio hat zwar Bologna übergeben . . . aber er war mir ein getreuer Diener . . . Und daß mein Neffe . . . mein Neffe? . . . Ich fühle nichts mehr für den Elenden! . . . Mein Neffe? . . . Eine Schlange, die mich gebissen! . . . Welche Rücksicht sollte mich hindern, sie zu zertreten? . . . Nein, nein, nein! Ein furchtbares Exempel will ich statuieren! Rief das Verbrechen Schrecken

wach, so soll die Strafe Entsetzen rings verbreiten! . . . Nichts Ähnliches wird man erlebt haben seit Brutus' Zeiten! Wir wollen hören, was man dazu sagt!
DER KARDINAL VON SITTEN: Ich zweifle nicht, daß es richtig wäre. Bedenkt jedoch . . .
JULIUS II.: Laß gut sein! Mag alles in Trümmer fallen – ich und die Kirche bleiben heil! . . . Hör zu! Ich kehre sogleich nach Rom zurück. Ein unerbittlich Tribunal wird sich versammeln. Das Herzogtum Urbino wird dem Staat der Kirche angegliedert. Den Mörder aber soll man ergreifen, in Ketten legen, ins Inquisitionsgefängnis schleppen! Das soll er dann nicht lebend mehr verlassen! Schreibe den Kardinälen, daß ich ihnen befehle, zum Konsistorium zu kommen . . .
DER KARDINAL VON SITTEN: Jawohl, Heiligster Vater.
JULIUS II.: Schreibe so: Ein Konzilium, ein wirkliches Konzilium wird unverzüglich in den Vatikan berufen, um die über Ludwig von Frankreich, Alfonso von Este und ihre Helfershelfer verhängte Exkommunikation zu verschärfen, aufs höchste zu verschärfen. Hast du geschrieben?
DER KARDINAL VON SITTEN: Ja.
JULIUS II: Schreib weiter. Die Belagerung von Ferrara muß beschleunigt werden! Schreibe an Marcantonio Colonna, an die Venezianer und Schweizer, mein Wille wäre unerschütterlich. Ich habe Geld; betone es! . . . Auch muß ein Ende gemacht werden mit der Regierung von Florenz samt ihrem blöden Oberhaupte Soderini! Notiere es . . . Gut . . . Der Kardinal Giovanni de' Medici befehligt die kirchliche Armee . . . Wir haben dann die Anhänger seines Hauses auf unserer Seite . . . Aber . . . höre wohl auf meine Worte! . . . ich will nicht, daß Lorenzos Erben jemals wieder zu Macht gelangen, wenn die jetzige Signoria erst einmal gestürzt ist . . . Sie müssen mit Redensarten abgespeist werden . . . Florenz und Toskana sollen der Kirche gehören . . . Du beauftragst Bibbiena, sich hierüber mit mir zu verständigen.
DER KARDINAL VON SITTEN: Ich habe alles niedergeschrieben, Heiligster Vater.

JULIUS II.: Jetzt fühle ich mich wohler. He! Ist da niemand?

*Ein Kämmerer erscheint.*

Laß meine Sänfte bereithalten und alles zum Aufbruch rüsten! Wir reisen abends nach Rom. Inzwischen rufe mir die Sekretäre. Die Arbeit drängt!

## Brescia

*Die Stadt ist von den Franzosen genommen und geplündert. Scharen von Soldaten, schweren Reitern, Landsknechten, Freibeutern füllen, das Schwert in der Faust und halb irrsinnig vor Wut, die Gassen. Ein Teil der Häuser steht in Flammen; der Blick fällt auf geborstene Tore und auf Szenen des Greuels. Weiber werden von den Kriegsknechten gepackt und an den Haaren über das Pflaster geschleift; Mord und Totschlag herrschen allenthalben. Trompetensignale und Trommelwirbel, die zu den Fahnen rufen, verhallen ungehört. Keiner der Soldaten achtet darauf; fast alle sind betrunken. Des Lärmens ist kein Ende; unaufhörlich vernimmt man Geschrei, Geheul und Büchsenkrachen. – Gaston de Foix; Hauptmann Hirigoye; Hauptmann Molard, den Degen in der Hand; ebenso die Hauptleute Bonnet, Maugiron und de Clèves; alle im Helm und sehr erschöpft.*

HAUPTMANN MOLARD: Bayart ist schwer verwundet!

GASTON DE FOIX: Verdammtes Pech! . . . Ist er tot?

HAUPTMANN HIRIGOYE: Am Auslöschen! Ich sah, wie er, auf vier Lanzenschäfte gebettet, in ein Haus getragen wurde.

EIN SCHWERER REITER *(kommt in gestrecktem Galopp angesprengt)*: Hauptmann d'Alègre läßt Euch sagen, daß er die venezianische Reiterei in der Stadt geschlagen hat! Sie wollten durch das Tor San Nazaro entwischen. Wir haben sie auf den Platz zurückgedrängt und eingeschlossen, bis sie sich ergaben. Nun sind sie unser!

ALLE HAUPTLEUTE: Bravo! Ein guter Fang!

GASTON DE FOIX: Sind Gefangene von Rang darunter?

DER SCHWERE REITER: Wir haben die Proveditori Andrea

Gritti, Contarini, den Bürgermeister Justiniani, republikanische Hauptleute und den Grafen Avogadro.

HAUPTMANN MOLARD: Das ist der verruchte Anstifter des Aufstandes von Brescia, der Mann, dem wir diesen heißen Tag verdanken . . . Ausgezeichnet!

GASTON DE FOIX: Sagt Herrn d'Alègre, der Graf Avogadro sei alsbald auf offenem Marktplatz zu enthaupten. Sein Leichnam sei in ebenso viele Stücke zu zerreißen, als es Stadtteile gäbe.

HAUPTMANN MAUGIRON: Hoch die Gerechtigkeit! Auf die Weise kommt niemand zu kurz. Elender Verräter! . . . Jetzt hat er den Lohn, den er verdient!

HAUPTMANN HIRIGOYE: Herr, ich kann meine Gascogner nicht mehr halten! Wenn man nicht ein Mittel findet, dem Plündern ein Ziel zu setzen, ist es um meine Truppen geschehen. Ich zweifle, ob ich sie wieder zusammenbekomme!

*Hauptmann Jakob Emser, eiligst herbeilaufend.*

HAUPTMANN JAKOB: Herr, ich kann meine Landsknechte nicht mehr halten! Sie schlagen sich mit den Gascognern!

HAUPTMANN HIRIGOYE: Schockschwerenot! Ihr seid mir verantwortlich, Herr Jakob. Ich schere mich um Eure Haut nicht mehr . . .

GASTON DE FOIX: Seid Ihr von Sinnen, Hauptmann Hirigoye, daß Ihr einen Kameraden so herausfordert? Wollt Ihr Narrenspossen mit uns treiben?

HAUPTMANN JAKOB: Man muß die Lumpenhunde schleunigst auseinanderbringen! Sonst fressen sie sich gegenseitig auf.

GASTON DE FOIX: Hauptmann Maugiron, nehmt fünfzig Gepanzerte von meiner Kompagnie und laßt auf Gascogner und Landsknechte losschlagen, bis sie Ruhe geben. Wer sich widersetzt, muß sterben!

HAUPTMANN JAKOB: Ich komme mit. Vielleicht geht dann die Sache besser.

HAUPTMANN HIRIGOYE: Kreuzbombenelement! Tod und Teufel! Lumpenpack, verfluchtes! Meine Gascogner sind dabei,

alles klein zu machen. Kommt, werter Hauptmann Jakob! Wir wollen mal nachsehen, wie die Dinge stehen!

*Schnell ab; die fünfzig schweren Reiter setzen sich in Galopp.*

EIN BANDENFÜHRER: Verstärkung, Herr! Hauptmann Jacquin läßt Euch vermelden, daß man die Freischärler von den Häusern herunter mit Steinen erschlägt und ihnen siedendes Pech auf die Köpfe gießt.

GASTON DE FOIX: Hauptmann von Cleve, zieht mit Euren Fußmannschaften hin und helft den Leuten!

DER BASTARD VON CLEVE: Ich weiß nicht, wo sie sind. Kaum ihrer zehn sind noch beisammen! Ich gehe allein!

GASTON DE FOIX: Mir nach, Reiter!

*Er setzt sich mit dem Rest seiner Ordonnanzkompagnie in Bewegung; ein förmlicher Regen von Ziegeln, Möbelstücken, Balken und Steinen prasselt von den Dächern auf sie hernieder.*

## Ein Nonnenkloster

*Die Kirche ist voll von Frauen und Kindern; Entsetzensschreie werden laut.*

DIE LANDSKNECHTE: Raubt! Plündert! Her mit den Weibern!

*Gemetzel und Notzuchtszenen.*

## Das Innere eines Hauses

*Der verwundete Hauptmann Bayart liegt auf dem Fußboden. – Soldaten der Kompagnie Molard, die ihn getragen haben; ein Fahnenjunker des Hauptmanns; sein Kammerdiener; der Bastard von Cordone. Die Dame des Hauses und ihre beiden Töchter. Alle drei liegen, weinend, auf den Knien.*

BAYART: Keine Angst! Weint nicht! Ich bürge für Eure Rettung, meine Damen. Nicht ein Haar soll Euch gekrümmt

werden! Steht Posten an der Tür, Kameraden! Will einer eindringen, so sagt ihm, ich wäre hier! Das Haus gehört mir. Basta!

DIE DAME: Rettet uns das Leben, gnädigster Herr! Schützt unsere Frauenehre! Wir zahlen jedes Lösegeld!

BAYART: Nicht um klingenden Lohnes willen bin ich ein Reitersmann geworden! Verhaltet Euch ruhig. Legt mich aufs Bett, Kameraden! Ich verblute sonst. Ihr sollt für Euren Beuteanteil entschädigt werden . . .

SOLDATEN UND FAHNENJUNKER: Dank, Hauptmann, schönsten Dank. Wir verlassen Euch nicht. Hier darf niemand herein!

DIE DREI FRAUEN: Gottlob, wir sind gerettet!

BAYART: Keine Furcht! . . . O, diese Schmerzen . . . heilige Jungfrau . . . gebenedeite . . .

*Er verliert die Besinnung.*

## Florenz

*Der Palazzo Rucellai. – Ein Saal. – Der Gonfaloniere Piero Soderini; Niccolo Valori; Niccolo Machiavelli; Agostino Capponi; Palla Rucellai.*

MACHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob meine Worte so klar sind wie meine Gedanken. Der Sinn meiner Rede war, daß, nach meiner Überzeugung, der Staat verloren ist. Wir gehen einer Revolution entgegen.

PALLA RUCELLAI: Ich glaube es auch, obgleich ichs wirklich nicht begreifen kann. Die Ursache mag darin liegen, daß die öffentliche Meinung irregeleitet ist. Über einen Mangel an Freiheit darf Florenz sich nicht beklagen.

MACHIAVELLI: Florenz weiß eben nicht, was es an dieser Freiheit besitzt.

AGOSTINO CAPPONI: Wir haben die republikanische Verfassung unserer Väter.

MACHIAVELLI: Unsere Ansprüche sind gewachsen.
PIERO SODERINI: Ihr müßt doch zugeben, daß ich bei der Verwaltung meines Amtes bemüht bin, alle Interessen zu berücksichtigen. Ja, das tue ich.
MACHIAVELLI: Aber Ihr entfacht nicht die mindeste Begeisterung. Solange Bruder Girolamo Savonarola unser Führer war, nahm die Bevölkerung an allem Anteil. Sie war beweglichen Geistes, erregt, entflammt, kurz in einem Zustand, in dem man fähig ist, Opfer zu bringen. Heute herrscht allgemeine Indolenz. Ich wünschte, ich täusche mich. Doch ich fürchte sehr, ihr Herren und Freunde, daß der Weizen der Medici bald wieder blühen wird.
AGOSTINO CAPPONI: Muß man auf die Tarquinier gefaßt sein, so seid auch vor den Brutussen auf der Hut!
MACHIAVELLI: Vor dummen Streichen sollte man sich hüten!
PIERO SODERINI: Die Ereignisse treiben uns dem Strudel entgegen ... Nun wieder der Kongreß von Mantua, den der Papst gegen uns aufgebracht hat ... Was haben wir durch diesen Mann schon leiden müssen!
NICCOLO VALORI: Nach dem Verbrechen seines Neffen hielt ich ihn für verloren ... Doch er verzieh dem Mörder, und die Sache war vergessen. – Dann glaubte ich, die Schlacht von Ravenna brächte ihm das Ende. Gaston de Foix, dieser französische Jämmerling, gewinnt sie; doch er läßt sich töten, und sein Sieg wird für die Seinen verhängnisvoller als eine Niederlage! Julius II. kommt mit heiler Haut davon. – Das Konzil von Mailand würde sein Untergang werden, meinte ich. Er findet einen Ausweg, bringt es in Verruf und nimmt, man weiß nicht wie, Bologna wieder. Dem Herzog von Ferrara setzt er den Fuß auf den Nacken, jagt ihn vom Thron, und die Franzosen, die gestern noch Triumphe feierten, lassen uns im Stich und flüchten in ihr Land. Sie reißen aus vor diesem Unglückspapst, der aus der tiefsten Not emporsteigt wie Satan aus der Hölle Grunde ... Der Schweizer wutentbrannte Massen ziehen gegen Mailand. Und unseres eigenen Unglücks Maß ist noch nicht

voll damit, daß wir in dieser Stunde Ludwigs Schutz verlieren müssen – nein, das genügt noch nicht. Denkt euch, die zersprengten Mannen dieses Trauerkönigs lassen auf dem Rückzug ihren Gefangenen von Ravenna, den Kardinal Giovanni de' Medici, entwischen! Und Julius schickt ihn an der Spitze der päpstlichen Armee jetzt zu uns zurück. Die Lage wird unhaltbar!
MACHIAVELLI: Julius II. Pläne sind wahrlich noch mehr zu fürchten als die des seligen Valentino.
PALLA RUCELLAI: In welcher Hinsicht, bitte?
MACHIAVELLI: Der Valentino arbeitete für sich allein. Er besaß keine Kinder, und sein Werk brach zusammen mit seinem Tode. Aber der Papst wirkt für die Kirche. Das Erbe, das er hinterläßt, wird die Unabhängigkeit der italienischen Staaten sehr gefährden.
NICCOLO VALORI: Törichterweise reden die meisten unserer Mitbürger sich ein, der Handel werde durch die Regierung der Medici gefördert werden ... Übrigens fangen auch die Künstler an, gegen uns zu opponieren. Sie wollen Feste sehen, Aufwand treiben und ein üppiges Leben führen.
AGOSTINO CAPPONI: Ein gut gezielter Dolchstoß hat oft schon Wunder gewirkt!
MACHIAVELLI: Oder großes Unheil angerichtet. Guten Abend, ihr Herren. Ich kehre, Sorge im Herzen, nach Haus zurück.

## Barberino

*Im Hintergrunde liegt die Stadt. – Landschaft am Fuße der Apenninen. Die spanische Armee und die päpstlichen Truppen ziehen in der Ebene, die nach Prato führt, gegen Florenz. – An der Spitze einer Kompagnie schwerer Reiter erblickt man Don Raimondo de Cardona, Vizekönig von Neapel, Oberbefehlshaber der Liga; den Kardinal Giovanni de' Medici, Legaten des Heiligen Stuhles in Toskana und der Romagna; den Herzog von Urbino; die Hauptleute Vitelli und Orsini und andere Offiziere.*

DER HERZOG VON URBINO: Ich versichere Euch, Hochwürden, es ist des Heiligen Vaters brennender Wunsch, Eure Familie, im Vollbesitz ihrer Rechte, wieder in Florenz zu sehen. Aber Ihr wollt zu schnell ans Ziel. Ihr überstürzt die Dinge. Ich habe ausdrücklichen Befehl, mit Vorsicht und Bedacht zu handeln.
KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: So werdet Ihr den Plan zum Scheitern bringen. Die Volkspartei wird gestürzt werden. Savonarolas ränkereiche Erben werden verschwinden. Wer aber soll an ihre Stelle treten? Das wollt Ihr mir nicht sagen, obgleich ich es so gern erfahren möchte.
DER HERZOG VON URBINO: Ich muß Seiner Heiligkeit gehorchen wie Ihr und jeder andere. Kehret mit Eurer Familie nach Florenz zurück. Doch als Privatmann!
EIN OFFIZIER *(zu Don Raimondo de Cardona)*: Exzellenz, die Florentiner haben die Besatzung von Prato um zweitausend Mann Fußvolkes verstärkt und um hundert Fähnlein, die Luca Savelli kommandiert.
DON RAIMONDO DE CARDONA: Dumme Geschichte! Es fehlt uns an Geschützen, und die Lebensmittel sind knapp.
DER HERZOG VON URBINO: Wir müssen parlamentieren. Ich habe Befehl, mit den Florentinern zu unterhandeln. Wenn sie Soderini absetzen und die Medici als schlichte Bürger bei sich aufnehmen, so muß ich mich für befriedigt erklären.
KARDINAL GIOVANNI DE' MEDICI: Entsenden wir also einen Unterhändler, wenn schon nicht mehr zu erreichen ist. Inzwischen wollen wir im Schatten der Bäume ein wenig ruhen.
DON RAIMONDO DE CARDONA: Wie Ihr befehlt, Hochwürden! Die Rast wird uns gut tun.
*Sie halten die Pferde an und steigen aus dem Sattel. Diener breiten unter den Bäumen einen Teppich aus, auf dem die Führer sich niederlassen.*

*Der Palazzo Gradenigo. – Luigi Malipiero; Lionardo Mocenigo; Luigi Gradenigo. Ein großer Saal, dessen Fenster einen Ausblick auf die Lagune gewähren.*

GRADENIGO: Seid mir gegrüßt, hochedle Herren. Das Wetter ist so prächtig, daß ich bestimmt auf die Ehre eures Besuches rechnete.

MOCENIGO: Wir sind gekommen, um, wie wir gestern besprochen, gemeinsam die Werkstätten unserer Maler zu besichtigen.

LUIGI MALIPIERO: Recht so! Doch seht euch auch die Druckerei unseres Freundes Manucius mit mir an. Er hat neue griechische Lettern gegossen, die ganz wundervoll sein sollen.

GRADENIGO: Das tue ich mit dem größten Vergnügen. Herr Aldus ist ein Heros der Gelehrsamkeit. Die Kenntnisse, die in diesem weisen Haupte aufgespeichert sind, würden den ganzen Ruhmesbedarf einer Versammlung von Hellenisten und Latinisten decken. Herr Navagero schreibt mir gerade einen Brief, in dem er das betont.

MALIPIERO: Weilt er noch immer in Pordenone, beim geistreichen Herrn Alviano?

LUIGI GRADENIGO: Jawohl. Er ist entzückt von der wohlerzogenen und feingebildeten Gesellschaft, die unser oberster Kriegsherr in diesem vornehmen Musentempel vereint hat.

LIONARDO MOCENIGO: Arbeitet er an seiner Dichtung weiter?

LUIGI GRADENIGO: Das schöne Werk ist fast vollendet. Herr Navagero hat es im Freundeskreise vorgelesen und ist mit Beifall überschüttet worden . . . Doch meine Gondel wartet am Traghetto. Wir wollen gehen, erlauchte Herren. Zuerst zum Meister Tizian, dann zu Robusti und den übrigen.

MOCENIGO: Euch zu Diensten, hochedler Herr! Ich bin beglückt, diesen schönen Tag der Betrachtung unsterblicher Werke weihen zu dürfen. Noch dazu in der Gesellschaft eines

Kenners von so erlesenem Geschmack, wie Eure Exzellenz es sind!

## Ferrara

*Im Palast. – Einer der Säle in den Appartements der Herzogin. Reiche flandrische Teppiche mit mythologischem Figurenmuster, geschnitzte Ebenholzmöbel, Gemälde, Statuen. – Donna Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara; Luigi Bembo.*

BEMBO: Bedrücken Sorgen Euer Herz?

DONNA LUCREZIA *(lächelnd)*: Nein, nein ... ich war nur in Gedanken. Wißt Ihr, daß ich dem Bilde gleiche, das man sich von Italien machen muß? Als Ihr erschienet, las ich in der Handschrift, die, aufgeschlagen, hier auf meinen Knien liegt. Es sind die ersten Gesänge eines Gedichtes des Ludovico Ariosto, das mir der unvergleichliche Mann heute früh gesandt hat. Darin las ich und war höchster Begeisterung voll. Doch zur nämlichen Zeit beschäftigte mich der Gedanke, daß es um meines erlauchten Gemahls Geschäfte nicht so gut bestellt sei, wie ich mirs wünschte. Erst neulich hat der Papst ihn töten wollen, und heute noch antwortet Seine Heiligkeit auf all unsere Demut nur mit Drohungen. Mein Gatte ist zwar frei von Furcht, doch mich beschleicht bisweilen große Angst. Ihr wisset ja, Luigi, daß an der Zukunft meiner Kinder, an unseres Hauses Schicksal viel gelegen ist; darüber nachzugrübeln, ist wohl der Mühe wert. Und sehe ich, wie weit es jetzt mit den Florentinern gekommen, so sage ich mir, daß die Freiheit der Fürsten und der Republiken sehr gefährdet ist, solange der ehrgeizigste der Päpste auf dem Throne sitzt. Wir würden selbst dem Untergang wohl nicht entgehen, wenn nicht der Himmel Ordnung in die Dinge brächte! ... Begreift Ihr jetzt, Freund meines Lebens, daß gar verschiedenartige Gefühle mich durchbeben? Mein Kopf ist trunken von der Dichtung Schönheit, Angst um den Staat quält den Verstand, das Herz bedrücken Sorgen um Kinder und Gatten, und die Seele ...

BEMBO: Die Seele?
DONNA LUCREZIA *(lächelnd)*: Die Seele ist ein wenig flatterhaft. Sie schwebt gar oft zu Euch hinüber ... Kurz – Italiens Abbild! Ein Wesen voller Poesie, doch auch voll Furcht, voll Eigennutz und ... Liebe!
BEMBO: Schön gesagt! Noch schöner aber ist es, daß Ihr der Furcht, des Eigennutzes und der Liebe Herrin bleibt! Und, was die Poesie anlangt, so kann ich Euch nicht oft genug versichern, daß das Gedicht, das Ihr gestern verfaßt habt, wirklich vortrefflich ist. Ich habe wach in meinem Bett gelegen, habe es hundertmal gelesen und mit Küssen bedeckt wie ein verliebter Schüler ... Doch warum schriebt Ihr es in spanischer Sprache?
DONNA LUCREZIA: Weil das die Sprache meiner Väter ist und weil ich von der Liebe singen wollte, die nirgends heißer glüht als dortzulande! ... Habt Ihr die Locke gefunden, die das Lied begleitete?
BEMBO: Sie ruht in pergamentener Kapsel, umschlungen von brennendrotem Seidenband. Ich zweifle, daß je ein Hirt des Theokrit, ein Liebhaber der Amaryllis glücklicher war als ich!
DONNA LUCREZIA: Wißt Ihr, daß die Florentiner große Dummheiten begangen haben? Der Gonfaloniere Soderini konnte weder verhandeln noch sich verteidigen. Man hat ihn fortgejagt. Die Medici sind zurückgekehrt; sie genießen aber kein höheres Ansehen als jeder einfache Bürger.
BEMBO: Ein trügerischer Vergleich, der enden wird mit einer neuen Verbannung oder mit einer nie geahnten Machtentfaltung.
DONNA LUCREZIA: Der Papst legt Wert darauf, Toskana in seine eigene Tasche zu stecken.
BEMBO: Das ist gewiß! Hätten sich doch die Franzosen in Mailand behauptet! Aber alles an einem Tage zu gewinnen und in einer Stunde wieder zu verlieren – das war von jeher ihre Stärke!
DONNA LUCREZIA: Sie sind unsere Bundesgenossen, und ihr Unglück ist jetzt unser Unglück. Dennoch wünschte ich, Ludwig XII. würde niemals wiederkommen. Dann wären unsere

Kardinal Bembo

venezianischen Landsleute gezwungen, sich gegen die Übergriffe des Heiligen Vaters zu wehren. Sie würden von ihm abfallen und sich mit Don Alfonso vereinen zum Schutz der allgemeinen Freiheit. Was ich hierzu vermag, das soll geschehen. Und die Medici sind sicherlich auch geneigt, den Plan zu unterstützen.
BEMBO: Ein kluger Plan! Man merkt, daß er der Pallas Haupt entsprungen ist! Gewährt mir Zeit, nachzudenken! Ist mir erst völlig klar, daß er nicht einen einzigen schwachen Punkt besitzt, dann schreibe ich darüber nach Venedig, wenns Euch recht ist.
DONNA LUCREZIA: Warum nicht gleich? Setzt Euch an diesen Tisch! Ich mache Euch mit allen meinen Ideen vertraut und offenbare Euch, was ich von den verborgenen Interessen, den geheimen Wünschen der Fürsten weiß und ahne. Wir wollen alles prüfen und erwägen, und Ihr verfaßt in Eurem klassisch schönen Stil die Denkschrift, die wir Venedigs Signoria und dem Kardinal Giovanni de' Medici alsbald unterbreiten. Seid Ihr bereit?
BEMBO *(geht an einen Tisch)*: Kann ich mir wohl etwas Schöneres wünschen, als arbeiten zu dürfen für die Herrin meines Lebens?
DONNA LUCREZIA: Lest doch einmal die Verse aus dem Roland! Ich finde, daß sie voller Anmut sind.
BEMBO *(liest)*: La prima inscrittion ch'a gli occhi occorre,
Con lungo onor Lucretia Borgia noma:
La cui bellezza et onesta preporre
Deva a l'antica la sua patria Roma . . .
Ja, ja, das stimmt! Es ist zwar nur die Wahrheit, doch die Form ist schön. Was mag wohl den Kardinal Ippolito veranlassen, Ariost wie einen Knaben zu behandeln?
DONNA LUCREZIA: Mein Schwager ist ein Dummkopf! Und nun ans Werk . . .
BEMBO: Nur noch ein Wort! Ihr scheint Euch nicht klar zu sein, daß der Gedanke, den Ihr hegt, den Grundsätzen zuwiderläuft, die seit fast zwanzig Jahren in aller Munde sind. Savonarola strebte nach der Einigkeit Italiens. Der Valentino, Euer Bruder, predigte das gleiche Thema, und Papst Julius verfolgt

auf seine Art dasselbe Ziel, vielleicht nur mit noch größerem Eifer. Ihr aber wollt, wie Ihr selbst eingesteht, die Teilung fördern, nicht die Einigung!

DONNA LUCREZIA: Venezianer, Florentiner und Neapolitaner hätten keinen Nutzen davon, wenn eine einzige Hand die Geschicke Italiens lenkte. Ebensowenig wir selbst! Denn diese Hand würde nicht die unsere sein. Als noch des Zufalls Walten sich in Dunkel hüllte, da lautete das Schlagwort: „Erweiterung unseres Besitzes auf dem Festland". Ihr alle trugt es auf der Zunge. Die Sforza, mein Bruder und der prächtige Lorenzo. Und jeder dachte nur daran, zu seinem eigenen Vorteil den großen Einheitsstaat aus unserer Halbinsel zu bilden. Selbst Savonarola wollte auf diese Weise seiner Idee nützen! Jetzt wissen wir, woran wir sind: wir sind gescheitert. Dem Heiligen Vater als Bettler zu Füßen zu liegen, ist wahrlich nicht wünschenswert. Glaubt mir, man wird fortan nicht mehr mit der Größe des Ganzen, sondern nur noch mit der Unabhängigkeit des Einzelnen zu rechnen haben. So gut wie die andere Phrase klingt diese auch. Nun aber schreibt, Luigi, ich bitte Euch.

BEMBO: Ich muß gestehen, Euer System ist mir recht fremd; es will mir noch nicht sonderlich behagen . . . Mein ganzes Leben lang habe ich just die gegenteilige Erkenntnis gehegt.

DONNA LUCREZIA *(lächelnd)*: Und habt sie sehr beredt verfochten. Was folgert Ihr daraus?

BEMBO: Ich möchte, daß Ihr nur eins bedenkt! Werden die zersplitterten Kräfte Italiens nicht gesammelt, so kann von einer Vertreibung der Barbaren nicht die Rede sein.

DONNA LUCREZIA: Hofftet Ihr wirklich, daß Euch das je glücken würde?

BEMBO: Ich habe nicht daran gezweifelt.

DONNA LUCREZIA: Seit zehn Jahren ist dieser Glaube mir geschwunden, wenn ich ihn überhaupt jemals besessen habe . . . Dann dürft Ihr nicht vergessen, daß eine Spanierin hier vor Euch steht. Herkunft und Rang verbieten mir, auf alle Eure Launen einzugehen . . . Was ist Euch? Versetzt Euch meine

Offenheit gar in Bestürzung? Ich glaubte schon, der Umgang mit Barbaren sei Euch bisweilen nicht so unsympathisch.
BEMBO: Ja, höhnt nur noch! ... Ich bin ratlos genug ... Was bleibt uns Armen schließlich übrig, wenn uns nie die goldene Freiheit lächelt? Wenn wir in aller Ewigkeit die Faust der Fremden spüren sollen? Ist es ein Wunder, daß wir, statt frommer Bitten, gerechte und schmerzerfüllte Anklagen zum Himmel senden?
DONNA LUCREZIA: O, Ihr Undankbarer! Seid ihr denn nicht die Herren der Fremden, die zu euch kommen? Ist nicht an dieser Stelle der Sammelpunkt des ganzen geistigen Lebens unseres Weltalls? Weltweisheit und fruchtbringende Gedanken strömen von euch aus. In eurer Mitte haben die Musen ihre Werkstatt aufgeschlagen, um ihre Zauberwerke zu vollbringen. Entsendet ihr nicht des Genius göttlichen Funken, der den Erdkreis durcheilt, um ihn mit neuem Leben zu erfüllen? Wessen Ruhm gleicht dem euren? Welche Macht ist größer als die eure?
BEMBO: Ich widerspreche nicht! Doch ist man erst einmal ein halber Riese, so möchte man gern ein ganzer werden. Nein, lächelt nicht! Ich beuge mich vor Eurer Klugheit und greife schon gefügig nach der Feder. Was Ihr von mir verlangt, das will ich tun. Mit Euch und für Euch! Und Eure Pläne will ich fördern helfen, denn ich gehöre Euch. Doch das Ideal meines Lebens und das Hoffen meiner Jugend mag ich darum noch nicht entschwinden sehen. Mit allen Fasern meines Herzens ersehne ich ein starkes, einiges Italien, dem niemand mehr die Herrschaft streitig macht. Besäße auch der apostolische Stuhl die Oberhoheit, ich wills zufrieden sein und es dem Himmel danken ... Es ist kein großer Schritt, der uns vom Erfolge trennt! Vergönnte Gott dem Papst nur noch ein kurzes Leben! – Kann er zuweilen auch unerträglich sein, so ist er doch ein Mann, den man bewundern muß. Das habt Ihr selbst mir manchmal zugestanden. Und will das Glück, daß auch weiterhin schwachköpfige Fürsten Frankreich und Deutschland beherr-

schen, dann ist unser Traum zur Wirklichkeit geworden. Raubt mir also nicht meine Hoffnungen!

DONNA LUCREZIA: Ihr seid ein großes Kind. Ich gönne Euch von Herzen Eure Illusionen, denn ich bin sicher, daß sie Euch nie hindern werden, mir treu zu dienen. Ihr liebt mich doch noch mehr als sie! . . . Und schließlich werdet Ihr selbst erkennen, daß es Torheiten sind, deren Erfüllung keinen Segen bringen würde. Wirklich groß ist hienieden nur die Liebe! Die Liebe zur Kunst, die Liebe zur Wissenschaft und die Liebe zu denen, die uns teuer sind! . . . Und wenn Euch das Leben auf jene Höhen führt, da keine Blume mehr gedeiht, das Gesichtsfeld aber sich weitet und verschärft, dann mögt Ihr Freude daran finden, Euch auf den Grund Eurer Seele zu versenken. Dinge der Ewigkeit, an denen Ihr im Rausch der Jugend achtlos vorübergegangen, werden Euch dann fesseln. Ich habe mehr erlebt als Ihr, mein Freund. Ich habe mehr vollbracht, doch schwerer auch gelitten. Durch andere und durch mich selbst! . . . Doch nun genug! Es ruft die Pflicht! Seid, bitte, bei der Sache!

## Rom

*Im Vatikan. – Das Schlafgemach des Heiligen Vaters. – Julius II. liegt im Bett. Bernardo da Bibbiena; der Kardinal von Sitten; der Datarius Lorenzo Pucci.*

JULIUS II.: Es ist zu Ende . . ich sterbe . . . und habe nicht vollendet, was ich begonnen.

BERNARDO DA BIBBIENA: Es ist nicht zu Ende! Eure Kraft ist nicht so leicht erschöpft, Heiliger Vater!

JULIUS II.: Es blieb fast nichts mehr übrig . . . Der Vatikan ist unvollendet, der Wiederaufbau Roms, ja selbst mein Grabmal . . . Alles, alles nur halb . . . Meine Künstler werden in alle Winde gehen, wenn ich erst nicht mehr bin . . . Die Medici sind wieder Herren in Florenz, und ich verliere Toskana . . . Massimiliano Sforza hat Mailand wiedergenommen . . . Die Verwirrung fängt

von neuem an . . . Man muß Franzosen, Deutsche, Schweizer, Spanier ins Land zurückholen, um das kleinere Übel durch das größere auszutreiben und dann den ganzen Bau von Grund auf wieder zu errichten . . . Ich leide Höllenqualen . . . bin am Auslöschen . . .

EIN ARZT: Eure Heiligkeit sollte jede Aufregung vermeiden!

JULIUS II.: Mein Leben vollzog sich innerhalb eines Unglückskreises. Um die vielen Gruppen und Parteien zu beseitigen, mußte ich unter den kleinen Tyrannen aufräumen . . . Hierzu bedurfte ich wiederum der Hilfe der Fremden . . . Mit all den Fremden ist Italien nicht mehr Italien . . . Weißt du das, Rabenantlitz?

DER ARZT: Der Puls Seiner Heiligkeit wird merklich schwächer. Das Bewußtsein trübt sich.

JULIUS II.: Ich liege hier im Bett . . . kann mich nicht rühren . . . Michelangelo . . . Raffael . . . Der eine arbeitet . . . doch der andere? . . . Er ist bei irgendeinem Frauenzimmer . . . Und was tut Bramante? . . . Alfonso von Ferrara . . . der Verräter! . . . Ich bin so wirr im Kopf . . . Den Venezianern muß man mißtrauen . . .

BERNARDO DA BIBBIENA: Man kann die Worte Seiner Heiligkeit kaum mehr verstehen . . .

DER ARZT: Es dauert nur noch Minuten.

JULIUS II.: Geist . . . Genie . . . Leben . . . Wildheit . . . nichts, was zusammenhält . . . so sind sie . . . Italiens Söhne! . . . Wie wird das Ende sein?

KARDINAL VON SITTEN: Gebt ihm ein Stärkungsmittel!

JULIUS II. *(sich im Bett hoch aufrichtend)*: Tod den Franzosen! Tod Alfonso von Este! Jagt sie aus Italien, aus . . . meinem . . . Italien . . .

*Er sinkt auf sein Bett zurück und stirbt.*

BERNARDO DA BIBBIENA: Der Papst ist tot!

*VIERTER TEIL*

# LEO X.

Papst Leo x.

*Die Sixtinische Kapelle. – Riesige Gerüste, die einen großen Teil des Raumes einnehmen, sind aufgeschlagen. Begonnene Freskomalereien auf den Mauern und an der Decke. Manche Einzelheiten der Fresken erscheinen bereits ausgeführt, stellenweise ist jedoch nur die nackte, mehr oder minder grundierte Zeichnung sichtbar. – Michelangelo. Er steht und ist mit Eifer bei der Arbeit. Granacci sitzt, einige Schritte von ihm entfernt, auf einem Schemel, inmitten von Kalkhaufen, Farbentöpfen, Balken und allerlei Arbeitsgerät.*

GRANACCI: Was Ihr da sagtet, klang nicht eben heiter, Meister.

MICHELANGELO: Was hilfts? So sehe ich die Dinge.

GRANACCI: Nie hat die Kunst geblüht wie heutzutage! Niemals zuvor sind Werke von ähnlicher Schönheit entstanden! Wie viele glänzende Maler, Bildhauer, Architekten leben unter uns, die Übermenschliches vollbringen! . . .

MICHELANGELO: Menschen, die Übermenschliches vollbringen, kenne ich nicht. Das sind leere Redensarten. Versündigt Euch nicht!

GRANACCI: Nennts, wie Ihr wollt! Ich halte Euch für einen Halbgott, und andere teilen diese Ansicht. Runzelt nicht die Stirn, laßt mich zu Ende reden. Fast jeder Tag bringt uns ein neues Fest, wie seinesgleichen in der Welt nicht war. In Rom wie in Florenz, in Venedig, Mailand, Bologna und Neapel ist die Entfaltung großartigen Prunkes, die einst der Alten kühnste Phantasie ersonnen, längst überboten worden. An Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern herrscht wahrlich kein Mangel, und dennoch vermehrt ihre Zahl sich unablässig. Denkt nur an Sannazaro, Sadoleto, Bembo, Navagero, denkt an den unvergleichlichen, göttlichen Ariost, an Bibbienas Calandria, an Meister Niccolo Machiavellis Mandragola – und erlaßt mir jedes weitere Wort. Papst Leo X. und seine Kardinäle gleichen in meinen verzückten Augen dem großen Jupiter und den Göttern des Pantheon. Und der Olymp, den sie bewohnen, ist viel, viel schöner als der ihrer sagenumwobenen Vorgänger. Den früheren

Olymp hatte nämlich der alte Coelus eingerichtet, ein armseliger, kleiner Gott, der entsetzlich nüchtern und geschmacklos war. Heute haben wir Künstler das Firmament geschaffen! Wir verschönen es unaufhörlich, indem wir ihm fast stündlich köstliche neue Farbentöne geben und funkelnde Sterne daranheften. Und das Werk, an das Ihr Hand legt, an dem Raffael, Andrea del Sarto, Sansovino, Tizian und noch so viele andere Meister arbeiten, dieses Werk ist wahrhaft unsterblich!

MICHELANGELO: Ihr schwatzt blindlings darauflos, Granacci! Ist Euch nicht klar, wie nichtig all das ist, was Euch begeistert? Wie unsäglich hohlköpfig und klein die Menschen sind, vor denen Ihr auf den Knien liegt?

GRANACCI: Wenn Ihr schon alles tadeln müßt, so überzeugt mich, daß ich unrecht habe!

MICHELANGELO: Das wird nicht schwierig sein. Auf jede Narrheit kriegt Ihr Eure Antwort.

GRANACCI: Der Papst ist der begeistertste Förderer der Kunst, den je die Welt gekannt. Ihr werdet nicht bestreiten, daß seine Wohltaten sich auf uns ergießen wie ein unversieglicher, köstlicher Mannaregen.

MICHELANGELO: Papst Leo X. ist kein Freund der Kunst. Er liebt den Luxus. Das ist ein himmelweiter Unterschied! Was glänzt, ihm Ehren einträgt, das scheint ihm seines Schutzes wert zu sein. Die Kunst ist ihm ein Werkzeug seiner Eitelkeit. Die Tiefe ihrer Seele sieht er nicht. Der erste Sterbliche, der dem Luxus huldigte, hat vielleicht der Kunst bei ihrem Einzug in die Welt den Weg geebnet. Doch schon der zweite schob die Kunst beiseite und setzte die Lüge und den Trug an ihre Stelle.

GRANACCI: Ihr seid ein leidenschaftlicher Ankläger, teurer Meister! Welch hartes Urteil fällt Ihr über den Papst, über unseren großen Papst Leo! War Euch denn seines Vorgängers Wildheit lieber?

MICHELANGELO: Julius II. ist der einzige wahre Fürst, den meine Augen je erblickt haben. Der war kein Mann der fleisch-

lichen Begierden! Er sah in allem nur die Kraft und das Erhabene. Sein ganzes Sinnen und Trachten galt der heiligen Kirche unvergänglichem Triumph und ihrem Sieg über den Widerstand der Gottlosen. Die Geistlichkeit wollte er zum Guten bekehren und die Barbaren aus Italien jagen. Wie er die Aufstände der Barone, der Colonna, der Vitelli und Orsini niederschlug, so sorgte er auch für Zucht und Ordnung in der Stadt. Zu seiner Zeit durfte kein Dieb, kein Beutelschneider wagen, sein Bubenantlitz in den Straßen Roms zu zeigen . . . Wer hätte sich das früher träumen lassen? . . . Von seinen Künstlern verlangte er ungeheuer viel. Gigantische Denkmäler, gewaltige Fresken und Bilder sollten sie für ihn schaffen. Wie es sich für seinen Herrschergeist ziemte, kannte seine Phantasie nur Riesenhaftes. Als dieser Edle starb, verlor ich alles . . . Doch schwerer noch traf der Verlust die Kunst. Nicht jene Afterkunst, die der Gasse feile Göttin ist . . . nein, Venus Urania, die himmlische, der er ganz gehörte.

GRANACCI: Ich begreife nicht, wie Ihr diese kühnen Behauptungen beweisen wollt. Gleich, nachdem das Konklave Leo X. Sankt Petri Schlüssel übergeben, hat der Papst auch schon glänzende Gelehrte und Dichter zu sich berufen. Zu Geheimschreibern ernennt er den liebenswürdigen Sadoleto, von dem ich soeben sprach, und den feinsinnigen Bembo. Euch läßt er in den begonnenen Arbeiten fortfahren . . .

MICHELANGELO: Das Grabmal für Julius II., mein Lieblingswerk, dem ich mich mit ganzer Seele weihte, hat er mir gleichsam aus der Hand gerissen, so daß es nie das Licht des Tages sehen wird. Es bleibt ein totgeborenes Kind, ringt nie aus meinem Haupte sich mehr los . . . Glaubst du, der Schmerz sei klein?

GRANACCI: Ich weiß, daß es ein großes Unglück ist! Doch, was beweist es? Nur, daß der Papst auch seine Launen hat. Er gleicht darin den übrigen Mäzenen. Ihm ist es lieber, Ihr schafft zu seinem Ruhm und seiner Freude, als daß Ihr seinen Vorgänger verherrlicht, den er gewiß nicht überschwenglich liebte . . . Da kommt Besuch.

MICHELANGELO: Noch ein Störenfried! . . . Dem will ich heimleuchten! . . . Herr, wer Ihr auch seid, erspart Euch nur die Mühe, hier heraufzuklettern. Die Leiter steht nicht fest und ist auch steil, und überdies fehlt mir die Zeit zum Schwatzen.
MACHIAVELLI *(mit lauter Stimme aus der Kapelle heraufrufend)*: Hochverehrter Herr Michelangelo, wollt Ihr nicht einem alten Freund, Gefährten und Landsmann gestatten, Euch ans Herz zu drücken?
MICHELANGELO *(blickt von der Höhe des Gerüsts hinunter)*: Ach, Herr Niccolo Machiavelli ists . . . Da Ihr schon einmal hier seid, so steigt herauf. Ihr habt doch nichts dagegen, daß ich weiterarbeite? Und überflüssige Komplimente spart Euch, bitte!
MACHIAVELLI: So dumm bin ich nun doch nicht, wie Ihr glaubt. Ich kenne Euch ja zur Genüge.
MICHELANGELO: Wo kommt Ihr her?
MACHIAVELLI: Aus Florenz . . . Das heißt, aus dem Gefängnis. Ihr habt gewiß davon gehört?
GRANACCI: Richtig, ich weiß . . . Ihr wart an Boscolis Verschwörung mitbeteiligt.
MACHIAVELLI: Nein, das war schmähliche Verleumdung! Ich bin ein ergebener Diener des Hauses Medici.
MICHELANGELO: Ergeben? . . . Hm! . . . Also, ergeben! . . . Meinen Glückwunsch . . . Ihr seid auch anderen ergeben gewesen.
MACHIAVELLI *(mit den Achseln zuckend)*: Wer von uns war nicht einmal jung? Ich habe mich von Bruder Girolamo Savonarolas Gewäsch auf den Leim locken lassen. Das weiß doch alle Welt.
MICHELANGELO: Nennt es Gewäsch, wenns Euch beliebt! Man ist ein Schwätzer, wenn man die Menschen zur Ehrenhaftigkeit, Rechtlichkeit und Enthaltsamkeit ermahnt . . . Doch dieser Irrtum Eurer Jugend, Herr Niccolo, wird, wenn Ihr dereinst Rückschau haltet, Euch als der Lichtpunkt Eures ganzen Lebens erscheinen!
MACHIAVELLI: Vielleicht habt Ihr recht, vielleicht auch nicht.

Sicher ist, daß derlei Tugend und Verdienst nicht mir noch anderen zum Segen ausgeschlagen, da die Menschheit sich wenig empfänglich dafür zeigte.

MICHELANGELO: Es tut Euch also leid, daß Ihr ein einzig Mal das Heil des Glaubens für Euch erstrebt habt? Ich hätte nicht übel Lust, Euch hier, an dieser Wand, als Teufelsfratze zu verewigen.

MACHIAVELLI: Das würde eine große Ehre für mich sein. Nach der ursprünglichen Gotteslehre waren ja die allergeriebensten Teufel, die heute im Dienst der Hölle stehen, ehedem gute kleine Englein, die nicht über ihre eigene Nasenspitze hinaussehn konnten. Was aber war schuld an ihrer Verderbnis? Die Erfahrung! Ich habe auch einmal geglaubt, daß man in Florenz leben und doch ein ehrlicher Mensch bleiben könne. Das war mein Unglück. Ich habe mir mit diesem Glauben eine böse Suppe eingerührt, von der ich jetzt hie und da einen Löffel voll herunterwürgen muß. Just tat ichs wieder. Nichtsdestoweniger bin ich mit dem dritten Akte meiner Mandragola fertig.

MICHELANGELO: Ein schönes Werk, Herr Niccolo! Denn spielt Ihr auch als Politiker eine gar traurige Rolle, so seid Ihr doch ein ausgezeichneter Literat. Das mag Euch trösten.

MACHIAVELLI: Ein trauriger Politiker? Das Urteil scheint mir hart, doch vielleicht trifft es zu. Und was dann? Dann hätte ich die sorgfältigsten Geschichtsstudien getrieben, hätte den Titus Livius von Grund auf bearbeitet, unsere Florentiner Annalen durchgewälzt und den Geist der Völker und ihrer Herrscher erforscht, nur um am Ende einzusehen, daß ich zum Politiker nicht tauge? . . .

*Er setzt sich auf einen Schemel in eine Ecke, verschränkt die Arme über der Brust und starrt nachdenklich vor sich hin.*

Ein trauriger Politiker! . . . Ich habe in der Tat nicht selten schon geirrt. Schlimmer aber war, daß meine Schlüsse keinen Glauben fanden, wenn sie selbst richtig waren. Es mag mir zur Entschuldigung dienen, daß keine Wissenschaft so sehr auf Kombinationen angewiesen ist, wie die Staatskunst. Keiner anderen Wissenschaft

Voraussetzungen machen widrige Ereignisse, macht ein Windhauch selbst so leicht zunichte. Ein Beispiel nur! Würde der Erfolg allein durch einen klaren Blick, eine feste Hand und ein überkluges Planen schon entschieden, dann hätte der Valentino sicherlich das Königreich Italien gegründet und unserer Zukunft so den Weg gewiesen.

MICHELANGELO: Darüber hätte Gott im Himmel erröten müssen!

MACHIAVELLI: Unser Herrgott hat ohne das leiseste Erröten Heliogabalus regieren gesehen. Noch heute sieht er jeden Tag, daß die schlimmsten Halunken, die abgefeimtesten Schufte sich den Erfolg von Hand zu Hand reichen, und ist darum doch immer guter Dinge. Außer dem Manne, den ich eben nannte, hat kein Mensch je so weittragende Pläne gefaßt und diese Pläne mit so großer Energie gefördert, wie der verblichene Papst Julius II.

MICHELANGELO: Das ist wahr.

MACHIAVELLI: Leider waren es nur Narren und hergelaufene Gesellen, die ihm die Stirne boten. Den Herzog von Ferrara nehme ich natürlich aus. Doch der war eben ein Greis und mußte sterben.

MICHELANGELO: Nie wird man wieder seinesgleichen sehen.

MACHIAVELLI: Mag sein! Trotzdem ists eine alte Wahrheit, daß sich die Welt stets weiterdreht und sich in das Gegebene zu finden weiß. Darein, zum Beispiel, daß heut die Dümmsten triumphieren: Sforza von Mailand, der keinen Soldo wert ist. Fregoso in Genua, ein Intrigant der niedersten Sorte; stets zum Verrat bereit, das Ohr geöffnet jeglichem Geschwätz, dabei kurzsichtig über alle Maßen. Francesco Maria von Urbino, des Valentino kläglich Abbild. Er führt den Dolch wohl mit der gleichen Flinkheit, doch das ist alles. Auf schwanken Beinen wird er weitertappen, bis er stürzt . . . Mit den Medici wäre es in Florenz in drei Tagen zu Ende, herrschten sie nicht in Rom mit dem Papste. Die Venezianer werden weiterleben und Kraft, Ruhm und Macht besitzen. Doch auch sie gleichen nicht den Schmetterlingen mit den starken Flügeln, die in die höchsten Höhen schweben . . .

Drei Mächte also sinds, die sich in Italien behaupten werden: der Papst, die Franzosen und die Spanier.
MICHELANGELO: Ich lausche Euren Worten mit Bedacht. Erklärt uns, wie Ihr jede dieser Mächte beurteilt und welcher Ihr das Zepter zusprecht.
MACHIAVELLI: Ich sagte schon, ich habe am eigenen Leib erfahren müssen, daß die Staatskunst nicht viel zuverlässiger ist als die Astrologie. Es macht mir darum keinen Spaß, Prophet zu sein. Über die Franzosen läßt sich wenig sagen. Sie sind vertrieben und spielen vorläufig nicht mehr mit. Bis auf die Zitadelle von Mailand und drei oder vier kleine Nester haben sie ihren ganzen Besitz bei uns verloren. Ihr neuer König, der Herr von Angoulême, scheint mehr Gefallen daran zu finden, das große Wort zu führen und einen guten Tag zu leben, als mannhafte Taten zu unternehmen. Ich glaube, daß Papst Leo X., der dieses Volk aus vielen Gründen haßt, besonders aber deshalb, weil er in der Schlacht von Ravenna französischer Gefangener war, jetzt befreit aufatmen kann.
GRANACCI: Das soll mich freuen! Ich bin ein guter Florentiner und verabscheue diese eitlen Prahlhänse. Sie haben es niemals ehrlich gemeint; weder mit den Republikanern noch mit der Gegenpartei. Jetzt laßt hören, wie Ihr von den Spaniern denkt.
MACHIAVELLI: Ihr König Karl ist noch ein halbes Kind. Wer weiß, was aus ihm wird? Er ist der Sohn eines schönen, aber unbedeutenden Mannes und einer armen, irrsinnigen Mutter. Kein guter Stern! Noch bedenklicher ist, daß er mehr Flamländer als Kastilianer, zudem aber Burgunder und Österreicher ist. Seine Interessen sind weitverzweigt. Zieht man die Summe seiner Macht, so sieht es aus, als wäre ein stattliches Ergebnis vorhanden. Doch die Glieder dieses Riesenkörpers streben auseinander und schädigen sich gegenseitig. Wenn der Herr eines so wenig zusammenhängenden Besitzes seine Interessen mit einiger Sorgfalt wahrnehmen will, so muß er sein ganzes Leben auf der Landstraße verbringen. Und es wird ihm auch dann noch schwer

genug sein, den rechten Zeitpunkt niemals zu versäumen. Will er sich von Valladolid nach Brügge begeben, so bedarf er hierzu der Erlaubnis des Königs Franz . . . Dann wiederum ist es sein eigener Ehrgeiz – vorausgesetzt, daß er welchen besitzt – der ihn auf eine gefährliche Klippe geraten läßt. Nach dem Tode seines Großvaters, des Kaisers Maximilian, wird der junge Karl zweifellos Anspruch auf die Kaiserkrone erheben. Ein Konflikt ist unausbleiblich! Der Franzose schielt nämlich ebenfalls danach, der Engländer wiegt sich in der gleichen Hoffnung – und die Kurfürsten haben auch ihre Pläne . . . Kurz, sie werden einander zerfleischen. König Karl, der in jedem einzelnen der zahllosen Gemächer seines eigenen Hauses genug zu tun hat, wird die Zielscheibe einer Herde von Rivalen und ist nicht imstande, seinen Einfluß in Italien irgendwie geltend zu machen. Daraus folgere ich, daß Papst Leo X. nach seinem Belieben wird regieren können. Ich glaube nicht, daß ich mich verrechne. Jedenfalls ist die Differenz nicht beträchtlich.

MICHELANGELO: Wenn nun aber in Franz I. mehr steckt, als Ihr vermutet? Und wenn es Karl weder an Verstand noch an Mut gebricht?

MACHIAVELLI: Unter solchen Voraussetzungen ließe sich die Entwicklung nicht absehen. Dann würde wohl alles von dem Grade der Intelligenz und dem Besitzhunger der agierenden Herren abhängen, und das unmöglich Scheinende könnte zur einfachsten Sache von der Welt werden . . . Doch die großen Herrscher sind selten!

GRANACCI: Ihr habt recht. Aber in unserer Zeit zeigen sich selbst die Schwachen stark. Alles strebt ins Große, und die Könige tuns mit mehr Glück als andere Sterbliche.

MACHIAVELLI: Ich bin in meinem Leben der Unfähigkeit und Beschränktheit viel öfter begegnet, als ich erwartet hatte. Ihr dürft mir daher nicht verdenken, daß ich auf unverhoffte Talentproben nicht mehr allzu fest baue. Ich kann nur wiederholen, daß der Papst vorläufig die größte Anwartschaft besitzt, hier der Alleinherrscher zu sein.

MICHELANGELO: Ich habe keine besonders hohe Meinung von ihm.
MACHIAVELLI: Ich auch nicht. Ich halte ihn für einen ehrenwerten Grand Seigneur von etwas lockeren Sitten, der seinen Geist und seine Hände pflegt. Aber ebenso wie seinen Körper, an dem die besagten wundervollen Hände auffallen, zwei große, kurzsichtige Glotzaugen entstellen – er ähnelt hierin Nero, mit dem er übrigens auch die Liebhaberei für die seltsamsten Exzentrizitäten teilt! – ebenso entstellen gewisse Mängel seinen sonst so sorgfältig kultivierten Geist, die in das Gesamtbild nicht hineingehören. Er erweist sich bei vielen Gelegenheiten als ein Mann von erlesenem Geschmack und von gutem Herzen. Er plaudert mit der gleichen stolzen Unbefangenheit mit den gemeinsten Possenreißern wie mit einem Sadoleto oder Ariost. Er bestellt Fresken und Statuen bei Euch und läßt Raffael Bilder malen, weil das ein kostbares Spielzeug ist und weil sich der Heilige Vater aus einem Stern einen Stehauf machte, wenn das zu seinem Ruhme beitragen würde. Doch in seinem Herzen zieht er der Betrachtung Eurer Meisterwerke eine Hasenjagd auf seinem Gut Magliana oder ein üppiges Abendessen im Vatikan zweifellos vor. Da kann er sich so recht nach seinem Sinn vergnügen. Die tollsten Scherze heckt er aus. Er läßt, zum Beispiel, Klöße, mit Seegras und gezuckertem Stroh gefüllt, zur Tafel bringen. Die Gäste schneiden natürlich wütende Grimassen, und je unbehaglicher ihnen zumute wird, desto vergnügter ist das Oberhaupt der Kirche. Ihren Höhepunkt erreicht seine gute Laune aber erst, wenn Evangelista Tarasconi und Aretino die gepfeffertsten Zoten vom Stapel lassen.
MICHELANGELO: Das entspricht ungefähr dem, was ich eben Granacci sagte. Von einem solchen Mann ist nichts zu erwarten.
MACHIAVELLI: Mit Verlaub. Wenn man die Dinge mit klaren Augen ansieht, so gelangt man zu einem anderen Ergebnis. In seiner Hand wird alles weich wie Wachs. Er besitzt zwar weder Savonarolas Fanatismus noch des Valentino starken Ehrgeiz noch

auch die Energie Julius' II., er tändelt, hascht nach Seifenblasen – und wird uns dennoch ein geeintes Italien schenken. Er wird dem armen Karl von Spanien, der nicht weiß, wie er seinen Besitz verteidigen soll, Neapel, als Lehen der Kirche, wieder abnehmen. Dann wird es ihn keine große Mühe kosten, den König von England, diesen pedantischen, dem Heiligen Stuhle blind ergebenen Schmieranten, Frankreich mit solchem Nachdruck auf den Hals zu hetzen, daß Franz I. der Mut vergeht, sein Land zu verlassen und uns zu behelligen. Hierauf wird Leo sich Mailands bemächtigen, wie Julius sich der Romagna bemächtigt hat.

MICHELANGELO: Diese Aussicht ist zwar so übel nicht, aber sie macht mir keine Freude.

MACHIAVELLI: Mir auch nicht. Des Grundes bin ich mir genau bewußt. Italiens Glanz hat nie so hell gestrahlt wie gerade jetzt. Doch dieser Glanz ist nicht frei von Flecken. Laster und Verworfenheit herrschen allenthalben. Und wenn wir nun in die Hände der allerverworfensten Macht und in die Abhängigkeit des raubgierigsten Hofes geraten, dann wird Italien zwar von den Fremdlingen befreit und zu einem Ganzen geeint sein, aber es wird auch in wenigen Jahren seinen moralischen und physischen Untergang finden. Mönche und Priester saugen ihm das Mark aus, so daß es nie wieder gesunden kann.

MICHELANGELO: Ich glaube Euch. Ich bin ein ergebener Sohn der heiligen Kirche, aber solange die Geistlichkeit sich nicht auf sich selbst besinnt, möchte ich die Herrschaft nicht in ihren Händen wissen. Kurz, wir leben in einer jammervollen Zeit.

MACHIAVELLI: In der jammervollsten! Ich hoffe auf nichts mehr.

GRANACCI: Daß sich der Himmel Euer erbarme. Wenns nach euch beiden ginge, trieben wir einfach dem Untergang entgegen. Offen und ehrlich, Herr Niccolo, ist das Euer Ernst? Vor meinem Meister und in der Sixtinischen Kapelle führt Ihr solche Reden? Ihr wollt eine größere Zeit gekannt haben? Geht mir doch ab, Herr Niccolo, das glaubt Ihr ja selbst nicht! Ich wenigstens segne den Himmel täglich aufs neue, daß er mir

gerade jetzt das Leben schenkte ... Ich plaudere mit einem und achte häufig seiner Antwort nicht. Wißt Ihr, warum? Ich präge mir die Züge des Mannes ins Gedächtnis und sage mir: vor dir steht eine Persönlichkeit, deren Name einst der Geschichte angehören wird! Ein Duft von Ambrosia und Unsterblichkeit umweht mich; ich atme ihn mit vollen Zügen ein. Überall finde ich Dinge, die mich erfreuen, die ich bewundern muß, und Ihr, Ihr wollt behaupten ... Hört mir auf! Ihr seid Grämlinge und krankhafte Phantasten! Undankbar seid Ihr, wie man es schlimmer nicht sein kann! Denn Ihr müßtet vor Gott auf den Knien liegen, weil er Euch die Kraft gegeben hat, so schöne Werke zu vollbringen!

MACHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob ich schöne Werke schaffe. Ich weiß nur, daß ich heute mittag fasten müßte, wenn der ehrwürdige Kardinal Bibbiena mir nicht ein paar Taler in die Hand gedrückt hätte ... Doch nun genug! Ich muß jetzt gehen. Lebt wohl, verehrter Meister Michelangelo, lebt wohl, liebwerter Herr Granacci. Ich bin glücklich, daß es mir vergönnt war, euch zu sehen, und wünsche euch beiden dauernde Gesundheit.

MICHELANGELO: Lebt wohl, Freund Niccolo! Beendet mir die Mandragola, Euer schönstes Werk!

## Auf dem Monte Pincio

*Unter Platanen und Zypressen lustwandeln Männer und Frauen der verschiedensten Stände auf den Wiesen und freuen sich des schönen Abends. Man sieht Bürger, Priester, Mönche, Jünglinge, junge Mädchen und Kinder; einige sitzen oder liegen auf Decken, andere gehen auf und ab, verzehren Früchte oder Backwerk und unterhalten sich lebhaft. Man hört helles Lachen. Das Wetter ist herrlich, die Aussicht unermeßlich weit.*

*Inmitten einer Gruppe von fein gekleideten jungen Mädchen und jungen Männern, die Blumenkränze im Haar tragen, liest ein etwa zwanzigjähriger Jüngling ein Gedicht vor.*

DER JÜNGLING:

O meines Himmels Stern, o zauberisches Wesen,
Ihr Augen, deren Glut von Liebe ward entfacht,
Ihr Lippen, dran ein Gott vom Schmachten könnt genesen,
O Stirn, die leuchtet wie des jungen Tages Pracht,

Ihr Haare, rabenschwarz, zu schönstem Schmuck erlesen,
Dies Füßchen, diese Hand, als Meisterwerk erdacht,
Der Wuchs – was wäre das für ein Modell gewesen
Dem Phidias, dessen Kunst nicht Edleres vollbracht! –

Und diese Offenheit der unschuldsvollen Mienen,
Der süße Reiz, der stets so blendend mir erschienen,
Wie bei den Himmlischen das Strahlendiadem,

Und was zu preisen hier mein Lied noch sonst mag schulden,
Was gilt das alles vor dem einen Wort in Hulden:
„Ich liebe dich!" – wenns je von deinen Lippen käm![1]

*Beifall und Gelächter; ein junges Mädchen erhebt sich, klatscht in die Hände und eilt auf den Dichter zu.*

DAS JUNGE MÄDCHEN: Habt Ihr das für mich geschrieben, Troilo? Für mich, für mich ganz allein?

DER JÜNGLING: Bei meiner Seele, Giacinta! Es ist für Euch bestimmt, für keine andere!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Da habt Ihr Euren Lohn!

*Sie wirft sich in seine Arme, küßt ihn und setzt ihm einen Kranz auf die Locken.*

EIN ANDERES JUNGES MÄDCHEN: Und Ihr, Emilio, werdet doch hoffentlich imstande sein, uns wenigstens eine Geschichte zu erzählen, wenn Ihr schon nicht das kleinste Verschen auf mich dichten könnt. Setzt Euch nieder und beginnt! Wir hören zu.

EMILIO: Ich weiß nicht recht, was ich Euch sagen soll.

ALLE *(in die Hände klatschend)*: Schnell! Macht keine Ausflüchte! Erzählt, erzählt!

---

[1] In der Übertragung von S. Mehring.

Liebesszene

EMILIO: Da es denn sein muß, so lasset euch berichten, daß zu Verona einst ein alter Kaufmann mit Namen Ser Jacopo lebte, der ein sehr junges und sehr hübsches Weib besaß. Sein Nachbar, einer der liebenswürdigsten Kavaliere der Stadt, hatte die Gewohnheit, über die Mauer hinweg in Ser Jacopos Garten zu blicken, und ...

*Er fährt fort zu erzählen.*
*Drei Bürger gehen vorüber.*

ERSTER BÜRGER: Ich bin der Wahrheit meiner Worte durchaus sicher. Mein Sohn Giulio zählt zwar erst zehn Jahre, doch er ist berufen, eine der Leuchten des Jahrhunderts zu werden. Das ist die Ansicht des Bruders Filippo. Er macht kein Hehl daraus und läßt es jeden hören, der ihm in den Weg kommt.

ZWEITER BÜRGER: Mein Sohn Tommaso gleicht Eurem Sohne Giulio auf ein Haar. Und er ist dabei erst neun Jahre alt, nicht einen Tag älter ... Oder doch, daß ich nicht lüge! Er ist neun Jahre und acht Tage alt, denn am 14. Juni ist er geboren, und wir haben heute den zweiundzwanzigsten. Also, neun Jahre, acht Tage ist er alt; und jeden Morgen ruft Pater Roberto mir entgegen: Herr Pompeo, Euer Sohn ... Wie nennt Ihr das doch gleich, Herr Annibale?

ERSTER BÜRGER: Ist ausersehen, eine der Leuchten des Jahrhunderts zu werden!

ZWEITER BÜRGER: Jawohl, ganz richtig! Just diese Worte ruft Pater Roberto mir jeden Morgen zu.

DRITTER BÜRGER: Meine Herren Gevattern und lieben Nachbarn, ich mache euch mein aufrichtigstes Kompliment. Bruder Filippo und Pater Roberto müssen sehr kluge Leute sein.

ERSTER BÜRGER: Bruder Filippo ist meines Weibes Beichtvater seit ihrem ersten Sündenfall! Wir haben das größte Vertrauen zu ihm. Einen Irrtum gibts bei ihm überhaupt nicht!

ZWEITER BÜRGER: Genau wie bei uns. Als ich mich verehelichte, war Pater Roberto schon sozusagen der Herr im Hause. Mein Weib würde nicht ein Ei kaufen, ohne ihn zuvor um Rat

zu fragen. Ist sie aber einmal übler Laune, was nicht gerade selten vorkommt, so weiß ich nicht, was aus mir würde, wenn Pater Roberto sie nicht beschwichtigte. Ihr werdet mir zugeben, daß ich allen Grund habe, sein Urteil über meinen Sohn für bare Münze zu nehmen!

DRITTER BÜRGER: Ich begreife, daß Ihr Euch weiter keine Sorgen macht. Was mich anlangt, so besitze ich zwei recht mittelmäßige Jungen von achtzehn und sechzehn Jahren. Der eine soll Kaufmann werden, der andere Notar.

ZWEITER BÜRGER: Verzeiht, dazu kann ich nicht ja und amen sagen. Pater Roberto würde die Achseln zucken, wenn er Euch so reden hörte.

ERSTER BÜRGER: Und Bruder Filippo desgleichen. Es freut mich, daß er auch in diesem Punkt mit Pater Roberto eins ist. Er würde um keinen Preis der Welt dulden, daß unser Sohn Kaufmann oder Notar werde. Schon der bloße Gedanke versetzte ihn in Raserei.

DRITTER BÜRGER: Welche Absichten haben denn die guten Patres mit euren Kindern?

ERSTER BÜRGER: O, sehr weise Absichten. Mein Sohn soll Maler werden.

ZWEITER BÜRGER: Und meiner Bildhauer. Nur Künstler verdienen in unserer Zeit einen rechten Batzen Geld. Sie werden alle große Leute und pfeifen auf die ganze Welt.

DRITTER BÜRGER: Es ist wahr, die Künstler sind jetzt obenauf. In meiner Jugend war das anders. Da galten sie für Bettler und Hungerleider.

ERSTER BÜRGER: Bettler? Hungerleider? Macht doch mal Eure Augen auf, bitte! Guckt geradeaus, auf den Weg, der den Berg hinanführt!

DRITTER BÜRGER: Nun, und? Ich gucke . . .

ERSTER BÜRGER: Was seht Ihr?

ZWEITER BÜRGER: Ja, richtig! . . . Sagt, was Ihr dort seht!

DRITTER BÜRGER: Nichts Besonderes . . . Nur zwei Herren

auf reich gezäumten Rossen, von bewaffneten Dienern begleitet. Was ist daran so merkwürdig?

ERSTER BÜRGER: Ihr haltet die beiden für große Herren? Putzt Eure Brillengläser! Es ist der Kupferstecher Marcantonio Raimondi mit Meister Giulio, einem der Schüler Meister Raffaels. Keiner von beiden entstammt einer besseren oder auch nur ebenso guten Bürgerfamilie wie ich. Und wenn ihre Eltern sie zu Kaufleuten oder Notaren bestimmt hätten, würden sie jetzt schwerlich auf so großem Fuße leben.

ZWEITER BÜRGER: Wißt Ihr wohl, wieviel Meister Valerio Belli, der Steinschneider, verdient? Und Meister Bridone und Marchetto mit ihrem Gesang und Lautenspiel? Und Pater Mariano? Der frißt bei einer einzigen Mahlzeit vierhundert Eier und zwanzig Karpfen! Ich erkläre Euch, nur als Künstler kann man in der Welt etwas vorstellen.

DRITTER BÜRGER: Ohne Zweifel! Aber jeder ist zu einem solchen Gewerbe nicht geschaffen. Man muß immerhin eine gewisse natürliche Begabung dafür mitbringen. Wenn man zum Beispiel von mir verlangte, ich solle zum Mittag zwanzig Karpfen hinunterschlingen oder eine Kathedrale bauen, so würde ich in die größte Verlegenheit geraten. Das gestehe ich ganz offen.

ERSTER BÜRGER: Gewohnheitssache! Pater Filippo hat mir hundertmal versichert, daß ich mit Leichtigkeit dieselben dicken Kerle aus Marmor machen könnte wie Meister Buonarroti, wenn man michs nur in meiner Jugend gelehrt hätte.

ZWEITER BÜRGER: Das ist unbedingt richtig. Mein Sohn wird Bildhauer und speist beim Papst. Es gibt heutzutage keinen einigermaßen vernünftigen Familienvater mehr, der nicht unserer Ansicht wäre. Ich halte die Kunst für das Schönste auf Erden und bin darum fest entschlossen, mit den alten Vorurteilen zu brechen und Schritt zu halten mit der neuen Zeit.

*Unter einem Baum sitzen zwei Dominikaner und ein Augustinermönch. Zwei Kardinäle reiten, vergnügt plaudernd, auf prächtig aufgeschirrten Maultieren vorüber; neben ihnen, auf spanischem*

*Pferde, ein in schwarzen Sammet gekleideter venezianischer Edelmann; zahlreiche Kavaliere vom Dienst und Lakaien in kostbarer Livree.*

ERSTER DOMINIKANER: Die beiden hochwürdigen Herren sind mir nicht bekannt. Wißt Ihr, wie sie heißen?

DER AUGUSTINER: Kennt Ihr wirklich die Kardinäle Sadoleto und Bibbiena nicht? Der Edelmann im schwarzen Bart, der sie begleitet, ist Herr Andrea Navagero, ein venezianischer Patrizier; als Literat nicht minder berühmt wie die beiden selbst.

ZWEITER DOMINIKANER: Ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, durch welche gottgefälligen Werke Sadoleto und Bibbiena sich den Hut verdient haben.

DER AUGUSTINER: Der erste, mein Vater, hat wenigstens keine besonderen Schandtaten verübt. Die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen. Er ist ein guter Latinist. Man schätzt den Schliff seiner lateinischen Diktion fast ebenso wie Bembos eleganten Stil. Ein harmloser Mensch, ohne Galle. Gönnt man ihm nur sein Vergnügen, so tut er keinem etwas zuleide.

ERSTER DOMINIKANER: Bibbiena ist mir von Leuten, die ihn kennen, oft geschildert worden. Über seinen Lebenswandel ist nichts Vorteilhaftes zu sagen. Er liebt einen lustigen, leichten Tag und ist der Dichter der Calandra, die als Komödie zweifellos ihren Wert hat, aber nicht das Werk eines Gottesgelehrten ist. Papst Julius II. hatte ihn in sein Vertrauen gezogen; auch Papst Leo hat ihm das seine immer geschenkt. Es gibt also kaum eine Staatsaffäre, bei der er seine Hand nicht im Spiele hat. Seine freie Zeit verbringt er in der Werkstatt seines Busenfreundes Raffael, wo er bisweilen Dinge sieht und hört, die weniger erbaulich als skandalös sind.

ZWEITER DOMINIKANER: Wie schamlos prunken sie mit ihrer Hoffart, ihrem Luxus! Wohin mögen diese Weltkinder samt ihren Sklaven ziehen? Welche hehren Gedanken mögen wohl diese edlen babylonischen Satrapen zu ihren lustigen Reden, ihrem schallenden Gelächter anfeuern? Die heilige Messe zu lesen, ist doch bestimmt nicht ihre Absicht!

DER AUGUSTINER: Mit Verlaub, ehrwürdiger Vater, gerade dazu schicken sie sich an. Sie wollen die Messe lesen . . . ihre Messe. Eine glänzende Gesellschaft von Schöngeistern, Dichtern, Künstlern, Damen, Prälaten und hohen Herren vereint sich heute bei Agostini Chigi, dem Bankherrn von Siena. Der Göttin Venus soll dort ein Opferfest bereitet werden. Mit Unschuldstäubchen, Milchspeisen, Blumen, Sonetten, Madrigalen, sapphischen und adonischen Versen in griechischer, lateinischer und volkstümlicher Sprache. Und jeder Ritus, der dabei erfüllt wird, stützt sich auf gute Autorschaft. Gabriello Merino, der, seiner herrlichen Stimme wegen, Erzbischof von Bari geworden, singt die Epoden und spielt die siebensaitige Lyra. Francesco Paolosa, der neue Archidiakon, läßt sich auf der Viola d'amore hören. Pietro Aaron, der Florentiner, Johanniterritter und Kanonikus von Rimini, begleitet der Göttin Lobgesänge auf der Geige. Im Konzert wirkt eine ganze Schar von Flötenspielern mit, und alle Teilnehmer tragen Rosenkränze im Haar. Der Altar, den Girolamo Santa Croce von Neapel aus weißem, gelbgeädertem Marmor gemeißelt, ist ein wundervolles Kunstwerk. Das Festmahl, das die Feier beschließt, ist so reich und üppig, daß die berüchtigtsten Leckermäuler des Altertums ihre Freude daran gehabt hätten. Leo X. soll, allerdings maskiert, der Zeremonie beiwohnen. Ich hoffe, daß Ihr nun beruhigt seid über die Frömmigkeit unserer Kardinäle.

ERSTER DOMINIKANER: Unerhört! Das alte Heidentum bemächtigt sich unser wieder! Die allgemeine Verderbnis bahnt ihm den Weg! Man spricht schon von nichts anderem mehr als von Geschehnissen, wie Ihr uns eben eins geschildert habt. Hier opfert man Apollo, dort Pomonen, und in Venedig ist die Schamlosigkeit gar bis zum Priapusdienst gediehen. Tugend und Sitte haben ausgespielt. Was soll aus unserem Glauben werden?

DER AUGUSTINER: Er wird sein wie ein Stern am Himmel! Düstere Wolken verdunkeln ihn, und dennoch leuchtet er.

ZWEITER DOMINIKANER: Ich fürchte, die Finsternis wird

lange währen. Unser Vater Savonarola hat die Geißel von uns abwenden wollen und ist im Kampf erlegen. Wer sollte Sieger bleiben, wenn selbst der große Heilige bezwungen ward?
DER AUGUSTINER: Ein viel kleinerer vielleicht! Man darf nicht mutlos werden, nicht die Waffen strecken. Das Gute soll nicht schweigen vor dem Bösen!
ERSTER DOMINIKANER: Und es schweigt doch! Seit dem Tod unseres Verklärten erhebt keiner die Stimme, und der Antichrist triumphiert.
DER AUGUSTINER: Er mag sich hüten! . . . Rückt näher, beide, ich muß leise sprechen. Denn eine bedeutsame Nachricht ists, die ich euch anvertrauen will. Kommt lieber mit zu der versteckten Bank . . . Dort, im Gebüsch . . . So, hier sind wir sicher.
ZWEITER DOMINIKANER: Betrachtet, bitte, ehe Ihr beginnt, die schmachvolle Szene, die sich vor unseren Augen abspielt. Sie mag Euch zur Einleitung dienen für die Worte der Ermutigung, die Ihr an uns richten wollt! Seht Ihr die Franziskaner, die sich mit rohen Gesellen und verkommenem Weiberpack im Grünen erlustieren? Täuscht mich mein Ohr nicht, so preist gar einer der verruchten Mönche in Versen, ungeschliffen wie er selbst, das Lob des Montefiasconer Weins.
DER AUGUSTINER: Der Sünde Übermaß führt uns dem Augenblick der Buße näher. Hört mich an!
ZWEITER DOMINIKANER: In meiner Seele ist kein Raum mehr für die kleinste Hoffnung.
DER AUGUSTINER: Wir haben im Kloster seltsame Briefe von unseren deutschen Brüdern erhalten.
ERSTER DOMINIKANER: Was ist geschehen?
DER AUGUSTINER: In unserem Ordenshaus zu Wittenberg – das ist eine große Stadt im deutschen Lande, wo sich eine hochgelahrte Universität befindet – lebt ein gewisser Doktor Martin Luther, Professor des kanonischen Rechts, und einer der besten Bibelkenner unserer Zeit. Dieser Herr Martin Luther hat den bewundernswerten Mut besessen, den Ablaßkram öffentlich zu

brandmarken. Er hat dabei die Bibeltexte mit solcher Gelehrsamkeit ausgelegt und seine Zuhörer durch die Kühnheit der Sprache, mit der er die Verderbnis geißelte, die uns soeben seufzen machte, so fortgerissen, daß sich zuerst seine Kollegen, dann das Volk und schließlich gar Seine Kurfürstliche Gnaden, der Herzog von Sachsen, unter seine Führung gestellt haben. Das wars, was ich euch im Vertrauen sagen wollte.

ERSTER DOMINIKANER: Haben denn die Franziskaner, denen doch die Erträgnisse aus den Ablässen zufließen, nicht Einspruch erhoben?

DER AUGUSTINER: Doch! Wir haben unseren Bruder natürlich unterstützt. Man versichert mir, daß der Heilige Vater, der Herrn Martini Fähigkeiten sehr hochschätzt, nicht geneigt sei, ihm unrecht zu geben. Daraus schließe ich, daß der Himmel selbst zum Fürsten der Kirche spricht und ihn vielleicht nachdenklich stimmt. Diese Hoffnung erfüllt mich mit großer Freude.

ERSTER DOMINIKANER: Wäre euer Bemühen doch erfolgreich, teure Söhne Sankt Augustini! Die engsten Bande verknüpfen uns mit euch. Euer glorreicher Vater hat unseren heiligen Thomas begeistert! Und sollten wir nun jetzt, nach Savonarolas unheilvollem Tode, auch euren würdigen Luther die gleichen Verfolgungen erleiden sehen, so wäre unser Schmerz so groß wie euer eigener.

ZWEITER DOMINIKANER: Nein, mein Vater, seid nicht verzagt! Selbst im heftigsten Orkan läßt Gott seine Kirche nicht in Trümmer fallen. Wir wollen hoffen, daß die Augustiner das Heil der Religion erkämpfen. Und wenn wir selbst es auch nicht vermocht haben, so soll uns doch der Gedanke trösten, daß wir wenigstens vor dem Versuche nicht zurückgeschreckt sind.

DER AUGUSTINER: Die Saat ward mit dem Blut eures Märtyrers gedüngt.

ERSTER DOMINIKANER: Hört das Angelusgeläut!

*Alle Glocken Roms beginnen zu läuten. Die vielen Menschen, die auf dem Monte Pincio weilen, verstummen mit einem Schlag; die*

*Frauen sinken auf die Knie, die Männer entblößen das Haupt; alle machen das Zeichen des Kreuzes und beten das Ave Maria.*

DER AUGUSTINER: Laßt uns der Menge Beispiel folgen und beten! Und da wir wissen, was uns am meisten not tut, so wollen wir die inständige Bitte zum Himmel senden: „Hilf, heilige Mutter Gottes, daß unserer Kirche Geist zum Besseren sich bekehre. Die Christenheit geht unter, so ihr dies Heilmittel nicht bescheret wird."

*Die drei Mönche knien nieder und versenken sich in ihr Gebet.*

## Mailand

*Der Herzogliche Palast. – Ein reich mit geschnitzten Truhen, Rüstungen, goldenen und silbernen Vasen geschmückter Saal. An einer prunkvoll gedeckten Tafel sitzt König Franz I. mit seiner Freundin Marie Gaudin und mit Florimond Robertet, Clément Marot, de Piennes, de Lautrec und einigen anderen Höflingen vergnügt beim Nachtmahl. Truchsesse und Pagen in der königlichen Livree gehen auf beiden Seiten unablässig hin und her, reichen den Gästen die Schüsseln und schenken ein.*

DER KÖNIG: Nein, darauf war der Papst nicht vorbereitet, daß ich mit solcher Plötzlichkeit erscheinen würde! Mein Einfall in Italien hat sich genau so rasch vollzogen wie einst die Angriffe meiner Vorgänger. Doch die sind gar zu schnell wieder heimgekehrt. Ich aber lasse mich nicht hinaussetzen.

DE LAUTREC: Ich leere mein Glas auf Mars, den unbezwinglichen, auf den Ritter aller Ritter!

DER KÖNIG: Meinen Dank, Lautrec. Übrigens haben die Zeiten sich geändert. Ich wünsche nicht mehr, daß wir Franzosen für Barbaren und Ignoranten gelten. Weshalb sollten wir nicht gefällige Sitten annehmen, die schlechten Umgangsformen ablegen und Gefallen finden an dem Studium der schönen Wissenschaften, gleich den Leuten, die diesseits der Berge leben.

CLÉMENT MAROT: Wenn man auch zehnmal das Schwert

führen und eine Lanze brechen kann, so braucht man doch nicht sein Leben lang den Haudegen zu spielen.

DER KÖNIG: Ganz gewiß nicht! Aber es wird uns, bei meiner Ritterehre, nicht leicht werden, unsere dickschädeligen Kameraden von dieser Wahrheit zu überzeugen! Wenn ich die Anwesenden und einige wenige andere ausnehme, so bleiben nur noch große Tölpel übrig, die jeder Bildung abhold sind. Je weniger sie wissen, desto mehr blasen sie sich auf! Graf Castiglione sagte mirs erst neulich, und ich konnte ihm nicht widersprechen.

FLORIMOND ROBERTET: Ja, leider hat er recht! Haben Eure Majestät das Lächeln bemerkt, das über die Lippen der Frau Herzogin von Ferrara huschte, als Ihr kürzlich ihr den Herrn aus der Pikardie vorstelltet? Er wollte ihr durchaus klarmachen, daß der heilige Maclou in seiner Dorfkirche bedeutend schöner wäre als Ghibertis Meisterwerk, das wir bewundern sollten. – „Gott verdamm mich!" rief der brave Reitersmann und strich sich seinen Schnauzbart, „unser heiliger Herr Maclou ist vom Kopf bis zu den Füßen bunt bemalt, und Eure Figur ist doch nur ein weißer Stein!"

DER KÖNIG: Ich muß dir gestehen, Robertet, ich wurde rot bis über die Ohren, als ich das hörte und dazu Donna Lucreziens Miene sah. Wir sind wirklich Dummköpfe! Doch das wird anders werden, bei meiner Ritterehre! Frankreich soll schön und herrlich werden wie Italien. Was bisher bestand in unserem Königreich, das muß verschwinden bis zum letzten Rest. Paris und alle meine anderen guten Städte sollen das Licht der Sonne nicht länger scheuen. Wir wollen sie mit ebenso prächtigen Gebäuden und Meisterwerken der Kunst schmücken, wie man ihrer diesseits der Alpen findet. Hinweg mit unseren alten Kathedralen, mit unseren Schlössern aus vergangener Zeit! Nichts mehr von unserer Ahnen Barbarei! Wenn Gott mir das Leben schenkt, so verspreche ich euch, daß wir uns in der Welt kein geringeres Ansehen durch unsere Verdienste um Apollo und seine anmutigen neun Gefährtinnen erringen werden, als wir

uns bisher durch unsere Verdienste um den Gott des Krieges und vielleicht auch die Göttin der Liebe errungen. Was meint Ihr dazu, Madame?
MARIE GAUDIN *(leise)*: Mein Gott, was soll ich sagen? Immer wieder bewundre ich Eurer Majestät sieghafte Beredsamkeit. Ja, Sire, jedes Wort, das aus Eurem Munde kommt, ist ein Labsal für den Geist!
DER KÖNIG: Schmeichlerin! ... Wer war der elegante Kavalier, den man heute morgen Euer Haus betreten sah?
MARIE GAUDIN: Zittert, Sire! Es war ein Feind der Ungläubigen.
DER KÖNIG: Dann brauche ich ihn nicht zu fürchten ... Doch wer wars?
MARIE GAUDIN: Ein Johanniterritter!
DER KÖNIG: Der wackere Kämpe findet es gewiß ergötzlicher, schöne Damen zu besuchen, als sich mit den Türken herumzuschlagen?
MARIE GAUDIN: Ihr sagtet mir schon oft, das erste wäre bisweilen viel gefährlicher ... Woraus schließt Ihr nun, daß gerade diese Aventüre für den Ritter so sehr ergötzlich war?
DER KÖNIG: Tod und Teufel, Ihr macht mich wütend!
MARIE GAUDIN: Herr von Lautrec! ... Herr von Lautrec! ... Der König ist eifersüchtig! ... Wißt Ihr, auf wen?
DER KÖNIG: Gott straf mich, wenn ich eifersüchtig bin!
DE LAUTREC: Nun, man könnte es schon um einer weniger schönen Ursache willen sein.
MARIE GAUDIN: Ja, der König ist eifersüchtig auf einen Johanniterritter, der heute früh bei mir gewesen ist und der mir – könnt Ihr Euch das denken? – sogar zwei Pfänder zurückgelassen hat.
DER KÖNIG: Zwei Pfänder? ... Sein Herz und ...
MARIE GAUDIN: Von seinem Herzen war nicht die Rede. Das hat er mir gewiß noch obendrein geschenkt. Ich will Euch, da ich gerade in der Plauderlaune bin, ein Geständnis ablegen. Also – der schöne Bote kam nicht in eigener Sache, sondern im Auftrag eines anderen.

DER KÖNIG: In wessen Auftrag?
MARIE GAUDIN *(lachend)*: Im Auftrag eines anderen, sagte ich, Herr Neugierde! Meint Ihr, ich werde Euch alles erzählen?
DE PIENNES: Nun sitzt unser Herr auf glühenden Kohlen.
DER KÖNIG: Beim Himmel, das ist nicht wahr! Ich interessiere mich für den Auftraggeber so wenig wie für den Abgesandten ... Für den Herrn so wenig wie für den Diener ... Ist wohl schon je ein Mensch auf die Idee verfallen, Liebesbriefe durch einen Johanniterritter befördern zu lassen?
MARIE GAUDIN: Von einem Liebesbrief habe ich Euch nichts erzählt ... Doch Eure Ahnung trügt Euch nicht. Ihr habt das Richtige geraten ... Aber meine Beichte ist noch nicht zu Ende! ... Ihr sollt alles erfahren! ... Seht, was ich hier habe!
*Sie stellt ein Schmuckkästchen auf den Tisch. Einen Brief, den sie hin und her flattern läßt, behält sie in der Hand.*
ALLE GÄSTE *(gleichzeitig)*: Was ist das? Laßt sehen!
DER KÖNIG *(das Kästchen aufhebend)*: Gestattet, ihr Herren, daß ich es mir zuerst betrachte! Ich bin, deucht mir, ein wenig mit im Spiele, wenngleich ich gute Miene dazu mache ... Also, ein allerliebstes Kästchen ... Geschnitztes Elfenbein, mit Gold und Silber eingelegt ... Türkisen und Rubine von großer Schönheit ... Der Schlüssel prachtvoll ziseliert ... Darf man es öffnen?
MARIE GAUDIN: Seid nicht so schüchtern ... Schließt ruhig auf, es ist erlaubt!
DER KÖNIG: Ich gehorche ... Ah, potztausend, das ist ja höchst geschmackvoll! ... Wirklich, außerordentlich geschmackvoll, das muß man sagen! Nur Italiener bringen so etwas fertig; nur sie verstehen, den Damen Angebinde auf so vornehme Art zu überreichen. Seht euch das an, ihr Herren! Das Bildnis des Heiligen Vaters, in einer Fassung von großen Diamanten.
MARIE GAUDIN: Das Porträt hat mich erfreut. Jedoch die Fassung hat mich auch nicht kalt gelassen.
CLÉMENT MAROT: Glaubt mir, Madame, das hat der Papst geahnt!

FLORIMOND ROBERTET: Mein Gott, umsonst erleuchtet ihn der Heilige Geist doch nicht!
DER KÖNIG: Das also wars, was Euch der Johanniterritter brachte?
MARIE GAUDIN: Mit diesem Brief . . . Eigentlich sollte ich ihn Euch nicht zeigen, denn Ihr seid sträflich kalt geblieben!
DER KÖNIG: Ist es ein Fehler, blindlings an die Treue derer, die man liebt, zu glauben?
MARIE GAUDIN: Ich fiele sicher bös hinein, wenn ich an dieser Tugend litte . . . Hier, lest den Brief!
DER KÖNIG *(lesend)*: „Der edlen und erlauchten Dame Marie Gaudin . . . unserer vielliebenTochter in Christo . . .“ Ah, das muß ich erst allein durchlesen! . . . Der Heilige Vater preist Eure Schönheit . . . Eure Klugheit . . .
MARIE GAUDIN: Das letzte hätte er sich sparen können.
DER KÖNIG: Dann vertraut er Euch an, wie heiß er nach Parma und Piacenza giere . . . bittet Euch, mich in seinem Namen um Rückgabe der beiden Städte anzugehn . . . Verzeiht, die Vermittlung wird ihm wohl nichts nützen.
MARIE GAUDIN: Das hoffe ich selbst . . . Die Diamanten sind schön. Nicht wahr, Meister Clément?
CLÉMENT MAROT: Längst nicht so schön wie Eure Augen, Madame!
DER KÖNIG: Willst du wohl schweigen, Schlange! Also unser guter Papst bemüht sich, mit Hilfe der entzückendsten Händchen dieser Erde die zerrissenen Maschen seines Netzes wieder auszubessern . . . Er weiß, daß diese Fingerchen meine Arme gefangen halten.
MARIE GAUDIN: Wirklich? Die Arme, die erst jüngst, bei Marignano, so kräftig mit dem Schwerte dreingeschlagen?
DER KÖNIG: Ja! Dieser einzige kleine Finger, den ich mit Eurer gütigen Erlaubnis an meine Lippen führe, könnte mich schneller in den Sand strecken als eine schweizerische Hellebarde. Dennoch . . .
MARIE GAUDIN: Dennoch erwarte ich von der Ritterlichkeit

meines Paladins, daß er den Erklärungen, die ich heute früh dem Abgesandten des Papstes gegeben habe, nicht widersprechen wird.

DER KÖNIG: Was habt Ihr ihm erklärt? Ihr macht mich ängstlich.

MARIE GAUDIN: Ich habe den Johanniterritter also beschieden: „Herr, wenn der König, der der Kirche wie ein Sohn ergeben ist, geneigt sein sollte, den Wunsch des Papstes zu erfüllen und ihm Parma und Piacenza zurückzugeben; und wenn er mir die Ehre erwiese, mich um meine Meinung zu befragen, so würde ich mich meinem Gebieter zu Füßen werfen und ihn flehentlich bitten, nicht eines der Rechte seiner Krone preiszugeben ..." Und da ihn die Leidenschaft meiner Worte ein wenig in Erstaunen setzte, reichte ich ihm Kästchen und Brief hin; doch er weigerte sich, sie zurückzunehmen, und zog mit ehrerbietigem Gruße von hinnen.

DIE GÄSTE: Sehr gut geantwortet! Sehr brav gehandelt! Hoch lebe Madame Marie Gaudin!

DER KÖNIG *(ganz leise)*: Morgen früh schicke ich Euch die Perlenschnur, die Ihr Euch wünschtet. Ich zahle auch den Kaufpreis für das Landgut in der Touraine, das Ihr Euch ausgesucht.

MARIE GAUDIN: Ach, das ist nicht vonnöten, Sire! ... Ich könnte Euch doch nicht inniger lieben. Habt Ihr da Vincis Gioconda erworben?

DER KÖNIG: Das tat ich. Auch habe ich Meister Andrea del Sarto in Florenz den Auftrag gegeben, alle hervorragenden Gemälde aufzukaufen, von denen er nur höre. Ich weiß, daß der König von Spanien die gleichen Absichten hat. Doch ich lasse mich auf diesem Gebiet ebensowenig von ihm zurückdrängen wie auf allen anderen. Nach Maximilians Tode, der wohl in nächster Zeit schon zu erwarten ist, will Karl sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen. Ich aber werde sie tragen! Bei meiner Ritterehre! Alle Vorbereitungen sind schon getroffen. Des weiteren strebt der Sohn Johannas der Wahnsinnigen nach der obersten Gewalt in Italien. Ich will ihm seine langen Finger

brechen! Er möchte sich einen Namen machen, indem er die Gelehrten liebevoll fördert und von ihnen wiederum dafür gepriesen wird. Auch hierin will ichs ihm zuvortun, und mein soll die Ehre sein! Es wäre wahrlich nicht schlecht, wenn man gar in Salamanca mehr Gelehrsamkeit fände als an der Universität Paris.

CLÉMENT MAROT: Ich könnte Freudentränen weinen. Nie hat Frankreich einen solchen Herrscher besessen! Der Ruhm Eures Namens, Sire, wird unvergänglich sein bis zum Jüngsten Tage!

DER KÖNIG: Ach, wollte Gott euch doch erhören, Freunde, und mich erheben über meine Nebenbuhler! . . . Ruhm! Ja, nach Ruhm dürste ich. Nach hohem Ruhm, nach Freude, Heiterkeit und Lust; nach allem, was dem Leben Reiz verleiht. Pracht will ich sehen, Geist, Glanz, Gepränge um mich haben . . . und Liebe wünsche ich mir, mehr Liebe, als das Herz ertragen kann! Den Liebesbecher will ich bis zur Neige leeren, lieben will ich bis in Ewigkeit!

MARIE GAUDIN: Hoch lebe der König!

ALLE: Hoch!

DER KÖNIG: Was nun den Papst betrifft, mein schönes Kind und meine werten Freunde, so soll sein Mühen vergeblich sein. Die Tage, da er Völker schrecken und Fürsten knechten konnte, sind zu Ende!

FLORIMOND ROBERTET: Haben wir es nicht miterlebt, daß König Ludwig, Euer Vorgänger, von dem verblichenen Papst Julius wie ein Aussätziger in den Bann getan wurde und sich trotzdem viel besser befand als je zuvor?

DER KÖNIG: Gewiß! Keiner unserer Untertanen hat sich darum gekümmert. Niemand auf Erden schert sich mehr um den Papst. Man weiß, wieviel der römische Hof wert ist, und kennt auch den Unterschied zwischen seinen Prälaten und den Aposteln. Leo X. heischt von der Christenheit nicht Glauben, Liebe und Hoffnung, sondern einen vollen Beutel. Ich bin entschlossen, seinen Erpressungen Einhalt zu gebieten.

DE LAUTREC: Mir ist es lieber, ich sehe das Geld in den Taschen des Königs und seiner Diener als in den Börsen der Kardinäle.
FLORIMOND ROBERTET: Kein vernünftiger Mann denkt anders.
MARIE GAUDIN: Ebensowenig eine vernünftige Frau.
DER KÖNIG: Schockschwerebrett, wir können doch wohl die Taler meiner Untertanen mit derselben Eleganz springen lassen wie die Borgia, die Rovere oder die Medici! Aber ist euch bekannt, daß auch die Deutschen gegen die päpstlichen Geldeinnehmer schon aufs höchste erbost sind? Ich möchte wissen, welchen Eindruck mein Bruder Karl von den Unruhen in Wittenberg hat.
DE LAUTREC: Sicher einen falschen, wenn er Eure Majestät nicht zu Rate zieht!
DER KÖNIG: Ich würde keineswegs ungehalten sein, wenn ich die Kirche auf den vom Evangelium vorgeschriebenen Weg der Einfachheit zurückgeführt sähe.
MARIE GAUDIN: Der Papst müßte Euch alle die schönen Dinge geben, für die er doch, im Grunde, keine Verwendung hat. Und Ihr würdet dann mit uns teilen. Nicht wahr, Sire?
DER KÖNIG: Bei meiner Ritterehre! Ich würde nichts für mich behalten. Alles für Euch, holde Frau, und für meine Freunde!
MARIE GAUDIN: Ich fordere nur das Herz! Auf Euer Wohl, Herr und Gebieter!
ALLE: Der König soll leben! Tausend und abertausend Jahre! Bis in alle Ewigkeit!

## Rom

*Ein Saal im Vatikan. – Leo X. sitzt an einem Fenster. Bei ihm sind die Kardinäle da Bibbiena, Bembo und Sadoleto. Im Hintergrund des Saales, nahe der Tür, Herr Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, der darauf wartet, vorgerufen zu werden.*

LEO X.: Ich will mich jetzt selbst der Wittenberger Sache annehmen. Vor allem werde ich mich bemühen, die Schreihälse, die eine Staatsaktion daraus machen wollen, zum Schweigen zu bringen. Dieser Lutherus, gegen den die Franziskaner so laut zetern, ist weder ein Dummkopf noch ein so ungebildeter Mönch wie die meisten von ihnen. Er besitzt Geist, Wissen und Vernunft. Er hat in durchaus geziemenden Formen an mich geschrieben. Ich werde ihn vor Tetzel, Eck und der ganzen Bande alberner Fanatiker in Schutz nehmen. Diese Leute würfen am liebsten ganz Deutschland auf den Scheiterhaufen. Aber es geht auch anders!

BIBBIENA: Eure Heiligkeit befindet sich auf dem Wege der Gerechtigkeit, auf den die Umstände zu weisen scheinen.

LEO X.: Daran zweifelt nicht! Es handelt sich hier nicht um eine religiöse Frage, sondern lediglich um eine Schwierigkeit formaler Natur. Unsere Leute haben es nicht richtig angefangen, das nötige Geld aufzutreiben, und ich werde sie deshalb ins Unrecht setzen.

SADOLETO: Hätten die Vorgänger Eurer Heiligkeit immer nach so weisen Grundsätzen gehandelt, so würden uns die unseligen Ereignisse, in deren Mittelpunkt Johannes Hus und Hieronymus von Prag gestanden, erspart geblieben sein.

LEO X.: Jedenfalls hätte Savonarola nicht ein solches Ende genommen. Ich werde bestimmt nicht dulden, daß man mit diesen Geschichten wieder anfängt. Den Bruder Girolamo, der doch, bei Licht besehen, nur ein von Feindschaft gegen mein Haus erfüllter Irrer war, hat man durch die übertriebene Strenge, mit der man ihn behandelt, nun glücklich noch zum Heiligen gemacht. Herrn Martin Luther soll durch meine Hand die Ehre des Martyriums nicht zuteil werden.

BEMBO: Der gute Pater schreibt einen glänzenden Stil.

LEO X.: Nichts ist mir mehr zuwider als die Empfindlichkeit, die in Klöstern und Sakristeien herrscht. Der Papst ist ein großer Fürst; diese Tatsache müßt ihr niemals vergessen! In einigen Jahren wird es neben ihm keine andere Macht mehr auf Erden

geben als den Kaiser, die Könige von Frankreich und England und den Türken. Die anderen Herrscher werden nur begüterte Herren ohne Einfluß und Bedeutung sein. Es ist also dringend nötig, daß der Papst sich nicht länger von mönchischen Ansichten und Vorurteilen leiten läßt!... Ersuchet Herrn von Miltitz, zu erscheinen!

SADOLETO: Tretet näher, Herr von Miltitz! Seine Heiligkeit läßt bitten.

MILTITZ: Ich stehe Seiner Heiligkeit zu Diensten und bitte um die Gnade, ihr den Fuß küssen zu dürfen.

LEO X. *(macht über ihm das Zeichen des Kreuzes)*: Herr von Miltitz, wir sind alte Bekannte. Ihr habt mir treu gedient. Meine Nunzien haben mir so günstig über Euer Tun, Eure Fähigkeiten und Eure Frömmigkeit berichtet, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, mich in einer so bedeutungsvollen Sache an die Ergebenheit eines anderen zu wenden.

MILTITZ: Heiligster Vater, dieser Augenblick belohnt mich reicher, als ich es je verdient.

LEO X.: Für den Auftrag, den ich Euch geben will, bedarf ich eines Kriegsmannes, der zugleich ein vornehmer Höfling und Gelehrter ist. Diese drei Eigenschaften finde ich in Euch vereint und preise dafür mein gütiges Geschick.

MILTITZ: Ich bitte Eure Heiligkeit, über mich zu verfügen. Ich werde alles tun, was ich vermag.

LEO X.: Begebt Euch in meinem Namen zu Eurem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Er ist ein Fürst von seltener Klugheit, und alle Herrscher und einsichtigen Staatsmänner verehren ihn. Sagt ihm, ich hätte zu meiner Freude erfahren, daß er unserem lieben Sohn in Christo, dem Herrn Martin Luther, seinen Schutz angedeihen läßt. Dieser Augustinermönch ist ein äußerst kenntnisreicher Gelehrter. Ich will also nicht, daß er von Schwätzern und Dummköpfen vom Schlage Ecks, des Inquisitors Tetzel, des Professors Hoffmann und anderer behelligt werde. Ersuchet Seine Kurfürstliche Hoheit, Euch mit Herrn Martino in Verbindung zu bringen und eine

Verständigung zwischen uns und dem guten Pater zu vermitteln. Die Lästermäuler dürfen den Ruf eines so klugen Mannes nicht länger schädigen, indem sie das Gerücht verbreiten, er verweigere der höchsten kirchlichen Gewalt den Gehorsam. Ich weiß, daß er dessen überhaupt nicht fähig ist. Um dem Kurfürsten einen unwiderleglichen Beweis meiner väterlichen Huld zu geben, überbringt Ihr Seiner Hoheit die goldene Rose. Ich habe sie Eurem Herrn schon lange zugedacht.

MILTITZ: Des Kurfürsten Dankbarkeit wird ohne Grenzen sein.

LEO X.: Verfehlt nicht, ihn und Herrn Martinum davon zu überzeugen, daß ich weder törichtes Gezänk noch häßliche Kontroversen zu erregen wünsche. Der Heilige Vater ist davon unterrichtet, daß den Ansichten, die, zu Recht oder Unrecht, von Gelehrten verfochten werden, deren eigene Glaubenstreue nicht immer einwandfrei ist, mancher Irrtum anhaftet. Wir wollen also unsere Meinungsverschiedenheiten in aller Ruhe und im Sinne der Nächstenliebe zum Austrag bringen.

MILTITZ: Es ist wahrscheinlich, daß auf diese Weise alle Schwierigkeiten beseitigt werden. Eure Heiligkeit tritt ihnen mit so viel Milde entgegen, daß jede Erregung schwinden muß.

LEO X.: Kardinal Sadoleto, gebt mir die beiden Briefe, die dort auf dem Tisch liegen!

SADOLETO: Hier, Heiligster Vater!

LEO X.: Ich lege sie in Eure Hände, Herr von Miltitz. Der eine ist an Herrn Georg Spalatin, der andere an den achtbaren Meister Degenhard Pfeffinger gerichtet. Unter den Räten Eures Herrschers kenne ich keine, die würdiger wären als sie.

MILTITZ: Ja, sie sind einer solchen Ehre wohl wert, da sie dem apostolischen Stuhl und Eurer heiligen Person stets treu ergeben waren.

LEO X.: Ich weiß, ich weiß, Herr von Miltitz. Bittet sie in meinem Namen, den Kurfürsten auf den springenden Punkt der ganzen Frage recht deutlich hinzuweisen. Es ist wesentlich, daß er und Herr Martinus darüber im klaren sind. Sicherlich hat man Mißbrauch mit dem Ablaßkram getrieben, und es würde

mich nicht wundern, wenn sich in die Handhabung Unregelmäßigkeiten eingeschlichen haben. Man schlage mir geeignete Maßregeln vor, und ich bin bereit, sie anzuwenden. Die Hauptsache ist, daß das Geld, auf das die apostolische Kammer nicht verzichten kann und will, hierher fließt wie bisher. Die Mittel spielen dabei keine Rolle.

MILTITZ: Ich bin schon jetzt davon durchdrungen, daß es nicht in der Absicht des Kurfürsten liegt, der apostolischen Kammer irgendeinen Schaden zuzufügen.

LEO X.: Ich bin der gleichen Meinung und würde es auch in keinem Falle dulden. Denn bei diesem Punkte würden, das sage ich Euch in aller Aufrichtigkeit, die ernstlichsten Schwierigkeiten beginnen. So nachgiebig ich in den anderen Fragen bin, so unerbittlich wäre ich in dieser einen. Ihr habt lange genug in Rom und meinen Staaten gelebt, um zu wissen, daß unsere Einkünfte und die Steuern, welche die Kirche in christlichen Ländern erhebt, keine Einbuße vertragen, wenn nicht unangenehme Folgen heraufbeschworen werden sollen. Diese Folgen der Kirche fernzuhalten, ist für mich eine Ehrensache. Darin wären wir also einig. Ich bin geneigt, mich in allen Stücken versöhnlich zu zeigen, vorausgesetzt, daß die Bedürfnisse der apostolischen Kammer befriedigt werden. Lebt wohl, Herr von Miltitz!

MILTITZ: Ich bitte Eure Heiligkeit um Ihren Segen.

*Er kniet nieder und küßt den Pantoffel des Papstes.*

LEO X. *(erhebt die Rechte und macht über ihm das Zeichen des Kreuzes)*: Benedico te in nomine . . . Ich werde Euch einen trefflichen Sizilianerwein auf die Reise mitgeben. Lebt wohl, Miltitz! Kardinal Bibbiena, Ihr kommt doch heute abend zu unserem kleinen Konzert? Und Ihr, Bembo, begleitet mich auf die Jagd.

KARDINAL BEMBO: Mit dem größten Vergnügen, Heiligster Vater.

LEO X.: So kommt, Nimrod! Ich höre, der Wildstand ist vortrefflich. Wir wollen keine Zeit verlieren!

*Sie gehen.*

BIBBIENA: Ihr könnt Euch denken, lieber Miltitz, daß es uns gleich bleibt, ob das Geld auf dem Wege des Ablasses oder auf einem anderen Wege hierherrollt. Aber vergesset nicht, daß wir unter allen Umständen Geld haben wollen, viel Geld! Es mag sich niemand einbilden, daß wir auch nur auf einen Deut verzichten würden!
MILTITZ: Ich bin in einiger Verlegenheit. Ich fürchte nämlich, der Kurfürst wird, im Gegensatz zu Euch, nicht gerade auf diese Frage den Schwerpunkt legen wollen.
BIBBIENA: Das wäre schlimm! Sagt Friedrich dem Weisen, er möge unseren Appetit nicht reizen. Wir würden sonst zu Tigern werden.
MILTITZ: Ich will mein möglichstes tun. Lebt wohl, hochwürdige Herren. Ich muß meine Vorbereitungen treffen, um morgen beizeiten die Reise anzutreten. Ich küsse euch die Hand und empfehle mich eurer Huld. *(Ab.)*
SADOLETO: Und wenn ihm die Sache mißlingt?
BIBBIENA: Daß er Erfolg hat, ist kaum anzunehmen. Übrigens wankt uns schon jetzt der Boden unter den Füßen.
SADOLETO: Und dennoch wollen wir ein Gebäude errichten, das bis zum Himmel hinanreicht? . . .
BIBBIENA: Die Fundamente sinds, die ihren Halt verlieren.
SADOLETO: Wir verstärken sie mit Silberquadern, so gut es eben geht. Jeden Tag macht sich das Bedürfnis nach diesem Material heftiger fühlbar.
BIBBIENA: Und mit jedem neuen Tag ist es schwerer zu beschaffen. Wir graben ja schon täglich neue Brunnen. Die Abgaben steigen und steigen weiter! Bürger und Bauern murren und ballen die Fäuste. Man bringt sie an den Bettelstab und erschwert den Handel, bis er daniederliegt. Die Privilegien der Städte werden angegriffen; die Wunden, die wir schlagen, durchwühlen wir mit beutegierigen Händen, um aus den ausgesogenen Körpern das Letzte noch herauszureißen. Wir treiben Ämterschacher, verkaufen Pfarren, Bistümer, Patriarchate und Kardinalswürden. Unablässig erfinden wir neue kirchliche Waren,

die wir auf den Markt bringen. Gibt es noch etwas, das wir nicht zu Gelde machen? Wir haben zur Zeit des Krieges von Urbino den Kardinal Petrucci wegen der Verschwörung Batista Vercellis leichtfertig preisgegeben, und wenn die Kardinäle Sauli und Riario entwischt sind, so wißt Ihr, wie teuer sie ihre Rettung bezahlen mußten!

SADOLETO: Ja, sie und viele andere! Man hat auf Kosten des heiligen Kollegs aus diesem unheilvollen Streiche Kapital geschlagen.

BIBBIENA: Ihr habt recht. Erinnert Ihr Euch der vierunddreißig Beförderungen, die nach dieser Affäre vorgenommen wurden unter dem Vorwand, die Schar unserer Getreuen zu vermehren? Der Erfolg dieser Finanzoperation war zwar bedeutend, doch das öffentliche Gewissen hatte noch nie eine so schwere Last zu tragen. Und jetzt verfahren wir im Ausland nicht um ein Haar anders. Wir schnüffeln in allen Taschen herum. Wir machen unseren Profit an den Annaten, am Peterspfennig, an den Versetzungen und den berühmten Ablaßzetteln, die die augenblicklichen Schwierigkeiten heraufbeschworen haben. Und trotz eifrigstem Bemühen und – um es geradeheraus zu sagen – trotz aller Räuberei kriegen wir nie genug. Es will uns nicht gelingen, das Loch zuzustopfen; jeder Tag bringt uns tiefer in die Misere. Wir sind gezwungen, jämmerlich um Hilfe zu rufen. Unsere Armut peinigt uns, drückt uns zu Boden. Wir wissen bald nicht mehr ein und aus. Ein heftiger Protest der entrüsteten Christenheit wird das unabwendbare Ende sein. Mit allgemeinem Gezeter wird man uns in Schrecken setzen, und alle Regierungen werden uns den letzten Urteilsspruch verkünden: ihr habt uns arm gemacht, nun ists genug!

SADOLETO: Ich bin darauf gefaßt, mein Freund. Man fragt sich schon, mit welchem Rechte wir die Menschheit aussaugen bis aufs Mark.

BIBBIENA: Es ließen sich vielleicht einige triftige Gründe zu unseren Gunsten anführen. Die Kirche verkörpert die Intelligenz; die Schätze, die wir verbrauchen, sind bestimmt, Wissenschaft,

Künste und andere Disziplinen lebensfähig zu erhalten und zu fördern.
SADOLETO: Ihr werdet nicht bestreiten, daß sie gleichermaßen dazu dienen, Faulheit, Laster und Verworfenheit zu mästen und zu verherrlichen.
BIBBIENA: Ich gebe es zu; aber jedes Ding hat zwei Seiten. Jede kultivierte Gesellschaft ist, in gewissem Sinne, verdorben. Sollte man deshalb in die Barbarei zurückfallen? Die ist vielleicht unempfindlich gegen die bezahlte Liebesgunst schöner Kurtisanen, aber sie schlitzt den Kriegsgefangenen die Bäuche auf und besudelt ihre häßlichen Götzenfratzen mit Blut ... Verzeiht, wenn ich unsere Unterhaltung jetzt abbreche. Ich habe unseren lieben Raffael zu mir bestellt, um ihm wegen einer gewissen Sache die Leviten zu lesen. Wenn Ihr nichts Besonderes vorhabt, so kommt mit und unterstützt mich bei meiner Strafpredigt. Wollt Ihr?
SADOLETO: Gern, mein Freund, gehen wir!

*Bibbiena und Sadoleto verlassen in majestätischer Haltung den Saal und durchschreiten die päpstlichen Galerien und Gemächer. Die Menge der Beamten und Soldaten des heiligen Palastes weicht vor ihnen zurück und grüßt sie ehrfurchtsvoll. Am Treppenpodest finden sie ihre eigenen Offiziere, Sekretäre, Schleppenträger, Kämmerer, Edelleute und Diener aller Grade. Man führt die aufgezäumten Maultiere vor und hilft den beiden Würdenträgern in den Sattel. Der Zug setzt sich in Bewegung und erreicht die Straßen Roms. Das Gefolge bricht sich Bahn durch die Menschenmenge, die auseinandergeht und sich dann wieder zusammenschließt. Von Zeit zu Zeit hebt einer der beiden Kirchenfürsten die Hand und erteilt den Mönchen, Frauen, Kaufleuten und Männern aus dem Volke, die bei ihrem Anblick auf die Knie gesunken, den Segen.*
BIBBIENA: Seht nur das bunte Gewimmel von Gestalten und Trachten!
SADOLETO: Das ist ein Schauspiel, das mich stets von neuem fesselt. Ich glaube, es könnte selbst die trägste Phantasie beflügeln. Alle Völker des Erdballs sind hier vertreten.

BIBBIENA: Wie hoch die Spanier dort die Nase tragen! Man merkt es ihnen an, daß sie die Söhne des mächtigsten Volkes unserer Tage sind. Seit sie gar Neu-Indien entdeckt haben, wissen sie sich vor Stolz und Raublust nicht mehr zu lassen. Der letzte ihrer Bettler dünkt sich ein kleiner König.
SADOLETO: Und die drei Portugiesen an der Ecke! Der Ausdruck ihrer Mienen verrät, daß die Eroberer von Goa und Diu ihren Nachbarn vom Guadiana an Hochmut und Dünkel nicht nachstehen . . . Doch seht Euch auch die zwei Franzosen an! Wie sie den Kopf zurückwerfen, mit dem Säbel rasseln, Witze reißen und sich an ihrem eigenen Bild berauschen!
BIBBIENA: Und dort, die braven Schweizer, die sich in ihrer Trunkenheit mit den Deutschen herumbalgen!
SADOLETO: Betrachtet dagegen die beiden Engländer! Sind sie nicht kalt wie Marmorbilder? Nun stehen sie da, glotzen mit verächtlichen Blicken auf ein paar Griechen und Syrier und rühren sich nicht. Ein wahres Glück, daß gerade Herr Pompeo Frangipani mit seinen schweren Reitern auftaucht. Der bringt Bewegung in die Massen und schont auch die Insulaner nicht . . . Saht Ihr, wie sie zur Seite flogen? Gottlob! Sie wären sicher sonst noch angewachsen . . . Wißt Ihr, woran ich denken muß?
BIBBIENA: Auf mich stürmt eine Welt von Gedanken ein. Wenn ich die lange Reihe prunkvoller Paläste, der Kirchen hochragende Türme und all die Ruhmessäulen überblicke, deren Architrave verwittert und zerfallen sind, und die dennoch die Erinnerung an das herrliche Altertum wachrufen, dann schwindelt mir der Kopf . . . Ein lebensvolles, buntbewegtes Bild in einem unsagbar prächtigen Rahmen!
SADOLETO: Ich frage mich, wie lange wohl der Reiz der großen Hauptstadt auf alle diese Leute so verschiedenen Stammes noch seine Wirkung üben mag. Was finden die Menschen hier? Sie werden ihr Geld los, das ist alles.
BIBBIENA: Ich fürchte auch, der Fremdenstrom, der sich hierher ergießt, wird bald versiegen.
SADOLETO: Da seht Ihr wohl zu schwarz. Ist es denn über-

haupt erwiesen, daß die Menschen sich jemals darüber klar werden, was ihnen nützt und was ihnen schadet? Schon lange zehrt die heilige Kirche an ihrem Mark – und die Gewohnheit ist ein leichtes Joch. Wenn etwas erst besteht, so ist der Durchschnittsmensch geneigt, zu folgern, daß es bestehen muß... Was ist dem kleinen Mann, zum Beispiel, Religion? – Reinheit und Wahrheit? – Davon versteht er nichts, und weder seine Sinne noch sein Herz tragen danach Begehr. Er braucht die Phrase und den Aberglauben; dasselbe Maß törichten Aberglaubens, das einst der Heiden Sinn beglückte. Das ist die Religion der Massen, der Quell, an dem sie ihre Seele letzen... Die gegenwärtige Gefahr liegt in gewissen Ideen, die immer wieder auftauchen. Allerdings spuken sie vorläufig nur in den Köpfen einer Minderheit, und eine Minderheit braucht viel Zeit, ehe sie in die Dummheit der großen Menge Bresche geschlagen hat.

BIBBIENA: Bitte, erteilet doch der alten Frau den Segen, die vor Euch kniet und ihre Kinder Euch entgegenhält!

SADOLETO: Gern! ... Sie blickt so würdig drein, wie man es selten sieht! Sie soll den Segen haben und ein Goldstück dazu ... Nun weiter! Die Gelehrten schaden uns im höchsten Grade durch ihre Schwärmerei für die Vergangenheit.

BIBBIENA: Ihr habt wohl recht. Doch man muß eingestehn, der Stil der Kirchenväter ist ganz jammervoll. Und gar der Stil der Dekretale! Er bringt mich immer in Verlegenheit.

SADOLETO: Ich leugne es nicht. Doch bedenket, daß wir davon leben! Man schmäht und lästert unser eigen Gut... Wir selbst verlästern es: Ihr, Bembo, und auch ich... Der Papst noch mehr als alle anderen. Der faulste Witz, der einen Mönch ereilt, ist ihm noch eben gut genug. Und jeder Mann von Geist und von Geschmack folgt diesem Beispiel. Ich sage nicht, daß es ein Fehler ist. Wie aber soll man eine Institution aufrechterhalten, an deren Heiligkeit wir selbst nicht glauben?

BIBBIENA: Kennt Ihr ein Mittel?

SADOLETO: Es gibt angeborene Krankheiten. Dem Wesen der Kirche entspricht es, vom Mißbrauch zu leben. Da wären

gründliche Reformen nötig! ... Nehmt einmal an, ich wäre selbst ein Reformator. Ich würde, wie der heilige Paulus, durch ein bescheidenes Handwerk mich ernähren, äße rohe Zwiebeln in einer schmutzigen Schenke ...

BIBBIENA *(lächelnd)*: Mich schaudert schon bei dem Gedanken!

SADOLETO: Was sagte wohl der Papst und jeder unserer hochwürdigen Kollegen zu einem so entsagungsvollen Beginnen? Malt Euch gefälligst ihre Mienen aus! ... Und alle Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Priores und Pfründner der Christenheit, ja, alle Fürsten selbst würden ihr Entsetzen teilen. Ein Heuchler, Fanatiker und Volksaufrührer wäre ich in ihren Augen; vielleicht sogar mit Recht. Und dennoch kann ich nicht bestreiten, daß ein asketischer Versuch von Zeit zu Zeit ganz heilsam ist. So mancher Narr macht eine Hungerkur, wenn er in stiller Zelle hockt und auf die Stimme aus dem Jenseits wartet. Traktiert er sich noch obendrein mit Geißelhieben, so ist sein Tun doch keineswegs zu tadeln! Denn nicht allein, daß derlei Tollheit dem niederen Volke wohlgefällt, weil sie Erinnerungen weckt an jene fernen Zeiten, da die Einsiedler der Thebais, die Nachfolger der braven Korybanten und Isispriester, den eigenen Leib zerfleischten – die Tollheit kann auch andere Früchte tragen. Sie kann den Enkeln einst zum Vorwand dienen, dem heiligen Manne Marmor- und Porphyrkirchen zu errichten, zu seiner Ehre herrliche Bilder zu malen, unvergängliche Statuen zu meißeln und schließlich den Geistlichen, die mit ihrem Heiligen nichts gemein haben, reiche Pfründen zu stiften. Was sonst dabei herauskommt, weiß ich nicht.

BIBBIENA: Mein Gott, wie töricht doch die Menschen sind. Den guten Grundsatz „Leben und leben lassen" führen sie wohl im Munde, aber sie befolgen ihn nicht, obgleich nichts leichter ist. Die Welt ist ja so schön, und ihrer Freuden Born ist unerschöpflich! Wer Geist und Herz besitzt, der findet wahrlich tausendfach Gelegenheit, Stunden der Muße sorglos zu genießen!

SADOLETO: Und wären alle Freuden schal und nichtig, so bliebe immer noch die Wißbegier. Sie allein kann das Dasein

schon versüßen! Ist nicht die hohe Politik ein Schauspiel, fesselnd über alle Maßen? Der Venezianer Klugheit ist belehrend; der Wankelmut der Florentiner wirkt ergötzlich, da er stets Überraschungen zur Folge hat. Dann der Franzosen neu erwachtes Kunstverständnis ... der junge deutsche Kaiser Karl V., der noch ein Buch mit sieben Siegeln ist! Man sieht ihn seine ersten Schritte tun und folgt gespannt der weiteren Entwicklung ... Hört ich nicht Wehgeschrei? ... Was soll das Lärmen? ... Was tut Ihr da, Ambrosio? Weshalb verhaftet Ihr den Mann?

DER OFFIZIER: Er ist ein Dieb, Hochwürden! Er wollte den Sbirren entwischen, die ihn verfolgen ... Endlich haben wir ihn gefaßt!

SADOLETO: Laßt doch den armen Kerl ruhig laufen! ... Geh, mein Sohn, mach dich aus dem Staube und bessere dich ... Was sagte ich zuletzt? ... Doch da winkt schon Eures Hauses Pforte, und Meister Raffael biegt auch just um die Ecke. Wir wollen auf ihn warten!

RAFFAEL *(kommt, von einigen Schülern und Dienern begleitet, heran und begrüßt die beiden Kardinäle)*: Ich küsse Euch den Fuß, hochwürdige Exzellenzen.

BIBBIENA: Sei mir gegrüßt! Ich bin erfreut, dich hier zu sehen.

SADOLETO: Willkommen, teurer Meister! Reicht mir Eure Hand!

*Die Kardinäle steigen aus dem Sattel. Sie treten, einander bekomplimentierend, in den Palast; Raffael folgt ihnen. Plaudernd gehen die drei die breite Treppe hinauf. Ihr Gefolge macht halt in einer geräumigen Galerie; sie gehen weiter und gelangen in einen Saal, der reich geschmückt ist mit Gemälden, goldenem Zierat und riesengroßen Türvorhängen aus levantinischen Stoffen.*

BIBBIENA: Nehmt, bitte, Platz auf diesem Sessel, werter Freund. Setz dich, dort auf den Schemel, Raffael. Du ahnst wohl schon, weshalb ich dich herzitierte? ... Ich will dir die Leviten lesen.

RAFFAEL *(lächelnd)*: Die Fassung Eures Briefes ließ mich Ähnliches vermuten ... Ich habs mir sicher eingebrockt, als ich Euren hochwürdigen Konfratres gestern Bescheid gab.

BIBBIENA: Was hast du ihnen denn gesagt?
RAFFAEL: Sie standen vor meinem Bilde der Apostel und behaupteten, Sankt Peter und Paul wären viel zu rot. Ich habe ihnen drauf geantwortet, die beiden Heiligen könnten schwerlich anders aussehen, da sie ja Zeugen der heutigen Verfassung unserer Kirche wären. Das schien den Herren zu genügen, denn sie sind davongegangen, ohne noch ein weiteres Wort an mich zu richten.
BIBBIENA *(zu Sadoleto)*: Da habt Ihr gleich den Kommentar zu unserer letzten Unterhaltung. Jetzt, Raffael, dreht sichs um andre Dinge ... Dein eigen Wohlergehn liegt mir am Herzen, Kind. Kardinal Sadoleto schätzt dich gleich mir. Wir können also offen vor ihm reden.
RAFFAEL: Ihr überhäuft mich beide mit so viel Güte, daß ich der undankbarste Mensch unter der Sonne wäre, wenn ich daran zweifelte.
BIBBIENA: Seit dem Tode deiner Verlobten, meiner guten, armen Nichte Maria, zermartere ich mir den Kopf, wie ich dir ein Heim errichten könnte. Trägst du dich selbst mit irgendwelchen Plänen, so sprich dich ehrlich aus! Es ist jetzt wirklich Zeit, daran zu denken. Du bleibst nicht ewig jung mit deinen siebenunddreißig Jahren. Ich selbst bin schon ein alter Mann und würde gerne deine Zukunft noch gesichert sehn. Du brauchst ein ruhiges, sorgenloses Leben, wenn anders du als Künstler leisten willst, was man von dir mit Fug und Recht erwarten darf. Sei immer dessen eingedenk, daß du den Großen dieser Erde angehörst!
SADOLETO: Lucida sidera – wie einst Horaz die Dioskuren nannte – so kann man auch euch beide nennen: dich und Michelangelo!
RAFFAEL: Ich habe Marias da Bibbiena, meiner Verlobten, frühen Tod beweint. Ich habe das arme Mädchen beweint um seiner selbst willen und weil es mir eine Gattin gewesen wäre, die Euch nahestand. Dennoch habe ich, das wißt Ihr wohl, die Ehe nie mit Zuversicht erwartet. Der Segen, den sie stiftet, lockt

mich nicht. Ich liebe meine Freiheit, liebe die schrankenlose Weite vor den Augen ... Ich liebe das Leben. Und da Ihr auf meines Herzens Grunde lesen wollt, so wisset, daß ich abgöttisch das Andenken einer anderen liebe, die ich verloren habe ... Nur diese einzige auf Erden hätte es vermocht, meinen Sinn zu wandeln.

BIBBIENA: Sprich nicht von deiner armen Beatrice ... Sprich nicht von ihr ... Die Erinnerung bereitet dir Schmerz.

RAFFAEL: Doch sie erhebt mich auch. Das angebetete Wesen hat mir gezeigt, welcher Selbstlosigkeit und Güte eine wahrhaft große Neigung fähig ist. Noch aus des Todes Schoße sendet sie mir himmlisch süße Schwermut, sie führt mich hin an einen reinen Quell, den nimmer ich allein gefunden hätte. Der Gedanke an sie ist wie ein Trauerschleier, dessen Falten ohne Schwere sind und den ich immer tragen werde. Die Liebe, die uns einte, brennt fort in mir, gleich einer ewigen Lampe, die an der Fackel der Unsterblichkeit entzündet ward. Um Euretwillen hatte ich mich zu einem Bund entschlossen, zu dem mein eigener Wille mich nicht trieb ... Der Himmel hat es nicht geduldet ... Laßt uns von solchen Dingen fürder schweigen!

BIBBIENA: Hegst du den Wunsch, auch weiterhin das Leben eines Jünglings zu führen? Haltlos und frei zu sein bis an dein Ende? Die Gründe, die du nennst, sind sicherlich zu achten, doch darum bist du selbst nicht weniger schuld, wenn du für alle Zeiten des Zufalls Spielball bleibst. Auf diesem Weg wirst du nie die wahre Reife erlangen, nie auch als Bürger Ansehen dir erringen. Talent allein ist dafür kein Ersatz!

RAFFAEL: Ihr nehmt die Dinge ernst, hochwürdiger Herr! Herr Sadoleto scheint Euch beizupflichten. Ich sehe es an seiner Miene.

SADOLETO: Die Kunst, mein Sohn, ist eine gewaltige Schöpfung Gottes. Ja, ich bin der Meinung, daß sie an Macht und Hoheit den Wissenschaften ebenbürtig ist. Und dennoch bleibe ich dabei, daß nur der Mann, der seine Existenz gesichert und ins Gleichgewicht gebracht hat, die Fährnisse des Lebens siegreich überwindet.

RAFFAEL: Mir scheint, man kann auch unbeweibt zu diesem Ziel gelangen. Zuchtlose Sitten und ein lockerer Wandel sind mir ein Greuel, da sie den Künstler seiner Schaffenskraft berauben und ihn zum Sklaven machen. Doch ich habe die Mittel und auch den Willen, dem Verhängnis zu entrinnen. Von allen Künstlern bin ich wohl der reichste. Der Luxus, den ich treibe, um meine Neigungen zu befriedigen und meines Geistes Freiheit nicht zu hemmen, hindert mich nicht, auch materiellen Fragen mich zu widmen. Zu Rom besitze ich ein Eigentum im Werte von zweitausend Dukaten, das mir eine Rente von fünfzig Goldtalern einträgt. Als Bramante starb, hat mir der Papst die Oberaufsicht über die Arbeiten von Sankt Peter übertragen, die mir ein jährliches Gehalt von dreihundert Dukaten bringt und mir noch weitere Einkünfte verschafft. Ich ward, zum Beispiel, erst unlängst beauftragt, einen neuen Saal im Vatikan zu malen, wofür mir Seine Heiligkeit zwölfhundert Dukaten ausgesetzt hat. Auch bin ich zum Konservator der antiken Bauwerke ernannt worden und bekleide somit noch ein zweites Amt, das mir einen reichen Gewinn sichert. Um meine Bilder reißt sich alle Welt und zahlt mir jeden Preis, den ich verlange. Ich bin demnach wohl in der Lage, mir treue und sorgsame Diener zu halten, so viel ich mag, und ein Leben der Freude zu führen. Ich habe kein Bedürfnis, mir ein Weib zu nehmen und einen Haushalt einzurichten. Was bringt das denn? Viel Sorgen, wenig Freude! Nun kennt Ihr meine Ansicht . . . Jetzt bitte ich Euch, mich nach Sankt Peter zu begleiten und meine Arbeiten anzusehn. Strengt Euch das an, so wird ein guter Trunk in meinem Landhaus Euch erfrischen.

SADOLETO: Er trifft den Nagel auf den Kopf. Meint Ihr nicht auch? Dient er auch einer recht profanen Gottheit, so ist er doch, wie Ihr und ich, ein Priester. Das läßt sich nicht bestreiten! Ich wenigstens schätze von allen meinen Pflichten die als höchstes Glück, die mich des Zölibates Unglück tragen heißt.

BIBBIENA: Gut, so will ich denn nicht weiter davon sprechen. Nur eine Bitte hab ich noch an dich: Schone deine Gesundheit,

Raffael! Du übertreibst die Arbeit und bist maßlos im Genießen. Man sagt, ein böses Fieber suche dich oft heim. Das macht mir große Sorge! Du reibst dich auf, mein Kind.
RAFFAEL: Nie habe ich mich so frisch und stark gefühlt wie gerade jetzt Vier volle Stunden weilte ich heute bei den Ausgrabungen auf dem Campo Vaccino. Es war ein wundervoller Morgen . . . Nun aber laßt uns nach Sankt Peter gehen.
BIBBIENA: Ja, laßt uns gehen! Zwei Tage habe ich deine Gesellschaft entbehren müssen. Die Zeit ist mir lang geworden.
SADOLETO: Wir wollen uns dafür entschädigen! Ich lese Euch, wenn wir gut ausgeruht, am Abend etwas Schönes vor Freund Guido Postumo Silvestri hat dem Papst eine herrliche Elegie gewidmet. Die sollt Ihr hören. Ich kenne keine andere lateinische Dichtung, die mich so ergriffen hat.

„Heu! Quam nostra levis, quam non diuturna voluntas,
Quam juvat ingratum saepe quod ante fuit!"

In diesem Stil geht es weiter. Es ist ein Meisterwerk!

## Die Werkstatt Michelangelos

*Ein kaltes, dunkles Stübchen. Tiefe Nacht. Eine kaum in den Umrissen ausgearbeitete Statue, auf die das Licht einer kleinen, von Antonio Urbino, dem Diener des Künstlers, gehaltenen Lampe fällt. Michelangelo ist damit beschäftigt, eine Art Papphelm herzustellen, dessen Oberteil offen ist und so eingerichtet, daß der Helm als Behälter dienen kann.*

MICHELANGELO: Siehst du, Urbino? Du sagtest, ich würde die Sache nie zustande bringen! Sie ist mir vollkommen gelungen. Jetzt gib mir die Lampe.
URBINO: Sie sitzt nicht fest da drinnen! Fällt sie heraus, so brennt Ihr lichterloh. Eine großartige Erfindung habt Ihr da gemacht!
MICHELANGELO: Ich sage dir, sie sitzt doch fest! Warum sollte sie auch nicht?

URBINO: Das hängt ja nicht von meinem Willen ab! Sie wird eben einfach nicht festsitzen.
MICHELANGELO: Schweig still, du Starrkopf! Gib mir deine Lampe, umwickle ihren Fuß fest mit dem Eisendraht . . . noch einmal . . . so! Jetzt setze ich das Ding hinein, mache den Draht hier fest . . . So! Siehst du? . . . Das hält.
URBINO: Ihr braucht Euch nur ein wenig zu bewegen. Gleich brennt die Pappe an.
MICHELANGELO: Das tut sie nicht! Die Öffnung ist ja breit. Die Flamme hat genügend Raum, nach rechts und links zu flackern. Die Sache funktioniert ganz ausgezeichnet. Von jetzt an wird des Nachts gearbeitet! So kann ich Lichteffekte auf dem Marmor erzielen, die mir zu den schönsten Wirkungen verhelfen werden.
URBINO: Ihr tätet besser, Euch ins Bett zu legen! Kein anderer Mensch hat so sonderbare Einfälle wie gerade Ihr.
MICHELANGELO: Es trägt sich sehr bequem. Mein Kopf ist keineswegs behindert. Gib mir Hammer und Flachmeißel . . . Leg sie dorthin . . . auf die Holzkiste!
URBINO: Ich sage Euch noch einmal, geht lieber schlafen, statt, wie ein armer Tagelöhner, Euch abzurackern. Ihr wisset ja, daß Ihre Exzellenz, die Frau Marchesa, sehr ungehalten ist, wenn Ihr Euch überanstrengt.
MICHELANGELO: Schon gut! Bestelle ihr morgen früh einen schönen Gruß und sage ihr, daß meine Frau mir nicht die Ruhe gönnt!
URBINO: Eure Frau? Eure Frau? Was soll das nun wieder heißen?
MICHELANGELO: Hier steht sie, mir zur Seite, und blickt mich an mit ihren schönen, großen Augen. Sie faßt mich an der Hand und mahnt: Arbeite, Michelangelo! Arbeite für unser beider Ruhm! Dabei weist sie auf ein grünes Lorbeerblatt, das sie in ihren Fingern hält.
URBINO: Das ist, nehmt mirs nicht übel, nur Geschwätz. Die Tatsache, daß Ihr Euch zu Tod arbeitet, bleibt darum doch bestehen.

MICHELANGELO: Ich habe lange nicht ein solches Glück empfunden. Ringsum ist tiefe Nacht. Beim Schein der kleinen Lampe stürmt eine Welt von Plänen auf mich ein ... Wie spät mag es wohl sein?
URBINO: Ich schätze, Mitternacht ist nicht mehr fern. Ihr tätet wirklich gut, wenn Ihr nun schlafen ginget.
MICHELANGELO: Der Regen strömt hernieder. Man hört die Tropfen auf die Dächer fallen, hört, wie die Flut des Hofes Fliesen überspült. Ein schreckliches Gewitter hat gewütet, mit grellen Blitzen, die die Finsternis zerrissen. Doch welche Ruhe, trotz dem wilden Lärm! Fern grollt des Donners majestätisches Gebrüll, das Menschen schweigen macht. Nicht eines Staubgeborenen Stimme ist vernehmbar ... Keine falsche, gleisnerische, kreischende, anmaßende Stimme stört meiner Seele Frieden. Nichts hemmt den Geist, der ungehindert schafft ... Nichts trübt die reinste Harmonie des Glückes. Mit Leib und Seele gibt man sich dem hin, von dem man gerne sich beherrschen läßt ... Und sieh, des Marmors steinern Schloß beginnt, sich sacht zu öffnen ... ein lebend Haupt steigt aus ihm auf ... in keuscher Weiße bebt es unter des Meißels Schärfe, der jeden Zug aus seinem Bann befreit ... es ringt sich los von der Materie ... findet Worte, redet ... Urbino?
URBINO: Herr!
MICHELANGELO: Du schläfst ja schon im Sitzen. Dich treibts viel mehr ins Bett als mich. Geh, leg dich nieder!
URBINO: Das kann ich nicht. Geht Ihr zur Ruhe, so gehe ich auch. Nicht eher!
MICHELANGELO: Das ist ein sonderbarer Eigensinn!
URBINO: Ich bin ja allerdings nicht mehr der Jüngste und leide sehr, wenn ich den Schlaf entbehre. Doch ich gehorche der Marchesa. Sie sagte mir: Verbringt dein Herr die Nacht im Wachen, so folge seinem Beispiel. Wir wollen sehen, ob er die Kräfte seines alten Dieners mißbraucht.
MICHELANGELO: Gewähre mir nur einen kurzen Augenblick. Ich habe noch eine Kleinigkeit zu tun.

URBINO: Einen Augenblick, ja; doch nicht länger. Die Frau Marchesa wünscht ausdrücklich . . .
MICHELANGELO: Schon gut, schon gut! . . . Erzähle mir etwas, damit du wach bleibst.
URBINO: Ich war heute bei Eurem Notar.
MICHELANGELO: Davon wollen wir lieber nicht sprechen.
URBINO: Er sagte, die beiden jungen Mädchen, die Ihr ausgesteuert habt, wären höchst ehrenwerte Geschöpfe.
MICHELANGELO: Freut mich, Urbino. Ich wünsche ihnen alles Glück. Es sind recht gute Kinder, nur furchtbar häßlich.
URBINO: Ich sah auch Euren Neffen. Ihr waret gerade fort, als er erschien.
MICHELANGELO: Das ist mir lieb . . . Sollte er etwa wiederkommen, so sage ihm, er möge mich gefälligst zufrieden lassen und sich um seine Geschäfte kümmern.
URBINO: Er meint mit Recht, daß er im Augenblick nichts Dringenderes tun könne, als Euch für die dreitausend Taler danken, die Ihr ihm gegeben habt, obgleich Ihr selbst nicht viel besitzt.
MICHELANGELO: Er weiß, daß ich ihn liebe, er braucht mir also nicht zu danken.
URBINO: Die Uhr schlägt eins, Meister . . .
MICHELANGELO: Ich bin fertig . . . aber ich sterbe vor Hunger. Hast du nichts zu essen? Sieh im Schranke nach!
URBINO: Das will ich tun . . . Ihr lebt, weiß Gott, auf sehr bescheidenem Fuße. Habt Ihr mal Geld, so gebt Ihr es dem ersten besten.
MICHELANGELO: Der Mensch braucht nicht viel für seinen Körper. Doch seine Kraft ist auch zu schwach, der Seele Schwingen zu verleihen.
URBINO: Hier, etwas hartes Brot . . . ein Stück Käse und sogar noch ein Schluck Wein . . .
MICHELANGELO: Herrlich! Reich her!
*Er nimmt seinen Papphelm ab, stellt die Lampe auf ein Brett und ißt im Stehen; dabei betrachtet er unausgesetzt seine Statue. Es klopft.*
Wer mag um diese Zeit noch kommen? Sieh einmal nach!

URBINO: Wer ist da?
EINE STIMME: Ich bins . . . Antonio Mini, Euer Schüler . . . Öffnet, Meister! . . . Ich bringe eine ernste Nachricht.
MICHELANGELO: Mein Schüler Mini? . . . So mach auf! Was ist geschehen?
ANTONIO MINI *(tritt ein)*: Ein großes Unglück, Meister!
MICHELANGELO: Was ist dir? . . . Du bist blaß!
ANTONIO MINI: Raffael liegt im Sterben! . . . Er ist vielleicht schon tot.
MICHELANGELO: Raffael! Himmlischer Vater! . . .
ANTONIO MINI: Ich war mit seinen beiden Schülern Timoteo Viti und Garofalo in seiner Werkstatt. Es mochte etwa drei Uhr sein. Da kam ein Diener und meldete, es ginge dem Meister schlecht. Er läge seit gestern abend im Fieber.
MICHELANGELO: Seit gestern? Das überrascht mich nicht. Er ist ein Mann von kindlich zartem Körper und hat sich immer zu viel zugemutet. Er hat die Arbeit sinnlos übertrieben und kannte auch keine Grenze beim Genießen. Vor vier Tagen traf ich ihn auf dem Campo Vaccino bei den Ausgrabungen. Ich erinnere mich, daß ich ihn noch davor warnte, sich in dieser Jahreszeit mit Erdarbeiten zu befassen . . . Du sagst, seine Krankheit habe sich verschlimmert?
ANTONIO MINI: Er wird den neuen Tag nicht mehr erleben, wenn er nicht jetzt schon tot ist. Er hat gewünscht, daß man ihn in seine Werkstatt trage. Dort habe ich ihn gesehen . . . Weiß wie ein Leintuch lag er da und blickte mit schon halb erloschenen Augen auf sein Gemälde der Verklärung . . . Neben dem Bett, das man in aller Eile für ihn aufgeschlagen, weilten seine Freunde. Die Kardinäle Bibbiena, Sadoleto und Bembo und andere Herren, die mir unbekannt . . . Zu seinen Häupten stand der Heilige Vater. Leo X. weinte.
MICHELANGELO: Urbino . . . meine Mütze, meinen Mantel. Ich muß zu ihm! Raffael . . . Raffael dem Tode nahe? Mein Gott, ist es denn möglich? . . . Schnell, schnell, wir müssen eilen!

URBINO: Hier, Meister! Wartet nur, bis ich eine Laterne angezündet habe. Ich will Euch leuchten.
MICHELANGELO: Du sagst, es gäbe keine Rettung mehr? Bist du's gewiß? Hat man die Ärzte schnell genug gerufen? Was meinten sie? Was haben sie verordnet? Komm, gehen wir!
ANTONIO MINI: An Ärzten hat es nicht gefehlt! Meister Jacopo da Brescia, der Leibarzt des Papstes, war bei ihm; auch Gaëtano Marini und noch andere. Sie standen da mit sehr besorgter Miene, schüttelten den Kopf, und ihre Augen verrieten, daß sie mit ihrer Wissenschaft zu Ende wären.
MICHELANGELO: Bist du bereit, Urbino?
URBINO: Ja, Meister.
MICHELANGELO: Geh schnell voran!
*Sie treten auf die in tiefem Dunkel liegende Straße. Der Regen hat inzwischen nachgelassen. Ein heftiger Wind jagt die Wolken am Himmel hin. Ihr dichter Schleier wird jäh zerrissen, so daß man einen Teil der Mondscheibe erblickt. Ein fahler Lichtschein durchdringt die Finsternis und läßt den Weg und die Umrisse der Häuser erkennen. Man hört den Lärm von vielen Schritten.*
Was mag der Menschenauflauf zu bedeuten haben?
URBINO: Wir werdens wissen, sobald wir um die Straßenecke sind.
ANTONIO MINI: Vorwärts! Hier steht das Wasser. Seht Euch vor, Meister! *(Er faßt Michelangelo am Arm.)*
*Ein starker Trupp von Offizieren, Soldaten, Dienern und Fackelträgern zieht eilig und in merklicher Verwirrung vorüber; die Fackeln tauchen die Häuser in rotes Licht. Inmitten des Zuges gewahrt man die päpstliche Sänfte, deren Vorhänge geschlossen sind.*
MICHELANGELO *(zu einem Kämmerer)*: Herr, was bedeutet das?
DER KÄMMERER: Der Heilige Vater begibt sich in den Vatikan zurück.
MICHELANGELO: Ist etwa Raffael . . .?
EINE STIMME: Raffael ist tot, und Michelangelo bleibt in Italien allein!

*Der Zug entfernt sich. Michelangelo sinkt auf eine Steinbank. Die Wolken sind verflogen. Das Mondlicht glänzt am tiefen, klaren Himmel.*

MICHELANGELO: Ja, das ist wahr, ich bleibe nun allein. Im letzten Jahre war es Lionardo . . . Jetzt ist es Raffael. Und alle, die wir drei gekannt und deren Worten wir gelauscht, sind längst dahin. Ich bin allein noch übrig. Es gab eine Zeit, da es mein Wunsch war, so allein zu sein. Ich träumte von einsamer Größe, träumte davon, des himmlischen Schöpfers einziger Vertrauter zu werden. Ich sah darin das höchste Glück, der Sonne gleich im Weltenraum zu thronen, von keines Nebenbuhlers Leuchten überstrahlt . . . Als gäbe es ein schlimmeres Los auf Erden, als allein zu sein! . . . Wie viele Jahre mußten erst verrinnen, ehe ich den Lionardo lieben lernte . . . ehe der Groll, mit dem ich Raffael verfolgte, zum Schweigen kam . . . Ich wollte selbst mich glauben machen, daß ich sie nicht achten könne . . . Ja, es gab Tage, Michelangelo, da du ein recht armseliger Wicht gewesen bist! Ein Tropf von engem und beschränktem Blick, geneigt, kopfschüttelnd stets zu tadeln, was dir nicht ähnlich war und darum doch vielleicht den gleichen, wenn nicht höheren Wert besaß als du! Schluck diese bittere Pille ruhig hinunter, Michelangelo, sie kann nur heilsam sein! . . . Jetzt bin ich an dem Ziel, danach sich meine Torheit sehnte! Der Sterne Licht am Himmel ist erloschen, und ich bin einsam . . . so allein, daß ich vergehen könnte . . . Doch Tizian lebt ja noch. Auch er ist ein Genie, ein großer Geist . . . Andrea del Sarto weilt noch unter uns. Dann . . . Nein, nein! Sie gleichen nicht, so groß sie immer sind, dem einzigen Lionardo, noch dem, der dort für immer ruht . . . Ja, der war gottbegnadet! . . . Er war die Schönheit und die Anmut selbst, sein Wesen atmete Lieblichkeit und Feinheit, und Himmelssüße lag in seinem Blick, erklang aus jedem seiner Worte! . . . Mir ward das alles nicht zuteil. Was jener war, das kann ich niemals werden! . . . Er ward geliebt, weil er der Liebe wert war! . . . Was ist mir, großer Gott? Ein wundersam Gefühl erwacht in meiner Seele, und Tränen rinnen aus denselben Augen,

die niemals weinen wollten. Ein Schmerzensstrom, der mir vom Herzen fließt, bricht sich gewaltsam Bahn. Und Tränen netzen meine Wangen, ich traure weinend um den Mann, den grollend ich gemieden habe, und der doch so viel besser war als ich! ... Nur eine war, die sich nicht scheute, die ungeschminkte Wahrheit mir zu sagen. Vittoria! Ich wollte ihr nicht glauben, wenn auch des Herzens Stimme meinen Zweifeln widersprach. Jetzt hat des Todes Blitzstrahl uns getrennt. Um meinen Fuß spült noch der Schmutz der Welt, und sein geliebtes Antlitz ruht in Gottes Schoß, umschwebt vom Strahlenglanz der Ewigkeit ... Jetzt erst erkenne ich, wie klein ich war in meiner Falschheit! Nein ... Tizian und alle anderen, die noch leben, verdienen wohl, daß man sie ehrt und achtet; doch denen, die dahingegangen, kommen sie nicht gleich! Uns Lebende umstrahlt ein mattes Licht, das mählich von uns weicht. Ich sehe schon die Schatten länger werden ... Ja, ich bin einsam. Der Eiseshauch des Grabes, das sich aufgetan, weht mir entgegen. Wer ahnt das Schicksal, das der Kunst beschieden ist? Was haben wir, die wir so viel erhofft, gewollt, ersonnen und vollbracht – was haben wir mit alledem erreicht? Wo ist das Erbe, das wir der Nachwelt hinterlassen können? Ein jämmerliches Stückwerk, das unsere Ohnmacht nur zu deutlich offenbart ...

*Er bedeckt das Gesicht mit den Händen.*

URBINO: Kommt, Meister, die Nachtluft schadet Euch!

ANTONIO MINI: Gebt mir den Arm und lasset euch heimgeleiten.

MICHELANGELO: Es ist mir recht. Man muß der Arbeit seine Kraft erhalten, solange man des Lebens Kette schleppt.

## Die Piazza Navona

*Ein französischer und ein englischer Edelmann; ein flämischer Franziskaner; ein Fremdenführer.*

DER FREMDENFÜHRER: Schon als ich euch von weitem

sah, ihr hochgeborenen Herren, da sagte ich mir gleich: Das sind bedeutende Persönlichkeiten! Die Pflicht gebietet dir, ihnen alsbald deine ganz ergebenen Dienste anzutragen.
DER FRANZOSE: Ich bin aus der Champagne, und mein Landgut Brandicourt ist sehr bekannt. Mein Freund dagegen stammt von London her. Wir haben auf gemeinsame Kosten den guten Pater hier in Dienst genommen. Er begleitet uns, hält unsere Kleider in Ordnung und schreibt die Beobachtungen nieder, die wir auf unserer Reise machen.
DER FREMDENFÜHRER: Ich bin beglückt, daß mir die schmeichelhafte Bekanntschaft eurer erlauchten Exzellenzen vergönnt ward. Ich erfreue mich hier in der Stadt einer nicht geringen Hochschätzung, die man – Gott, ich kanns ja ruhig sagen! – weit weniger meinen bescheidenen Verdiensten als meiner vornehmen Geburt und dem Ansehn zollt, das meine Eltern beim Heiligen Vater genießen. Mit Vergnügen lege ich mich und mein geringes Wissen euch zu Füßen. Ich will euch Roms Schönheiten zeigen und sie euch Punkt für Punkt erklären.
DER ENGLÄNDER: Das wäre uns gewiß nur angenehm. Ist aber auch der Preis, den Ihr verlangt, nicht gar zu hoch?
DER FREMDENFÜHRER: Gebt mir, was euch beliebt, erlauchte Herren! Ich werde sicherlich beschämt durch eure Güte sein. Ich trachte einzig nach der Ehre, euch dienen zu dürfen.
DER ENGLÄNDER: Ich möchte aber alles kennen lernen!
DER FREMDENFÜHRER: Das sollt ihr auch!
DER FRANZOSE: Versteht mich recht. Mein Freund und ich, wir sind hierhergekommen, um uns später in der vornehmen Gesellschaft damit rühmen zu können, daß unseren Blicken nichts entgangen ist. Es würde uns aufs äußerste verdrießen, wenn wir zu spät erführen, daß wir, trotz allem, manches nicht gesehen!
DER FREMDENFÜHRER: Seid unbesorgt. Wir können gleich den Anfang machen, wenns euch genehm ist. Gehen wir hier entlang! Der Weg führt uns zum Campo Vaccino; den müßt ihr bewundern! Das war nämlich der Platz, auf dem die Volksversammlungen der alten Römer abgehalten wurden.

DER ENGLÄNDER: Den muß ich unverzüglich sehen!
DER FREMDENFÜHRER: Nur einen Augenblick Geduld! ... Der berüchtigte Pompejus wurde da ermordet ...
DER FRANZOSE: Notiert das, Pater Jean!

*Pater Jean schreibt.*

DER FREMDENFÜHRER: Dann werden wir den Vatikan besichtigen. Einer meiner Vettern, ein besonderer Vertrauter des Heiligen Vaters, wird uns herumführen. Er verlangt nicht viel.
DER FRANZOSE: Ich will die Bilder jenes Malers sehen, der unlängst gestorben ist und den man mit solchem Prunk bestattet hat ... Wie war doch sein Name?
DER FREMDENFÜHRER: Ihr meint wohl Meister Raffael?
DER FRANZOSE: Ja, richtig! Man sagt, er sei ein sehr ... ein sehr geschickter Mann gewesen. Ich habe mir erzählen lassen, daß er sogar für den König gearbeitet hat.
DER ENGLÄNDER: O, den Mann hätte ich gern gesehen ... Aber wenn er tot ist, gehts ja nicht ... Wenn wir den Vatikan besichtigt haben, wollen wir zu Mittag speisen. Führt uns in den Gasthof, wo man am besten ißt.
DER FREMDENFÜHRER: Das war auch meine Absicht, hochgeborene Herren. Ich will euch eine Mahlzeit vorsetzen lassen, über die ihr staunen sollt.
DER ENGLÄNDER: Schreibt die Gerichte auf und auch die Kochrezepte, Pater Jean!
DER FRANZOSE: Könnt Ihr uns nicht auch die Bekanntschaft einiger galanter Damen vermitteln?
DER FREMDENFÜHRER: Ich denke gerade darüber nach. Ich kenne augenblicklich zwei, zu denen ich euch heute abend bringen will. Ihr werdet ganz entzückt von ihnen sein. Wir essen dort zur Nacht. Man macht Musik und bietet euch noch manche Unterhaltung, für die ihr mir all euer Lebtag danken werdet. Ich will euch nur verraten, daß es sehr feine Damen sind, die mit den höchsten Spitzen Roms gar enge Freundschaft halten. Die fremden Herren schätzen sie besonders. Darum mache ich mir bisweilen das Vergnügen, solche bei ihnen einzuführen.

DER ENGLÄNDER: Notiert die Namen dieser Damen, Pater Jean! Wir wollen uns mit ihrer Bekanntschaft brüsten, wenn wir wieder daheim sind.
DER FREMDENFÜHRER: Gehen wir weiter. Ich sehe nämlich dort zwei Kavaliere, die sicher willens sind, sich euch als Führer anzubieten. Ich möchte euch nicht in so schlechte Hände geraten lassen.
DER FRANZOSE: Sapperlot, ein hübscher Palast! Wem gehört er?
DER FREMDENFÜHRER: Ammirato.
DER FRANZOSE *(zu dem Mönch)*: Notiert Euch, Pater Jean, daß wir den Palast des großen Amurat gesehen ... Das war doch wohl ein Türkensultan?
DER FREMDENFÜHRER: Ganz recht, hochedler Herr!

*Sie gehen weiter.*

## Ferrara

*Donna Lucrezias Gemach im herzoglichen Palast. – Donna Lucrezia sitzt an einem offenen Fenster, das nach einem der Innenhöfe hinausgeht. Sie ist in ein einfaches, schwarzes Seidengewand gekleidet, mit Ärmeln und Halskrause von Musselin mit sehr bescheidener Stickereiverzierung. In ihrem schwarzen Haar, das sorgfältig unter einer Sammethaube geordnet ist, schimmern einige graue Fäden. Ihr Gesicht hat einen ernsten und ruhigen Ausdruck. Donna Lucrezia liest eifrig in einem kleinen, in rotes Saffianleder gebundenen Buche, das auf dem Rücken die Aufschrift „De Imitatione Christi" trägt. – Nach einigen Augenblicken legt sie das offene Buch aufs Fensterbrett, geht an einen großen Tisch, setzt sich, breitet einen Bogen Papier vor sich aus, taucht die Feder ein und schreibt folgenden Brief:*

Seiner Exzellenz, dem hochwürdigen Herrn Kardinal Bembo,
zu Rom.

Wenn ich mich heute der lateinischen Sprache bediene, so dürft Ihr doch versichert sein, geschätzter und liebwerter Herr, daß

ich nicht etwa dem eitlen Drange nachgebe, vor Euch mit meinen bescheidenen Kenntnissen zu prunken. Noch weniger aber sollt Ihr glauben, daß ich einen Wettstreit der Beredsamkeit mit dem an Geist mir überlegenen Manne wagen würde, der in unserer Zeit die Schönheit des Stils und die Anmut der Sprache Dessen neubelebt hat, der einstmals über das Greisenalter und über die Pflichten geschrieben. In früheren Tagen haben vielleicht so törichte Gedanken mich beherrscht. Heute benutze ich das Lateinische aus zwei anderen Gründen. Einmal, weil es eine ernste Sprache ist, die unserem Alter ziemt, zum zweiten aber, weil Ihr diese Sprache liebt. Und es ist immer mein Wunsch, in einer Form vor Euch zu treten, die mir einen guten Empfang sichert.

Habe ich auf den Brief, den Ihr an den Iden des September an mich gerichtet, nicht eher schon geantwortet, so lag das daran, daß ich Sorgen hatte, mit denen ich Eure treue Anhänglichkeit nicht beschweren wollte. Der Herzog war so leidend, daß mich sein Zustand lebhaft beunruhigte. Er ist nicht mehr jung, und die wachsende Last der Anstrengungen des Kriegslebens und der Regierungssorgen macht sich in seinem ganzen Körper fühlbar. Ich habe traurige Tage an seinem Schmerzenslager verbracht. Jetzt geht es ihm besser, und ich komme zu Euch einigermaßen getröstet, gestärkt in meinem Mute, doch nicht völlig genesen. Das Leben ist mir zu lang geworden. Übergroßer Schmerz und überreiche Klagen um vieles, das gewesen, bedrückten mir das Herz. Die einst so mächtige Liebe zur Wissenschaft, die meine Mußestunden oft erfüllte, hat ihren Zauber verloren. Nur die Religion hält mich noch aufrecht; doch neben ihren Verheißungen schlummert manche Drohung.

Solche Empfindungen teilt man nicht gern mit einem so lieben Freunde, hochwürdige Exzellenz. Ihr habt Euren eigenen Kummer, Eure eigenen Sorgen, die ich lindern möchte. Wäre es wohl das rechte Mittel, wenn ich Euch noch mit meiner Pein behelligte? Ich glaube nicht. Darum schreibe ich Euch so selten. Aber wie ich davon durchdrungen bin, daß ich beständig in Eurem Gedächtnis lebe, so müßt auch Ihr mir glauben, daß die

Erinnerung an Euch nie aufhört, in den geheimsten Falten meines Herzens wach zu bleiben. Denket daran! Denket daran vornehmlich in den Augenblicken, in denen Ihr mich teilhaben lassen könnt am Dienste Gottes. Gott allein ist meine Stütze, ich hoffe nur noch zu Gott, und mein ganzes Sehnen ist nach Gott gerichtet. Ich verstehe nicht mehr, daß meine Blicke je ein anderes Ziel gehabt! Ich zittere vor seinem Gericht, dessen Strenge ich gewiß nur allzusehr verdiene. Aber Ihr habt mich gelehrt, auch sein Erbarmen zu erhoffen. Zuweilen kommt mir der Gedanke, daß meine Sünden mir dazu verhelfen, die Inbrunst meiner Liebe zu verdoppeln, indem sie mich noch tiefer unter seine Güte beugen.

Lebt wohl, mein Freund. Verfehlet nicht, Seiner Heiligkeit für die huldreichen Worte zu danken, mit denen der Papst vor einigen Tagen seine Dienerin zu ehren geruhte. Und nochmals: Betet für die, die des Gebetes so sehr bedarf!

Gegeben zu Ferrara, am zweiten Tage der Kalenden des Januar.

Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara.

## Brügge

*Ein mit geschnitztem Eichenholz getäfelter Saal. Auf den Friesen die gemalten und vergoldeten Wappen der belgischen Provinzen; über dem großen Kamin das Reichswappen; an der Wand, dem bunten Glasfenster gegenüber, ein großes Gemälde deutscher Schule: Das Jüngste Gericht. Es ist Nacht. Auf einem Tisch brennt eine Lampe, und offene Depeschen liegen umher. – Karl V. sitzt in einem Lehnstuhl am Tisch und schreibt.*

EIN PAGE *(eintretend)*: Hochwürden der Kardinal von Utrecht steht zu Eurer Kaiserlichen Majestät Befehl.

KARL V.: Er trete ein!

HADRIAN: Der Kaiser wünschte mich zu sprechen?

KARL V.: Ich erfahre soeben, daß Leo X. plötzlich gestorben ist. Deshalb will ich mit dir beraten.

Kaiser Karl v.

HADRIAN: Leo X. ist tot? Das kam unerwartet! Er war erst sechsundvierzig Jahre alt. Hat man Euch Einzelheiten berichtet?

KARL V.: Meine Gesandten schreiben mir, den Papst habe der Schlag getroffen, als er hörte, daß Mailand genommen sei, und daß seine Truppen die Franzosen besiegt hätten. Aber ich besitze einen Geheimbericht von Paris de Grassis, dem Verwalter des heiligen Palastes, der mich einen Giftmord vermuten läßt.

HADRIAN: Der Papst wäre ermordet worden? Aus welchem Grunde?

KARL V.: Hat er nicht Petrucci umbringen lassen und so manchem sein Letztes geraubt? Wie dem auch sei, Leo X. ist tot. Setze dich.

*Hadrian setzt sich an den Tisch.*

Wie beurteilst du die Sachlage?

HADRIAN: Die Christenheit verbleibt in einem traurigen Zustand. Die Franzosen sind geschlagen, doch sie werdens nicht dabei bewenden lassen.

KARL V.: Du hast recht. Franz I. kann nicht in Frieden leben. Er ist ein händelsüchtiger Charakter und hat so manche böse Eigenschaft, der man nicht trauen darf. Er träumte von der Kaiserkrone. Ich habe sie mir selbst aufs Haupt gesetzt. Jetzt strebt er nach Burgund und Flandern. Er müßte mir, wonach er trachtet, aus den Händen reißen. Gott wird mir Kraft verleihen, ihn abzuwehren.

HADRIAN: Das sind Erwägungen gar ernster Art. Doch ich gestehe Euch, daß mich noch größere Sorgen quälen, wenn ich an den verwaisten Stuhl Sankt Peters denke. Niemals zuvor war die Religion in so großer Gefahr. Seit Jahren treibt sie einer Katastrophe entgegen. Nun steht sie hart davor.

KARL V.: Ja, sie steht dicht am Rande. Der Abgrund aber ist unendlich tief. Du sagst die Wahrheit, wenn du diese Gefahr größer und furchtbarer nennst als die anderen. Denn alles in der Welt hängt an der Macht der Religion, die auserkoren ist,

über Himmel und Erde zu herrschen. Ist diese Macht gefährdet, dann bricht das Ganze rettungslos zusammen. Ich werde den Zusammenbruch verhindern.
HADRIAN: Bei der Klärung der religiösen Fragen in Deutschland habt Ihr schon Großes geleistet.
KARL V.: Von dieser Seite ist das Schlimmste zu befürchten. Hätte ich nicht, jäh zupackend, den Wagen plötzlich aufgehalten, den wilde Rosse mit sich fortgerissen, das Unheil wäre nicht mehr gutzumachen. Ich will die Ketzerei nicht dulden, noch jemals mit den Erzrebellen Frieden schließen. Gönnte ich den Anstiftern der schändlichen und unverzeihlichen Empörung auch fürder Ruhe, so würde ich mir nur selber schaden. Der Glaube Christi ist bedroht, und ich, der Kaiser, sollte ihn nicht schützen? Der Stellvertreter der Apostel ist der Meinung – gottlob, ich irre mich! er war der Meinung, wollte ich sagen –, daß Luther als Stilist zu loben sei. Ihm machten seine Briefe Freude, und er empfahl immer Milde und Geduld, wenn von dem Brandstifter die Rede war! . . . Doch ich bin da! Sonst würde die Hölle wohl triumphieren!
HADRIAN: Gott hat den heiligen Zorn in Euch entfacht, wie einst in Gideon, dem Richter.
KARL V.: Es ist zu seltsam, daß weder Franz I. noch der Papst begriffen, wohin uns diese Neuerungen führen. Man braucht doch nur den Eifer zu sehen, mit dem die kleinen Fürsten sie sich angeeignet haben, die Lust, mit der die Bürger sich darein vernarrt. In diesen sündhaften Lehren ist das Gift der Unabhängigkeit, der Anarchie verborgen. Sie gäben bald den Kurfürsten Rechte wider mich und den Vasallen wider ihre Lehnsherren. Der stille Bürger würde unterjocht vom Pöbel. Der Papst ließ jeden nach Belieben schwatzen und bildete sich ein, das Unheil wäre nicht größer, als wenn ein Lumpenhund sich mit Erlaubnis einen Sonntagsrausch genehmigte. Doch einmal kommt es, daß der Trunkenbold in Raserei gerät. Dann ist es meist zu spät . . . Ich sehe klar: die Zügellosigkeit muß jetzt ein Ende haben . . . Die Welt hallt von den frechen Schmähschriften

eines Ulrich von Hutten wider; von den anderen ganz zu schweigen . . . Bist du nicht meiner Ansicht?
HADRIAN: Wie könnt Ihr zweifeln? Zwei Laster haben sich die Hand gereicht und schüren im Verein des Aufruhrs Flamme. Die Religion soll ihre Beute sein; mit ihr die ganze Welt. Ihr kennt die Laster so genau wie ich. Es sind die kirchliche Verderbnis und die gottvergessene Toleranz, des bösen Wandels Schwester.
KARL V.: Du teilst also die Meinung, daß der zukünftige Papst von der weltlichen Art seiner Vorgänger wird lassen müssen?
HADRIAN: Zaudert er, ist unser Untergang gewiß! Er muß ein Papst sein und kein Fürst; ein Theologe, doch kein Literat; kein Lüstling, sondern ein Asket; von hartem Brot und von des Waldes Kräutern muß er leben, und nicht von Schlemmerspeisen, die man ihm in goldenen Schüsseln reicht. Ein Napf von Holz soll ihm das Gold ersetzen! Mit seinem Bettelstab muß er der alten Heiden Götzenbilder zertrümmern, die, zum gerechten Zorn der Gutgesinnten, die heiligen Paläste jetzt entehren! Nicht Entzücken darf ihn erfüllen, wenn er Bembos und Vidas Phrasenschwall vernimmt. Es sei ihm Pflicht, dies Volk in sicheren Gewahrsam zu befördern und ihm die schwersten Strafen zu diktieren! Ja, Kaiser, nur die Buße kann die Welt noch retten! Sie kann hienieden ihr Erlösung bringen von den verhängnisvollen Folgen ihrer Laster und kann sie retten vor der Hölle Gluten, die uns mit jedem Tage näher sind!
KARL V.: Und wenn uns nun ein heiliger, unbeugsamer Papst erstünde, und wenn der Kaiser seine Mühen teilte und nie erlahmte, den Glauben zu schützen und zu verherrlichen: glaubst du, daß diese beiden Mächte, eng verbunden, die Welt befreien könnten?
HADRIAN: Der Erde ward ein ganz bestimmtes Maß von Herrschgewalt verliehen, die nimmer wächst noch abnimmt. Nur die Verteilung ändert sich in den verschiedenen Epochen und in der Staaten mannigfachem Wechsel. Der Lutheraner Streben läuft darauf hinaus, die kostbare Gewalt in winzige Teile

zu zerspalten, und die betörten Priester lassen es ruhig geschehen. Die Folge ist, daß sie in Hände fällt, die nicht imstande sind, sie festzuhalten. Doch wären Papst und Kaiser eines Willens und nützten ihre Macht zum Heil des Kreuzes aus, dann wäre es zum Glück der Welt, die voll Bewunderung ihrem Beispiel folgte!

KARL V.: Ich bin Kaiser ... du aber sollst der neue Papst sein!

HADRIAN: Ich zage nicht, Euch zu gestehen, daß es ein großes Unglück für mich wäre. Denn meine letzten Jahre sehnen sich nach Ruhe. Doch für die Seelen wäre es ein Gewinn, da ich erbarmungslos für die Erlösung kämpfen würde.

KARL V.: Du hast mich nicht verstanden. Lies die Depeschen! Das Konklave hat sich alsbald nach Leos Tod versammelt. Ich habe den Kardinälen die Augen geöffnet, und sie haben die Wahrheit erkannt und dich zum Papst gewählt. Der Heilige Geist hat dich zum Werkzeug ausersehn, und du bist unser Papst!

HADRIAN *(faltet die Hände und hält sie an seine Brust gepreßt. Seine Augen sind geschlossen, und seine Lippen murmeln leise ein Gebet. Einige Minuten herrscht Schweigen)*: Ich habe Sammlung finden müssen. Nie braucht die schwache Kreatur die Sammlung mehr als ich in diesem Augenblicke. Gottes Hand ruht auf mir. Sein heiliger Wille geschehe! Es ist mir unbekannt, ob meines Schicksals Wendung so entstanden, daß Ihr, mein Sohn, mit weltlich klugem Blick den freien Lauf der Wahl beeinflußt habt. Mir bleibt auch nicht die Zeit, dem nachzuforschen. Ich habe die Tiara nicht gewollt, sie nie ersehnt. Ob Ihrs gewünscht, ob Ihr dagegen wart: was Gott tut, ist stets wohlgetan! Ich bin ein armer Mann von schlichter Abkunft und lebte unbemerkt in Nordlands Nebelreich. Nie habe ich Italien gesehen. Wie ein zerlumpter Vagabund werde ich den Vatikan betreten. Der Glanz des Palastes der Könige soll meine Gegenwart als einen Schimpf empfinden. Ja, dieser Glanz soll fühlen, wie ich ihn verachte! Mit rauher Hand will ich ihn treffen. Und ists der Wunsch des Herrn, der mich jetzt ruft, so setze ich an seine

Statt christliche Demut und Bescheidenheit, die uns vor allem not tut!

KARL V.: Bauet auf mich, Heiligster Vater, als auf Euren gehorsamen Sohn. Uns beiden ist der Sieg der guten Sache sicher. Wir müssen ihn erringen! Des Kaisers Heer, sein Geld und sein Verstand sind Euer Werkzeug . . . Der Augenblick, der Hand in Hand uns sieht, heischt volle Offenheit . . . Drum lasset mich Euch mahnen: Bleibet stark! Weicht nicht zurück und strauchelt nicht! . . . Mein Weg führt vorwärts. Und wenn die Kirche zaudert, mir zu folgen, so zwinge ich sie mit Gewalt an meine Seite!

*FÜNFTER TEIL*

# MICHELANGELO

MICHELANGELO BUONARROTI

# Vor Rom

## 1527

*Das Lager der kaiserlichen Truppen. – Drei Uhr morgens. – Lange Feuerreihen bezeichnen den Bereich der Biwaks; die Feldwachen sind auf den Beinen; Kompagnien und Bataillone lagern auf nackter Erde; die Leute liegen in tiefem Schlafe. Hier und da wird das Schweigen unterbrochen; ein Musketenschuß kracht, oder Schreie durchzittern die Luft. Ein einziges Zelt ist aufgeschlagen: das Zelt des Oberbefehlshabers, des Connétable von Bourbon. Darin ein grobgezimmerter Tisch mit einer Unschlittkerze. Der Connétable ist in voller Rüstung, nur den Helm hat er abgesetzt; er geht, in heftiger Erregung, auf und nieder. Don Fernando d'Avalos, Marchese von Pescara, Führer der spanischen Truppen, ist mit ihm im Zelt.*

DER CONNÉTABLE: Wo bin ich hingeraten? . . . Was ist aus mir geworden, daß ich solch ungeheuerliche Missetat begehen kann, die selbst die spätesten Geschlechter nie begreifen werden, viel weniger denn verzeihen? Rom im Sturm zu nehmen? Die ewige Stadt entehren, plündern und Akte der Gewalt in ihrem Schoß verüben! In Rom! . . . Nur die verruchtesten Barbaren haben sichs erkühnt! Nur sie ersah der Himmel aus, die Schmach zu tragen, die ich von neuem jetzt verüben soll! Ja, wer bin ich, daß ich den Schimpf an meinen Namen kette? Ich bin ein Sproß des edelsten Geschlechtes aller Zeiten! Ein Abkömmling von Königen, Heiligen und siegreichen Eroberern! Und ich vollbringe eine Tat, die mich von Blut und Schande triefen läßt? . . . Doch nein, ich bin ja nicht, was ich Euch vorerzähle! . . . Glaubt nicht ein Wort von meinem Schwatz, Marchese! . . . Ich wäre der Connétable von Bourbon? Unsinn! Ein Wicht bin ich, den jeder schmähen darf! Ein armer, hergelaufener Mensch, beschimpft von Ihrer Hoheit von Savoyen, vom Herrn von Bonnivet, von jedem Günstling, jeder Schranze, von allen Kupplern, Huren und Halunken, die sich in ihres Königs Gnade spreizen! Man hat Verrat an mir geübt, hat mich betrogen, mich verhöhnt, beraubt und fortgejagt. Ich wollte

Rache nehmen! So geschahs, daß ich, mit zornerfülltem Herzen, die Röte tiefster Scham auf meiner Stirn, den Tag begrüßte, der mich in kaiserlichen Diensten sah, wo ich um meine Ehre kämpfen wollte . . . Nun steh ich vor Euch als der Feldhauptmann, der General der Truppen. Ein schöner Titel – den der Spott mir gab! In Wahrheit bin ich ein Lakai, das Werkzeug niedrigster Intrigen, mit denen eine würdelose und verlogene Staatskunst mich umgarnt! . . . So tief bin ich gesunken, daß eine Soldateska, die vor Hunger murrt, als ihren Spielball mich betrachten darf. Sie treibt mich vor sich her, heißt mich, sie führen, wohin ein anderer Wille sie bestimmt, und läßt mich schuldig werden an jeder Rebellion, die sie begangen. Und hinter dieser Rotte steht der Kaiser und ruft mir zu: Vorwärts! . . . Drauflos, besinnt Euch nicht so lange!

DER MARCHESE: Ja, es ist wahr! Nie sah ich einen Menschen, den das Unglück so hart heimgesucht wie Euch.

DER CONNÉTABLE: Was konnt ich tun? Was sollte ich beginnen, um mich aus der Bedrängnis zu befreien, in die seit Jahren ich geraten war? Es gab ein leichtes und auch sicheres Mittel: Madame von Savoyen in die Arme zu sinken und von ihrer Huld zu leben. Man hätte mich mit Gunstbeweisen überhäuft; man hätte auch geruht – geruht, Marchese! – mir den erlittenen Schmerz zu lindern, indem man mir, zum Lohn für das Metier, das Erbteil meines Bluts nicht länger vorenthalten! Und König Franz wäre so entzückt von meiner Niedrigkeit gewesen, daß er mir die Verdienste, die ich mir errungen, nicht weiter nachgetragen hätte . . . Im Kreise der Vertrauten hätte ich teilgehabt an seinem Wüstlingstreiben . . . man hätte mich beglückwünscht . . . Jedoch . . . die Ehre stand im Wege . . . Könnt Ihr begreifen, daß die Ehre eine Bestie ist? Ein wildes, widerspenstiges Tier, das jeden Mann von friedlichem Gemüt mit seinem Haß verfolgt? Ich war bereit, mich still zurückzuziehen, vom Schauplatz abzutreten. Auf meinem Landgut hätte ich gelebt, den Dorfjunker gespielt, erstickt und ausgelöscht, was ich an Tatendrang und hohem Streben in mir fühlte . . . Kurz, ich ergab mich drein, daß

ich in meines Hauses Chronik dereinst als braver Müßiggänger figurieren würde, von jener Art, die man mit Achtung nennt, weil sie die Gattung wacker fortgepflanzt ... Doch nein, das wäre tadelnswert gewesen! Dem Hof entrinnen? Nicht den Rücken krümmen? Nicht Weihrauch streuen und nicht Amen sagen in der frommen Messe, die ohne Unterlaß gesungen wird zum Preis des hohen, heiligen Königtums? ... Ich war ein Mißvergnügter. Man durfte ja nicht dulden, daß ich in Ruhe lebte. So ward ich denn gequält, bedroht, gehetzt. Ich floh – ward zum Verbrecher abgestempelt, weil sich mein Tun mit unserem heutigen Rechtsbegriff nicht deckte. Herr von Bayart, der alte Ehrenmann, den wir vor unseren Augen sterben sahen, hat mir geflucht, noch ehe er verschied. Er, den der Himmel mit dem seltenen Glück bedachte, daß er des Lebens Wechselfälle ihm ersparte! Wenn sich ein Fluch auf meine Lippen drängt, so ist es, meiner Seel, nur zu begreiflich! Dem Himmel möchte ich fluchen, allen Engeln, ja Gottvater selbst! Sie haben mich auf eine Bahn getrieben, auf die mein eigener Wille mich nicht lockte!

DER MARCHESE: Ihr habt gar manche harte Prüfung schon ertragen. Das Ende aber ist nicht abzusehn. Vielleicht wird Euch doch noch Gerechtigkeit zuteil!

DER CONNÉTABLE: In langen Jahren habe ich erkennen müssen, daß es Gerechtigkeit nicht gibt! Das ist ein leeres Wort, ein Spuk nur, der uns narrt! Es gibt Naturnotwendigkeiten, deren Logik uns verschlossen bleibt. Wir werden ihre Quelle nie ergründen. Klar ist mir nur, daß Gut und Böse fortan Namen und Gewand vertauschen. Fürsten und Edelmänner sind in unserer Zeit nicht mehr zu finden. Was sage ich, Edelmänner! Nein, Männer gibts nicht mehr! Der Titel eines Fürsten oder Edelmanns war ehedem dazu bestimmt, den Mann zu ehren, der ritterlicher war als seinesgleichen. Wir kennen Herren nur und Knechte und Hunde, die man peitscht. Und kriecht der Knecht nicht brav auf allen vieren, so saust auch ihm die Peitsche um die Ohren. So ist die schönste aller Welten jetzt beschaffen

– so wird sie bleiben! Ludwig XI. ist der Vater der Methode. Daß sie gefällt, beweist mir ihr Erfolg.
DER MARCHESE: Hat sich Papst Clemens schon des Kaisers Willen unterjocht? Sieht er nicht die Gefahr, in der er schwebt? Nur striktester Gehorsam kann ihn retten!
DER CONNÉTABLE: Seit gestern gab der Papst kein Lebenszeichen. Hat ihm der Schrecken jedes Glied gelähmt, daß er sich keinen Rat noch Weg mehr weiß? Vielleicht auch ahmt er den Insekten nach, die, wenn man sie bedroht, durch eine List, die Ohnmacht nur verrät, sich retten wollen? Die kugeln sich zusammen, ziehen Kopf und Füße ein und lassen sich getrost herniederfallen. Wenns glückt, so glückt es eben! . . .
DER MARCHESE: Ihm glückt es nicht! Sein Schicksal gibt ihm bald den Gnadenstoß. Es führt den Namen Karl V. und kennt keinen Pardon.
DER CONNÉTABLE: Ja, es stößt zu, und ich bin seines Zornes Werkzeug. Der Kaiser wäscht sich rein. Es habe nie in seinem Sinn gelegen, so folgenschweres Unheil anzurichten – so hör ich ihn schon heute sagen. Das Werkzeug wird mit wohlgeheuchelter Verachtung weggeworfen, und ich bin vogelfrei! Dies Schicksal ist mir so gewiß, daß ich schon das Kommando niederlegen wollte. Man hats vorausgesehen und mich daran gehindert.
DER MARCHESE: Unsere spanischen Truppen sind zu zählen, und Eure italienischen und deutschen Scharen bestehen aus den abgefeimtesten Verbrechern.
DER CONNÉTABLE: Ihr seid soeben erst hier angekommen und schätzt sie richtig auf den ersten Blick. Ich selber wußte nicht, was mir der Kaiser in die Hand gegeben hat. Jetzt habe ich erkannt, daß es ein glühend Eisen ist! Die lutherischen Abenteurer, von denen Deutschland glücklich befreit ist, bilden den Kern meiner Truppen. Man sagt, Papst Julius und Alexander hätten einst Türken angeworben. Das mußten, im Vergleich mit meinen Ketzern, wahre Lämmer sein! Für die bedeutet es ein frommes Werk, wenn sie einen Priester schmähen oder töten.

So ziehe ich durch das beklagenswerte Land und muß die Taten dieses Lumpenpacks mit meinem Namen decken.

DER MARCHESE: Dem Kaiser gab der Himmel große Klugheit. Nur Gott mag die Geheimnisse durchdringen, die in der Tiefe seiner Seele schlummern und ihn zu solchem Tun getrieben haben.

DER CONNÉTABLE: Ich kann es nicht, soweit ich selbst nicht mit im Spiele bin. Doch meinen eigenen Fall durchschaue ich. Wen so das Unglück erst verfolgt und niederduckt, dem schärft es auch die Sinne. Ich fühle, ahne und errate, was wider mich geschieht, und auch der Gründe bin ich mir bewußt. Wie man ein Roß nicht schont, das einem nicht gehört, so wenig schont der Kaiser mich! Die schweren Lasten, die des Dieners Rückgrat brechen und ihn beschmutzen, sind gut genug für mich. Er hütet sich, sie seinen anderen Generalen aufzubürden! Mich hieß mein Unstern seine Wege kreuzen. Was kümmern ihn mein Leben, meine Ehre? Er ist ein Mann, der über Leichen schreitet ... Er wirft mich, ohne mir ein Wort zu sagen, an seines Heeres Spitze. Mir verschlägts den Atem ... Als ich die Sprache wiederfand und um mich sah, und als ich Offiziere und Soldaten erst aufs Korn genommen hatte, da ward mir klar, daß es Spione waren und der Menschheit Abschaum ... Ja, Räuberhauptmann bin ich jetzt, Marchese ... Von kaiserlichen Gnaden! Das ist des Connétable Los, das sein Beruf. Meint Ihr nicht auch, daß Bayarts Fluch sich leidlich schon erfüllte?

DER MARCHESE: Gleich einem Dolch dringt jedes Eurer Worte mir ins Herz. Ich sehe, schmerzbewegt, daß Ihr die Wahrheit sagt. Der Kaiser zeigte sich, weil dies sein Rang erheischt, Euch scheinbar edelmütig. In Wahrheit wollte er des Hauses Frankreich Unglück. Drum duckt er den Rivalen jetzt, so tief er kann. Ja, Herr, Ihr habt triftige Gründe, den Himmel anzuklagen. Das Schicksal hatte nicht das Recht, Euch also heimzusuchen. Ihr habt, als Ihr das Vaterland und Euren angestammten Herrn verließet, so gehandelt, wie auch ich an Eurer Statt gehandelt hätte. Ich weiß, daß neuerdings der Grundsatz gilt, man

müsse ohne Widerspruch den Nacken beugen und alles dulden: Grausamkeit, Ungerechtigkeit und jeden Schimpf; man müsse still das Gräßlichste ertragen, das einem zugefügt wird von Männern, die des Thrones Stützen bilden. Nur wer der Marionette Drähte zieht, der ist im Recht! . . . Ein hölzern Götzenbild ist jetzt das Vaterland geworden! Gleich einer Puppe regt es seine Glieder, öffnet und schließt den Mund und rollt die großen, dummen Augen. Der erste beste bringt sie in Bewegung und legt ihr Worte in den Mund, die er allein gesprochen. Ein eigenes Leben hat die Puppe nicht. Wohl aber hat der Menschen tüftelnder Verstand so manches schöne Wort erfunden, das unserer Riesenpuppe Nimbus leiht und aller Schelme Freveltaten zu guten Werken werden läßt. Und wer ein Sklave, ein Helote ist, ein Jämmerling, der seiner Mannheit bestes Teil geopfert, der prägt aus diesen schönen Worten bare Münze. Ein rechter Mann verlangt nicht weniger, als er gibt. Wenn Vaterland und Herrscher Achtung fordern, so mögen sie auch anderen Achtung schenken! Tun sie das nicht, so ist man frei von Schuld! Euch haben Vaterland und Herrscher ins Gesicht geschlagen. Ihr gabt den Schlag zurück; wer wollte Euch drum tadeln? Die harte Strafe: daß Ihr ein Opfer kaiserlicher Willkür nun geworden seid, verdient Ihr wahrlich nicht. Das war kein guter Gott, der dulden konnte, daß Euch der Strom, der jetzt die Mauern Roms umbrandet, mit fortgerissen hat. Euch triffts allein, wenn sie in Trümmer fallen . . .

DER CONNÉTABLE: Geht jetzt, Marchese, es ist Zeit! Der Kaiser, der Euch Rücksichten erweist, die er mir nicht zu schulden glaubt, gab Euch ja den Befehl, das Heer mit Euren Kompagnien zu verlassen und heute abend auf Neapel zu marschieren.

DER MARCHESE: Mein Herz ist schmerzerfüllt. Ich möchte bei Euch bleiben und Euch helfen, um allzu großes Unheil zu verhüten.

DER CONNÉTABLE: Ihr könnt und dürft es nicht. Euch war der Kaiser stets ein hochgesinnter Herr. Gehorcht ihm! Lebet wohl!

DER MARCHESE: Ich hoffe auf ein Wiedersehen.
DER CONNÉTABLE: Wer weiß? . . . Ich wünschte es mir nicht. Lebt wohl! Begegnet Ihr der gütigen Marchesa, so versichert sie ihres Dieners tiefster Ehrfurcht.
DER MARCHESE: Donna Vittoria kennt die Größe Eurer Seele. Ich habe sie oft bitter weinen sehen, wenn man ihr von Euren Leiden erzählte.
DER CONNÉTABLE: Leb wohl! Bis an mein Lebensende bleibst du unvergessen, edler Fernando d'Avalos. Bei meinem letzten Atemzug will ich der Freundschaft noch gedenken, mit der du den Enterbten beglücktest . . . Dein hoher Kampfesmut wird leuchtend vor mir stehen, der Adel deiner Seele mich erheben, der deines Namens Adel überstrahlt . . . Ich denke dein, Fernando! Umarme mich! . . . Leb wohl!
DER MARCHESE: Lebt wohl, Hoheit! Mag es der Himmel endlich müde werden, Euch Kummer zuzufügen, den Ihr nicht verdient!
DER CONNÉTABLE: Das muß ertragen werden! . . . Geh, leb wohl! . . . Schon bricht die Nacht herein, und der Morgenröte Schimmer darf dich hier nicht finden. Auch höre ich die Stimmen meiner Kerkermeister, meiner Offiziere . . . Sie kommen, scheinbar sich Befehle holen, in Wahrheit aber, mich zu kommandieren. Ich will nicht, daß die Reinheit deines Herzens besudelt wird vom Pesthauch der Gemeinheit . . . Drum geh!

*Sie drücken sich die Hand; der Marchese geht.*

*Es erscheinen: Hauptmann Georg von Frundsberg, Anführer der lutherischen Landsknechte, ein begeisterter Anhänger des Reformators, ein echter Soldat und großer Beutejäger; er trägt einen langen, über den Panzer hinabwallenden weißen Bart. Ferner: Hauptmann Alessandro Vitelli und Piero Maria de' Rossi, Anführer der italienischen leichten Reiter, Don Antonio de Leyva, Befehlshaber der Fußmannschaften, Alarcon und Lannoy, spanische Generale.*

FRUNDSBERG: Euch zu Diensten, hoher Herr. Laßt uns, wenns Euch genehm, nun Rates pflegen und alles vorbereiten, damit sogleich bei Tagesanbruch zum Sturm geblasen werde.

DER CONNÉTABLE: Nehmt, bitte, Platz, ihr Herren! Ich habe Wichtiges mit euch zu sprechen.
DON ANTONIO DE LEYVA: Wir sind ganz Ohr.
DER CONNÉTABLE: Legt ihr Gewicht auf einen Rat von mir, so lasset uns noch jetzt, in dieser Stunde, dem Papst einen Unterhändler senden.
FRUNDSBERG: Was soll der dort? Wir unterhandeln selbst! Und steht Papst Clemens erst leibhaft vor uns, so kanns auch an der Verständigung nicht fehlen.
DER CONNÉTABLE: Ich glaube nicht, daß es des Kaisers Absicht ist, die Dinge mit Gewalt zu überstürzen.
LANNOY: Darüber seid Ihr wohl am besten unterrichtet . . . Wir aber, meine Kameraden und ich, wir sind gekommen, den Sold für die Truppen in Empfang zu nehmen. Die Leute warten seit zwei Jahren auf ihr Geld. Ihr hattet uns versprochen, daß wir Mailand plündern und dann Bologna und Florenz ausrauben sollten. Habt Ihr Wort gehalten?
FRUNDSBERG: Müßige Frage! Seine Gnaden dachten nicht daran, ihr Wort zu halten! Es ist Zeit, daß das jetzt anders wird. Der Soldat lebt nun einmal nicht von der Luft.
LANNOY: Wir haben jetzt kein anderes Ziel, als Rom zu nehmen. Es mag zum letztenmal gesagt sein, daß schöne Redensarten nicht mehr wirken. Also vorwärts!
DER CONNÉTABLE: Die Sprache, die Ihr führt, ist kühn, Herr von Lannoy!
LANNOY: Ein Degen kann nicht gerader sein als ich! Ich halte Euch in hohen Ehren, doch was sich nicht vermeiden läßt, muß eben geschehen.
FRUNDSBERG: Ganz unsere Meinung! Sprecht weiter, Lannoy . . . Ihr redet wie ein Buch!
DIE ANDEREN GENERALE: Bravo! Gezaudert ward genug!
LANNOY: Da ich, wie Ihr nun seht, des Kriegsrats Einverständnis habe, so entscheidet, Herr! Ich bin entschlossen. Der junge Tag wird mich an der Spitze meiner Truppen sehen . . . Eben graut der Morgen . . . ah, da sind sie schon! Hört Ihr die

Deutscher Landsknecht

Trommelwirbel? Hört Ihr die Hörner und Trompeten? Auf, Herr! Zum Sturm! Kommt Ihr nicht mit uns, oder weigert Ihr Euch, als unser Führer uns voranzugehen, so . . .

DER CONNÉTABLE: Ich weigere mich nicht . . . Ich sagte nur . . .

FRUNDSBERG: Ich sage Euch, Ihr werdet jetzt marschieren! Vorwärts, Herr! Der Kriegsrat ist beendet. Ich war so frei, im voraus die Befehle zu erteilen, die ich von Euch erwarte . . . Öffnet das Zelt! Aufs Pferd!

*Die Zeltvorhänge werden heftig aufgerissen. Der Tag bricht an. Von allen Seiten vernimmt man Kommandorufe und Signale. Die Truppen rücken vor. Fußvolk und Reiterei stürmen gegen die Mauern Roms. Zur Linken donnern die Geschütze, und markerschütterndes Feldgeschrei mischt sich in die unaufhörlichen Salven. Kompagnien umringen lärmend das Zelt.*

DIE SOLDATEN: Sturm! – Sturm! – Wo ist der Connétable? – Er mag sich sputen! – Vorwärts! – Vorwärts, Herr! – Herr Connétable von Bourbon, ists Euch gefällig? – Tod dem Papst! – Nieder mit den Kardinälen! – Schlagt alles kurz und klein!

FRUNDSBERG: Also, zum letzten Male, Herr, was wollt Ihr? Säumt Ihr noch länger, so stehe ich für nichts!

DER CONNÉTABLE: Man sattle mir mein Pferd!

DIE SOLDATEN: Hier ist es! – Steigt auf! – Kommt mit uns! – Hoch Bourbon! – Tod dem Papst! – Plündert die Stadt! – Plündert! . . .

*Der Connétable, Georg von Frundsberg und alle Hauptleute schwingen sich in den Sattel; die Soldaten umringen sie und ziehen sie mit sich fort.*

FRUNDSBERG *(den Degen in der Faust)*: Wackere Kameraden! Blickt auf meinen Sattelknauf! Seht ihr die Stricke? Mit ihnen wollen wir den Papst und seine Helfershelfer binden!

DIE SOLDATEN: Ja, ja! – Laßt uns sie fangen! – Sie müssen hängen! – Tod ihnen! – Her mit ihrem Geld! –

EIN OFFIZIER *(im Galopp herbeisprengend)*: Ich komme von der Porta del Popolo. Das Tor ist gestürmt. Unsere Haubitzen

haben alles kurz und klein geschossen! Jedoch die Bürger setzen sich zur Wehr. Wir bedürfen dringend der Verstärkung!
FRUNDSBERG: Laßt Euren Gaul die Sporen fühlen, Herr! Ihr sollt Euch rühmen dürfen, daß Ihr als erster in die Stadt gezogen seid!
*Die Generale reiten im Galopp davon; ihnen folgen die schweren Reiter und Landsknechte, die laute Rufe ausstoßen und einen lutherischen Choral anstimmen.*
DIE SOLDATEN: Singt mit uns, Connétable! Singt!
FRUNDSBERG: Singt, Herr! Das wird die Kerls begeistern!
DER CONNÉTABLE: Ich bin kein Lutheraner!
FRUNDSBERG: Doch Ihr seid unser Führer und habt die Pflicht, uns zum Siege zu verhelfen! Stimmt ein in unser Lied, laßt Euch nicht länger bitten!
*Er beginnt mit Donnerstimme zu singen, schwingt seinen Degen und reitet weiter. Geschützsalven auf der ganzen Linie, dazwischen Musketenfeuer. Die Verteidiger Roms antworten nur schwach.*

## Auf den Wällen

*Einige italienische Scharfschützen und Schweizer; schlecht bewaffnete Bürger.*
ERSTER BÜRGER *(nachdem er seine Büchse abgefeuert)*: Da fiel wieder einer!
ZWEITER BÜRGER: Wart, ich lege noch einen daneben!
DRITTER BÜRGER: Wir haben verdammt wenig Soldaten! *(Er schießt.)* Will man uns etwa kalt machen lassen?
*Eine Schar junger Leute und Künstler kommt herzugelaufen. Alle sind bewaffnet.*
ROSSO: Feuer auf das Ketzerpack!
*Allgemeine Salve.*
BENVENUTO CELLINI: Macht Platz, Schockschwerenot! Ich will euch zeigen, wie man schießt! Meine Büchse hat noch nie ihr Ziel gefehlt.

*Er zielt und drückt ab.*

EIN KÜNSTLER: Daneben!

BENVENUTO CELLINI: Mach deine Augen auf, du blindes Huhn! Jetzt, da der Rauch verflogen, kannst du's sehen! Ich schoß auf die Gruppe, die dort drüben hielt . . . die mit dem Helmbusch und den goldenen Panzern. Einer von ihnen fiel, ich bins gewiß. Ein herrenloses Pferd rast wild davon.

EIN BÜRGER: Die Schweizer und die Schützen ziehen ab! . . . Was soll das heißen? . . . Holla, Herr Offizier . . . Was wird aus uns, wenn ihr mit den Soldaten abmarschiert?

DER OFFIZIER: Was euch beliebt! Die Tore sind gesprengt, der Papst hat sich in die Engelsburg eingeschlossen. Ich habe den Befehl, die Leute zu sammeln, und rate euch, geht hübsch nach Haus.

BENVENUTO CELLINI: Wahrhaftig, er hat recht! Da kommen schon die Deutschen! Sie schlagen um sich wie die Wilden! Rette sich, wer kann! Zum Stillesitzen ist jetzt nicht die Zeit!

*Er springt von der Mauer hinab. Die Anwesenden zerstreuen sich; die Letzten werden von den Hellebarden der Landsknechte ereilt.*

## In der Engelsburg

*Ein Saal. – Papst Clemens VII.; Don Hugo de Moncada, kaiserlicher Gesandter.*

DER PAPST *(sehr erregt)*: Das ist ja Gottesfrevel! Der Kaiser sündigt wider Gott, indem er wagt, uns anzutasten. Er wirds mit seinem Seelenheil zu büßen haben!

MONCADA: Glaubt mir, mein Vater, der Kaiser wird zum Tod betrübt sein, wenn er vernimmt, was sich ereignet hat. Doch Ihr habt dieses Unheil selbst entfesselt, und der Zusammenbruch ist Euer Werk! Er braucht die Strafe nicht zu fürchten!

DER PAPST: Wer sonst? Ihr hört meiner Untertanen Schmerzgeschrei und seht den Erben von Sankt Peters Thron, wie ein gehetztes Wild, umstellt in seinem letzten Unterschlupf . . . Und

dennoch findet Ihr den Mut, zu leugnen, daß es des Kaisers Truppen sind, die diese Greueltaten verüben? Daß diese grauenvollen Mörder seinen Fahnen folgen? Sind es nicht Eure Generale, die sie führen? . . . Was wollt Ihr jetzt von mir? Mich töten?

MONCADA: Beruhigt Euch, Heiliger Vater! . . . Ich bitte Euch flehentlich, beruhigt Euch! . . . Ihr laufet keinerlei Gefahr . . . Zur Stunde wenigstens seid Ihr ganz sicher.

CLEMENS VII.: Wollt Ihr behaupten, daß mich vor den Zähnen dieser wilden Tiger, die nach meinem Blute lechzen, mehr als eine Mauer schirme? Und diese eine Mauer ist nicht allzu stark; das weiß ich wohl . . . Die wenigen Soldaten, die mir blieben, könnt Ihr zählen. Was habt Ihr mit mir vor, Herr von Moncada?

MONCADA: Wir baten Euch, das unhaltbare und trügerische Bündnis, das Euch Frankreich angetragen, abzuweisen. Wir beschworen Euch, Ihr möget mit den Venezianern, Schweizern, Florentinern nicht paktieren. Das seien Leute ohne Macht und Ehre, von Franz I., der soeben unserer Hand entronnen, aufgestachelt, des Kaisers stolzes Glück zu Fall zu bringen . . . Ihr habt, statt uns Gehör zu schenken, die Ruchlosen in ihrem Tun bestärkt! Wir haben nur das eine Ziel vor Augen: die Religion zu retten und Italien zum Frieden zu verhelfen. Ihr aber säet Zwietracht und haltet des Verbrechens Fahne hoch! Ihr wandelt auf dem gleichen Irrpfad, den mancher Papst vor Euch bereits betreten hat. Und doch hat Euch die Erfahrung gelehrt, daß es verderblich ist, den Weg zu wählen!

DER PAPST: Nein! dreimal nein! Ich tat, was jeder Fürst in meiner Lage wohl versuchen würde. Ich wollte die Hoheit des Heiligen Stuhles schützen und dem christlichen Staat seine Unabhängigkeit erhalten. Euer kaiserlicher Adler schlägt seine scharfen Krallen dem bebenden Europa in die Weichen. Nichts kann vor seiner Gier, die alles zu verschlingen droht, sich retten! . . . Gelänge es dem Kaiser, seine unverhohlenen Wünsche zu erfüllen, so bliebe nichts auf dieser Erde frei! Wir sahen ja mit unseren eigenen Augen, daß sein Wille selbst den Thron

des Papstes unterjochte. Er setzte einen Schattenpapst darauf, der einst sein Schulmeister gewesen war. Es ist ein Glück, daß dieser hergelaufene Mensch die höchste Würde, die auf Erden ist, nicht allzulange in den Schmutz gezogen hat!

MONCADA: Des Kaisers Sinn ist nur dem Guten zugewandt, und daran hält er fest! Habt Ihr vergessen, daß es in der Welt nur zwei Gewalten gibt, von Gott erlesen, Recht und Ordnung zu behüten: den Kaiser und den Papst? Und daß, was neben ihnen noch besteht, nur Teufels oder Zufalls Werkzeug ist? Die Macht der Kaiserkrone und Tiara beherrscht das All, und wer sie trägt, hat eine hohe Sendung zu erfüllen. Verletzt der eine seine Pflicht, so muß der andere beide Zepter fassen und die Gesetze unserer Religion verfechten. Vorzeiten waren es die Schwabenkaiser, die wider das Gebot gehandelt haben, indem sie den Völkern die Krippe Jesu Christi zu entfremden suchten. Daß sie die großen Päpste Innozenz III. und Gregor VII. die Wucht des Hirtenstabes fühlen ließen, geschah mit Fug und Recht. Seit länger noch als seit dem Anfang des Jahrhunderts sinds nun die Päpste, die den rechten Weg verlassen. Sie haben keinen Willen, keine Sitten und lassen Gläubige und Geistlichkeit in Seelenruhe auf den Weideplätzen der Verderbnis grasen. Sie dulden ihre Ausschweifung und Ketzerei, da sie ja selbst jetzt zu Heiden geworden sind. Was bleibt dem Kaiser übrig, als sein Schwert zu ziehen und des Erlösers Werk zu schirmen?

DER PAPST: Tut er das wirklich? Er, der sich erkühnt, die heilige Stadt den lutherischen Scharen auszuliefern?

MONCADA: Euch und Papst Leo ist es zu verdanken, daß dieses Krebsgeschwür im Schoß der Kirche wuchern konnte! Weshalb habt Ihr, in grenzenloser Schwäche, dem Wittenberger immer nur Milde erwiesen? Die Fürsten des Reiches ließen sich von des Verräters Worten fangen, und Ihr habts ruhig gelitten! Ein jeder weiß, daß Ihr gesonnen wart, um schnödes Geld ein Bündnis mit den Neuerern zu schließen. O, Ihr wart sehr bescheiden. Ein kleines Sümmchen hätte ausgereicht, Euch zu bekehren!

DER PAPST: Warum verleumdet Ihr Papst Leos Andenken?
MONCADA: Der dachte nur an Statuen und Bilder, und all sein Sinnen war auf Bücher, Poesie, auf Pomp und Luxus nur gerichtet. Der Ruf, den er sich erworben hat, wird ihm unvergänglich erhalten bleiben! Der Kaiser sah die Religion auf des Vergessens kümmerlicher Lagerstatt verenden; er sah, daß keiner kam, den Durst zu löschen, der ihre heiligen Lippen nach einem Trunk aus dem klaren Born der Frömmigkeit verzehrte. Und alsobald beschloß er, der Zügellosigkeit des Wandels Einhalt zu gebieten, die verirrten Seelen dem Glauben wieder zuzuführen und alle Unbotmäßigen dem kaiserlichen Regiment zu unterwerfen. Es hat, seit die barbarischen Sitten bei uns eingerissen sind, leider Gottes immer Frechlinge gegeben, die ihm entwischten. Sie schnitten sich damit ins eigene Fleisch! Der Kaiser spricht im Namen Gottes, und ihm zur Seite steht das Recht. Es gilt, die Seelen für den Himmel zu erretten, den römischen Kaisertitel zu verteidigen! Italien ist nur ein kleines Land. Und wenn es muckt und murrt, so bedeutet das just so viel, als wenn ein Einzelmann sich in seinem Freiheitsüberschwange zu tollen Streichen verleiten läßt. Jetzt stehen höhere Werte auf dem Spiel. Das Seelenheil der ganzen Menschheit ist in Gefahr! Ihr hättet an des Kaisers Seite kämpfen müssen. Ihr habt es nicht gewollt. Nun zwingt er Euch, ihm zu gehorchen und Eure Stirn vor ihm zu beugen.
DER PAPST: Die gleiche Sprache führten die Tyrannen, die ihre Namen einst mit Schmach bedeckten! Ich bin das Haupt der Kirche, und der Hölle Hauch weht mich nicht fort. Mag ich auch leiden, mag mein sterblich Teil vergehen – der Papst stirbt nie!
MONCADA: Und wir verehren ihn! Da sei Gott vor, daß je mein Herr an Jesu Christi Statthalter sich vergriffe! Auch nicht das kleinste seiner Rechte soll geschmälert werden, und seine heilige Würde soll unangetastet bleiben . . . Doch ich erkläre Euch, da Ihr ja Offenheit von mir verlangt, jetzt folgendes: Die Reinheit unseres Glaubens steht makellos vor aller Welt, und

wir sind über jeglichen Verdacht erhaben. Mit einer Strenge, die Ihr nie gezeigt habt, erstickten wir den leisesten Versuch, der Kirche abtrünnig zu werden, im Keime. Ob es in Spanien, Flandern oder Indien war, das galt uns gleich. Wir dulden nicht, daß ein Gedanke lebt, der die Gefahr entfachen könnte. Und sonder Furcht und Zagen verbrennen wir vor aller Augen das ketzerische Fleisch auf unsern Scheiterhaufen. Die gleiche, unerschütterliche Strenge soll Giulio de' Medici jetzt fühlen, der heute sich Clemens VII. nennt. Wir werden seine Absetzung erzwingen und ihm den Purpur von den Schultern reißen. Und schwindet uns die letzte Hoffnung, ihn zu bekehren und zur Vernunft zu bringen, so trifft ihn die Verbannung oder Kerkerhaft!

DER PAPST: Ihr spielet Euch als Friedensboten auf und habt die Stirn, an meinem letzten, schwanken Zufluchtsort also zu sprechen? Wie weit Ihr meine Kraft geschwächt, das habt Ihr klug geschätzt und ausgenützt! Ihr seht, daß mich ein unterdrücktes Volk umgibt, seht, daß die heilige Stadt verwüstet ist, daß meine Kirchen brennen, seht rings Verzweiflung nur und Blutvergießen und blickt mich, zuversichtlich lächelnd, an! . . . Das also nennt der Kaiser für den alten Glauben kämpfen?

MONCADA: Man kämpft für ihn, wenn man den Wolf erschlägt, der sich im Gewand des Hirten verbirgt!

DER PAPST: Kurz, was erwartet Ihr von mir? Laßt mich hinweg! Gewährt mir freien Abzug durch Eure Rotten! Nehmt, was Ihr mögt, plündert und triumphiert! Ich will mir eine Friedensstätte suchen, wo ich die Tage, die Ihr mir noch gönnt, beschließen kann!

MONCADA: Ich habe unumstößliche Befehle, die ich nicht um Haaresbreite umgehen darf. Ihr bleibt hier, bis Ihr Euch unseren Forderungen fügt!

DER PAPST: So nennt sie mir! Was wünscht Ihr?

MONCADA: Wir fordern Garantien zum Schutze der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit, und Sicherheiten für das Wohl der Kirche.

DER PAPST: Das sind nur Worte. Sagt klar, was Ihr beansprucht und was der Kaiser Euch befiehlt. Vielleicht bin ich gedemütigt genug, Euch jetzt einzuräumen, was ich Euch noch vor zwei Stunden verweigert hätte.

MONCADA: Ihr sollt auf das Bündnis mit Franzosen, Venezianern, Schweizern, Florentinern – kurz, mit allen Schlechtgesinnten – verzichten! Ihr sollt Euch für immer mit uns vereinen, so fest, wie Fleisch zum Bein gehört und wie das Zepter sich zum Krummstab fügen muß.

DER PAPST: O zehnmal unglückseliges Italien! So ist es denn um dich geschehen, da deine Fürsten und Gemeinden hinfort die flämischen Sklavenketten tragen sollen! Das ist das Ende deiner schweren Kämpfe . . . auf Zeiten hohen Ruhms folgt jetzt die tiefste Schmach! . . . Doch sprecht, fahrt fort, ich höre!

MONCADA: Ihr gebt uns alle Ortschaften, die ihr besetzt habt, zurück. Vor allem Ostia, Civita Vecchia, Civita Castellana, Parma, Piacenza und Modena. Die kaiserlichen Truppen werden das Verständnis der Bevölkerung für die Wünsche des Kaisers wecken. Vierhunderttausend Dukaten sind uns auszuzahlen, damit wir die zurzeit in Rom stehenden Mannschaften entschädigen. Sie rücken ab, sobald das Geld erlegt ist. Und schließlich wird die Engelsburg von uns besetzt.

DER PAPST *(birgt einen Augenblick sein Haupt in den Händen; dann richtet er sich wieder auf)*: Nein!

MONCADA: So habe ich mein letztes Wort gesprochen und ziehe mich zurück. Nur wünsche ich, dem Kaiser zu vermelden, daß Euch der Stand der Dinge wohlbekannt ist; ebenso die Schwere der Verantwortung, die Ihr jetzt auf Euch nehmt. Geruhet zu betrachten, was hier vor sich geht. *(Er öffnet ein Fenster, das freien Ausblick auf die Stadt gewährt.)* Ja, blickt auf Euer Werk! Blickt hin und sagt: ists Euer Wunsch, daß das so bleibe?

DER PAPST: Ich schaue hin und sehe Eure Freveltaten! Jetzt sehe ich, was Ihr seit Monden angezettelt und ins Werk gesetzt,

sich grauenvoll vollenden! Glaubt nicht, ich wäre ängstlich wie ein Weib! Es macht mir nichts, die Scheußlichkeiten zu betrachten, die Ihr entfesselt habt! Ich zittere nicht, ich vergieße keine Träne! Ja, ja, ich schaue hin ... Dort flieht ein Mann, den man verfolgt ... Ein Hellebardenstoß durchbohrt seinen Leib ... Mein Auge trügt mich nicht ... Wer trägt die Schuld an dem vergossenen Blut? ... Ich sehe Weiber und Kinder, die die entmenschten Buben Eurer zügellosen Soldateska peinigen ... O welche Schändlichkeit! ... Doch des Entsetzens ist damit kein Ende! ... Wehrlose Mönche schlagen sie zu Boden ... rot färbt sich ihr heiliges Gewand ... Kardinäle ... ehrwürdige Greise, die den Purpur tragen, legt man in Ketten ... Man wirft sie nieder, schleift sie durch den Kot ... tritt sie mit Füßen! Nein, nein ... ich will ... ich kann das nicht mehr sehen ... Nie träumte ich einen Traum ... von ... solcher ... Furchtbarkeit! ...

*Er taumelt und sinkt auf einen Sessel nieder. Moncada verneigt sich und geht hinaus.*

## Eine Straße

*Pikenträger, Schützen, Schweizer.*

ERSTER PIKENTRÄGER: Jetzt fehlt uns nur ein Mann, der uns die Beute trägt. Wollt Ihr Euch etwa die Kisten auf den Nacken laden?

ERSTER SCHÜTZE: Ein Treffer, der in einem Menschenschädel sitzt, macht immer Spaß. Mir tut der Schuß nicht leid.

EIN SCHWEIZER: Ach, hätten wir den Burschen doch geschont. Er war so gut als Lasttier zu gebrauchen.

ZWEITER PIKENTRÄGER: Auch ist es unsere Pflicht, unsern Feldhauptmann zu rächen. Und da die Römer ihn getötet haben, so zahlen wirs mit gleicher Münze heim ... Nanu, ich sehe da eine Türe, die noch heil ist!

DIE SCHWEIZER: Der wollen wir es gleich besorgen!

*Die Soldaten hauen mit Büchsenkolben und Lanzenschäften auf die Türe ein; sie öffnet sich, und Rosso erscheint.*

DIE SOLDATEN *(schlagen ihn)*: Man will dich hier besuchen, und du machst nicht auf, du Rabenaas? Man wird dich Mores lehren! Los, räumt die Bude aus!

ROSSO: Ich bin ein armer Maler. Doch die paar Soldi, die ich habe, geb ich gern. Nur bitte ich euch, erbarmt euch meiner Zeichnungen.

ZWEITER ARMBRUSTSCHÜTZE: Gleich wirst du sehen, wieviel wir uns aus deinem Künstlerkram und aus dir selber machen! Zieht ihn ganz nackend aus! Er eignet sich famos zum Maultier und fühlt, wenn er nichts anhat, auch die Hiebe besser!

DIE SOLDATEN: Bravo! Nackt wie ein Wurm, und dann Fußtritte!

ROSSO: Ich flehe euch an, ihr Herren!

DRITTER PIKENTRÄGER: Du wärst ein Maler, sagst du?

ROSSO: Ja, ich bin Maler.

DRITTER PIKENTRÄGER: Mir deucht, es war ein Maler, der den Connétable umgebracht hat. Das sollst du büßen!

EIN SCHWEIZER: Nein doch, zum Teufel! Es ist ja abgemacht, daß er die Kisten schleppt, dann bringen wir ihn um. Erst aber plündern wir das Haus!

DIE SOLDATEN: Ja, so ists richtig!

*Während einige Soldaten Rosso die Kleider vom Leibe reißen und ihn mißhandeln, verwüsten andere das Haus. Zerfetzte Gemälde und Zeichnungen fliegen durch das Fenster, ebenso Möbelstücke und Wandbehänge. Das Balkenwerk brennt lichterloh. Ein Offizier geht vorüber.*

DER OFFIZIER: Was habt ihr mit dem Manne vor?

DIE SOLDATEN: Nichts. Er trägt uns nur die Kisten, die wir soeben gekauft haben.

ROSSO: Herr, ich beschwöre Euch, schenkt mir die Freiheit! Ich bin Rosso, der Maler. Mein ganzes Lebenswerk ist vernichtet.

DER OFFIZIER: Laßt doch den armen Teufel los und gebt ihm seine Kleider! Hauptmann Frundsberg ruft euch zu den Fahnen.

Die Trompeten blasen schon zum Sammeln. Hört ihrs nicht? Vorwärts, Leute, laßt den Mann los, sage ich!
EIN LANDSKNECHT: Wir kennen dich ja gar nicht, du! Wer bist du denn? Etwa mein Hauptmann? Nein! Mein Leutnant? Auch nicht! Vielleicht bist du der Papst und hast dich nur verkleidet? Kann mans denn wissen?
DIE SOLDATEN: Recht hat er! Der Kerl gröhlt uns die Ohren voll!
DER OFFIZIER: Ich habe Order von den Generalen ...
DIE SOLDATEN: Der Teufel hole deine Generale und dich dazu! Verstanden, Herr? Drück dich, sonst setzts was auf die Jacke!

*Der Offizier zieht sich zurück.*

EIN PIKENTRÄGER *(zu Rosso)*: Sperrst du dein Maul noch einmal auf und zeterst, so kriegst du fünf Zoll Eisen in die Rippen! Hast mich doch hoffentlich verstanden? Nun vorwärts, Lumpenhund!
*Die Soldaten schleppen Rosso fort und schlagen mit verdoppelter Kraft auf ihn ein.*

## Florenz

*Ein öffentlicher Platz.*

CELLINI: Was geht hier vor?
ZAHLREICHE STIMMEN: Wir jagen die Medici aus dem Lande. Hoch das freie Florenz!
CELLINI: Ich komme just von Rom. Schöne Dinge sah ich dort.
DAS VOLK: Hat sich der Papst befreit?
CELLINI: Er sitzt, wie eine Ratte, in der Falle. Kein Körnchen darf zur Engelsburg hinein. Wovon er mit den Seinen lebt, weiß Gott allein. Ja, Hungers sterben sie, indessen die Kaiserlichen alles kurz und klein schlagen.
DAS VOLK: Habt Ihr das selbst gesehen?
CELLINI: Mit meinen eigenen Augen. Auf öden Trümmer-

stätten sah ich nichts als Tote. Tote zur Rechten, Tote zur Linken. Und trunkene Soldaten, scharenweis vorübertaumelnd ... Ein Mann verschied an einem Eckstein. An einem anderen saß ein Weib, gebeugten Hauptes und zum Sterben elend ... Die Kirchenpforten sind zertrümmert. Chorhemden, Stolen, Meßgewänder sind zerfetzt, beschmutzt. Ihre Lumpen bedecken den zerstampften Estrich der Basiliken, hängen auf den Gittern der Kapellen. Die Lampen der Altäre sind erloschen, die Kirchenleuchter sind zerbrochen, und die Altäre selbst sind umgestürzt, bedeckt von Scherben, Flaschen, all den eklen Resten, die die Vandalen schmausend dort zurückgelassen. Ich sah geborstene Statuen und Prachtgemälde, zerrissen von der Piken mörderischem Eisen ... Erlauchte Kardinäle, hohe Würdenträger, geschmäht, geschlagen, durch den Kot gezerrt. Erlaßt mir, mehr davon zu sagen. Man ist an solche Greuelszenen schon gewöhnt, und keiner wendet mehr den Kopf, wenn er die Schläge klatschen hört, die eine geweihte Wange treffen. So oft ereignet sichs, daß ein hoher Herr von irgendeinem Schuft von Bogenschützen auf menschenleerer Gasse angefallen wird!

EINER AUS DER MENGE: Welch namenloses Elend! Welcher Jammer! Ward auch des Papsttums nimmersatte Gier von uns verflucht, so ists doch übermenschlich hart, daß so erhabene Größe, die in Jahrhunderten sich aufgebaut, des Pöbels Wüten jetzt zum Opfer fällt! ... Der Kaiser schweigt zu all den Scheußlichkeiten?

CELLINI: Es geht die Mär, der Kaiser weine in seinem Schloß im fernen Spanien und führe bittere Klage, daß der Nachfolger der Apostel so großen Schmerz erdulden muß. Auch läßt er beten, auf daß dies ungeheure Ärgernis ein Ende nehme ... Er tuts zum Schein! In Wahrheit denkt er anders. Den Mann, dem Fürsten selbst und Könige die Füße küssen, den will er auf den Knien liegen sehn ... Ein einziger hat in diesen Schreckenstagen Italiens Ruhmesfahne hochgehalten; drum wird sein Name unvergänglich sein!

DAS VOLK: Wer ist der Mann, von dem du sprichst?

CELLINI: Ich bin es selbst! Ich rächte Rom für alle seine Leiden. Mit einem Schuß aus meiner Büchse, die nie ihr Ziel gefehlt, habe ich den Connétable von Bourbon getötet. Und daß ich, neben Michelangelo, der größte Künstler des Jahrhunderts bin, ist euch bekannt . . . Jetzt, da ihr wißt, was ich in Rom erlebte, jetzt sagt mir auch, was in Florenz geschieht!
EINER AUS DER MENGE: Florenz ist frei! Sind Mut und Tugend mehr als leere Worte, so werden wir das Sklavenjoch nie wieder tragen! Der große, heilige, erhabene Savonarola hat nicht vergebens unter uns gelebt! Was er getan hat, wird unvergessen bleiben, und seine Lehre niemals untergehen! Jetzt wird uns keiner mehr die Augen blenden. Wir führen aus, was Girolamo uns zu tun geheißen, und nichts soll fürder unser Werk zerstören! Wir kennen unsere Feinde sehr genau: der Papst, ein Medici, ist uns nicht wohlgesinnt; doch was vermag er? Der Kaiser zeigt uns ein erzürntes Antlitz. Er mag gen Osten blicken! Dort bedroht der Türke jetzt sein Reich. Auch in der Nähe haust der Feind: die Venezianer überfluten die Romagna. Schaut er nach Norden aus, so gewahrt sein Auge die Franzosen. Die kehren, ihrer Niederlage bei Pavia nicht mehr eingedenk, zurück, beseelt von einem Kampfeseifer, wie er nie lichter in ihnen lohte. Das sind die Freunde, die wir haben, das unsere Rächer, unsere Helfer! Florenzens Freiheit lebe bis in Ewigkeit.
CELLINI: Kinder, baut auf mich! Ich weihe Euch mein Schwert. Die Welt weiß, was es gilt! Auch ist euch sicherlich bekannt, daß Franz I. gern sich meinem Rate fügt! Drum zählt auf mich! Florenz ist fortan sein eigener Herr! Kein Fürst und kein Tyrann soll seine Schwelle überschreiten!
DAS VOLK: Hoch Florenz!

## An einer Straßenecke

*Machiavelli blickt, die Hände auf dem Rücken, auf die Menge, die, ein Freudengeheul ausstoßend, vorüberzieht.*

MACHIAVELLI: Gott, welch ein Lärmen und Bramarbasieren! Sie singen, ihre Augen leuchten! . . . „Freiheit!" . . . allein das Wort macht sie berauscht. Man könnte meinen, sie sprächen es zum erstenmal in ihrem Leben aus und würden toll schon bei dem bloßen Klange. Der Vogel lebt nur in der Luft, der Fisch im Wasser, und der Kanaille Lebenselement ist der Schall des eigenen Worts!

*Einige Kerle, die ein Wappenschild der Medici an einer Schnur durch den Rinnstein zerren, stapfen vorbei. Trommelwirbel und Trompetensignale; die Menge zieht singend hinter Benvenuto Cellini her, der eine Fahne schwenkt.*

CELLINI *(aus vollem Halse schreiend)*: Florenz soll leben!

DIE MENGE: Hoch! Tod den Medici!

CELLINI: Herr Machiavelli! Ihr seid ein großer Bürger und ein Freund Savonarolas!

DIE MENGE: Hoch Savonarola! . . . Es lebe Machiavelli! . . . Hoch Cellini! . . .

CELLINI: Ihr seid gewaltig, Bürger! Volk von Florenz, du bist ein großes Volk! . . . Kommt mit uns, Machiavelli! Wir wollen Euch auf unseren Händen tragen. Ihr habt so viel gelitten. Die Tyrannei ließ Euch im Kerker schmachten . . .

DIE MENGE: Ja, tragen wir ihn im Triumph von dannen!

MACHIAVELLI: Dank, Freunde! Mein Herz ist übervoll von Dankbarkeit, doch ich bin alt und krank. Ich bin zu nichts mehr zu gebrauchen und bitte euch, laßt mich in Frieden. Im übrigen, schön: Hoch Florenz! Die Freiheit lebe! Das Volk lebe! Herr Cellini lebe! . . . Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich nun noch leben lassen könnte . . .

CELLINI: Vorwärts, Kinder! Wir wollen unbeugsamen Mutes unser Werk vollenden! Laßt uns dem Ballspielhaus, wo die Despoten sich übten, den roten Hahn aufs Dach setzen!

DIE MENGE: Ja! Das Ballspielhaus wollen wir niederbrennen!

MACHIAVELLI: Der Einfall ist erstaunlich gut! Steckts ruhig in Brand! Die Freiheit könnte sich vielleicht sonst nicht entfalten!

*Cellini schwenkt seine Fahne, und die Menge entfernt sich mit demselben Geschrei, denselben Verwünschungen, Trommelwirbeln, Trompetensignalen und zerrt das Wappenschild weiter durch die Gosse.*
Es ist vernünftiger, man sieht den Menschen aus der Ferne zu, als daß man sich in ihre Händel mengt. Ich wundere mich durchaus nicht, daß sich so viele Leute für Aufstände, Revolten und Verschwörungen begeistern. Es gibt kein Glücksspiel, das mehr Kräfte in Bewegung setzt, als dieses! Jede Minute bringt einen Zwischenfall, der nicht erwartet war. Man ist ganz Hoffnung, harrt der Dinge, die da kommen; weiß selbst nicht, welcher. Man spricht, schreit und tobt, ohne an das geringste zu denken. Man trinkt und trinkt und setzt den Becher, der unversieglich ist und dessen Labetrunk beständig anders schmeckt, nie ab. Man sehe sich nur Benvenuto an! Gibts einen dümmeren Schwätzer, einen ärgeren Prahlhans? Ist er auch jeder wahren Tugend bar, so hat er doch ein gut geöltes Mundwerk und ist vergnügt wie ein junger Gott. Er selbst glaubt nicht ein Wort von dem, was er schwatzt, und Florenzens Freiheit kümmert ihn nicht mehr als Abessiniens. Doch er hat seinen Spaß dabei, und das genügt ihm.

*Michelangelo tritt auf.*

MICHELANGELO: Seid Ihr hier, Meister Niccolo? Es freut mich wirklich, Euch zu sehen! Seit Jahren war mirs nicht vergönnt. Ihr scheint mir blaß und abgezehrt.

MACHIAVELLI: Ich gleiche einem Instrumente, das zerbrach, weil man zu oft darauf herumgetreten ist. Der Saiten, die noch klingen, sind nur wenige. Die meisten sind gesprungen, andere verstimmt. Nicht ohne Freude denke ich daran, daß ich in kurzer Zeit dies sterbliche Gewand, aus dem ich wirklich schon herausgewachsen, von mir werfen werde.

MICHELANGELO: Ich fühle Euren Ekel mit. Doch lassen wir das Thema unerörtert. Wir würden uns zu gut verstehen! Was aber soll aus Italien werden? Wo treibt es hin? Ich habe Rom verlassen, um den Händen der kaiserlichen Vandalen zu entrinnen. Ich komme nach Florenz und finde auch dort alles im

Umsturz. Mit Schwert und Feuer haben die Franzosen Pavia heimgesucht. Ersprießliches zu schaffen, sind sie nicht imstande. Der Papst entbehrt ihren Schutz, und was sie tun, nützt weder ihnen noch uns. Wohin man blickt, stößt man auf Mord und Totschlag ... Erinnert Ihr Euch, Machiavelli, daß das auch schon in unserer Jugendzeit eine allgemein beliebte Beschäftigung war?
MACHIAVELLI: O, welch ein Unterschied! Damals gebar der Tod das neue Leben; heute zeugt der Tod den neuen Tod! Versteht Ihr mich?
MICHELANGELO: Ja ... ungefähr.
MACHIAVELLI: Als wir im Lenze unseres Lebens standen, war auch Italien jung. Raub, Mord und Freveltaten hinderten es nicht, zu wachsen und, mit verjüngten Kräften, neue Reize zu gewinnen. Das hat sich sehr geändert. Wißt Ihr, warum? Damals besorgten Italiener die Geschäfte ihres Landes. Heute sind die Kaiserlichen und die Franzosen an der Leitung. Die säen, pflügen und ernten jetzt. In früheren Zeiten ging man die Barbaren um ihre Hilfe an. Das war gewiß ein Unrecht. Doch sie galten eben nur als Werkzeug, das fortgeworfen wurde, wenn der Feind erst geschlagen und vernichtet war. So kam es, daß die Sforza, der Papst und die Venezianer die Könige Karl VIII., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragon herbeigerufen haben. Der Valentino dachte ebenso. In dem Punkte waren alle einig. Selbst Gegner, die in ihren Ansichten und Zielen sich nie zusammenfanden. Jetzt sind die Mailänder, die Florentiner, Neapolitaner und der Papst nur Gliederpuppen, deren Drähte Karl und Franz I. ziehen. Wir haben unseren Eigenwert verloren und sind nur noch ein Teil der Macht der beiden großen Herrscher.
MICHELANGELO: Italien ist eine Provinz geworden, und seine Söhne sind ein unterjochtes Volk.
MACHIAVELLI: Nein, schlimmer noch! Kraftlose Greise sind wir, ausgesogen vom wilden Wüten aller Leidenschaften. Das Geld, das wir besitzen, stiehlt man uns. Da wir geschickt sind, heischt man unsere Arbeit. Sind wir berühmt, so nimmt man uns den Ruhm. Unseren Gelehrten raubt man ihr Wissen und

trägt es fort aus unserem Lande. Wir sind verlorene Menschen, und unsere Schmach ist unergründlich tief.

MICHELANGELO: Wißt Ihr noch, was Ihr Granacci und mir einst in der Sixtina sagtet?

MACHIAVELLI: Es war eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ich glaubte damals, daß der Heilige Stuhl bestimmt sei, das ganze Erbe bei sich zu vereinen. Ich ahnte nichts von der Bedeutung Karls V. Auch Franz I. unterschätzte ich. Karl ist der wahre Papst! Reformen und Verbesserungen liebt er nicht. Die Welt soll bleiben, wie sie war: unfähig, große Taten zu vollbringen, und auf verwelktem Lorbeer ruhend. Er tritt den hilflosen Papst und den Hof von Rom, der sich in Ohnmacht krümmt, mit Füßen. Und dennoch ist er fest entschlossen, den Zustand der Erniedrigung und Ohnmacht bestehen zu lassen. Doch eines glaubt mir, Michelangelo! Erliegen wir seinen Schlägen – und das ist sicher, denn sein Arm ist stark! – so geht auch er mit uns zugrunde. Es wird ihm nie gelingen, Zuchtlosigkeit und Ketzerei samt ihren schlimmen Folgen zu ersticken. Der stärkste Wille treibt des Gießbachs Fluten nicht den Berg hinauf, den sie hinabgestürzt.

MICHELANGELO: In einem irrt Ihr Euch. Der Stand der Dinge in Florenz straft Eure Worte Lügen. Die Medici sind wieder fortgejagt, und die Stadt schwört auf die Republik, wie ehedem. Die Erinnerung an Bruder Girolamo leuchtet auf wie das Licht der heiligen Lampe, die vor den Tabernakeln brennt. Man ruft des Reformators Lehren an, man denkt an seine Worte und läßt, was er verordnet, wieder Geltung haben. Kein Alexander kommt, es uns zu wehren. Heute läßt der Papst es ruhig geschehen. Er hat genug zu tun. Wie will er selbst sich retten? Gibts keine Möglichkeit, daß wir uns mit dem Kaiser verständigen? Wenn er uns hilft, die glückliche Vergangenheit, die wir jetzt von neuem erstehen lassen, zu einer frohen Zukunft umzuformen, so danken wirs ihm gern.

MACHIAVELLI: Ich sage Euch, daß das Vergangene vergangen bleibt. Der Kaiser quält den Papst wahrlich genug. Er sperrt ihn

ein, straft ihn mit Hungerspein und Geißelhieben ... Ist Euch der Grund nicht klar? Sie streiten beide für die gleiche Sache, und der Kaiser findet, daß seines Kampfgenossen Eifer etwas lahm ist. Hat er ihn erst dort, wo er ihn haben will, dann gönnt er dem armen Papst das Beste. Vielleicht wäre es ihm lieber, er sähe Hadrian VI. an seiner Stelle. Ihr wißt, warum. Den hatte er zum Papst wählen lassen, als er noch ein kleiner Priester war; allerdings damals schon ein Fanatiker, wie er selbst, und ein Despot mit allen Fasern seines Herzens. Hadrian hat er nicht mehr; ihm bleibt also keine Wahl. Er muß, wohl oder übel, mit dem Medici sich abfinden. Deshalb wird er auch eines schönen Tags die Sippe Clemens' VII. zu Euch führen und sie, damit sie keinen neuen Sturz erleide, mit solcher Macht ausstatten, wie sie der prächtige Lorenzo nie besessen hat. Ihr aber seid bis dahin wohl vorbereitet. Ihr seid dann arm und dumm, schlecht und verderbt genug, habt Euren Mantel so oft nach dem Winde gehängt, daß Ihr schließlich auch die Untertanen eines fürstlichen Lakaien werdet, womit die tiefste Stufe der Erniedrigung erreicht ist!

MICHELANGELO: Ihr redet deutlich, Meister Niccolo! Doch Ihr werdet wohl selbst zu denen zählen, die Ihr so sehr verachtet.

MACHIAVELLI: Nein, täuscht Euch nicht! Mich hat der Tod beim Wickel. Er führt mich in ein Land, wo ich vor nichts mehr zu erröten brauche. Ich wünschte nur, es bliebe mir erspart, in jener besseren Welt je einem Florentiner zu begegnen! ... Hört, wie das elende Gesindel brüllt, das arm an Geist und reich an Stimmkraft ist! Seht sie vorüberziehen! ... Nicht einer trug in seinem leeren Hirn den Keim zu einem fruchtbaren Gedanken! Nicht einer hat beherzt an das geglaubt, was er getan! Nur an albernem Geschwätz hat sich ihr Blut entfacht.

MICHELANGELO: Was Ihr da sagt, ist bitter, Niccolo. Daß Ihr an Geist und Körper leidet, mag Euch entschuldigen. Denn ich bin sicher, daß Ihr Euer Vaterland dennoch liebt. Geriet Florenz, durch seiner Kinder Schuld, jetzt auch ins Unglück, so ists doch eine große, edle, ruhmgekrönte Stadt. Gedenket nur

der Helden und all der unsterblichen Künstler, die es zeugte! Wenn Eure Augen in die Zukunft dringen können, so muß Florenz Euch doppelt teuer sein. Denn großes Unheil steht ihm noch bevor.

MACHIAVELLI: Ich hasse wohlgeformte Phrasen, die nur schön klingen, doch voll Lüge sind. Wenn es gleich wahr ist, daß Helden aus Florenzens Schoß emporgestiegen, so ists doch eine Rabenmutter, die sie zeugte. Denn diese Stadt hat alles drangesetzt, die besten ihrer Söhne zu vernichten. Kam sie nicht schnell genug zum Ziel, so hat sie sie gepeinigt und davongejagt. Ward eines Mannes Wert erst offenbar, so war Florenz ihm keine Heimat mehr ... Denkt nur an Dante und an so manchen anderen ... Ich rufe dieser Schelmendirne zu: „Verflucht seist du, Florenz, namens der Helden, die deinem Leib entsprossen sind und die du, wie ein Tier der Wildnis, verschlungen hast!" Ich liebte diese Stadt? – Ich hasse sie! Auch Ihr habt allen Grund dazu, denn mehr als einmal zwang sie Euch, aus ihren Mauern zu entfliehen! Ihr wäret elend umgekommen, wenn Ihr nicht anderen Ortes Schutz und Halt gefunden hättet.

MICHELANGELO: Ich liebe diese Stadt, trotz allem, und diene ihr, solange ich es vermag.

MACHIAVELLI: Ihr werdet beide nichts dabei gewinnen. Vielleicht ists möglich, daß gerade Ihr auch nicht viel dabei verliert. Denn Ihr seid eben Michelangelo und könnt Euch eine Luxusneigung leisten! Ihr braucht Florenz nicht, denn Ihr lebt in Rom. Und wenn Ihr Rom in Zukunft meiden müßtet, so stünde Euch Paris, Venedig oder Mailand offen. Der Kaiser würde Euch auf breiter Ehrenstraße königlich empfangen. Bleibt ruhig hier, solange Euer Herz Euch dazu mahnt. Ihr könntet zwar die Zeit, die Ihr hier weilt, bei Euren Meisterwerken nützlicher verbringen, doch man wird sagen: Wie heiß hat er sein Vaterland geliebt! Und das sind Worte, die die Blätter der Geschichte Eures Lebens zieren! ... Ich aber bin kein Künstler, der die ganze Welt zum Vaterlande hat. Ich bin auch kein Gelehrter, dem Ehre und Erwerb sich allerorten bieten. Ich bin ein elender

Beamter des elendesten aller Staaten, den ich in tiefster Seele hasse.

MICHELANGELO: Ihr habt viel Ungemach erlitten und seid nicht nach Verdienst behandelt worden.

MACHIAVELLI: Ich bin Familienvater, habe Weib und Kind. Ihr wißt, daß ich zu den edelsten Geschlechtern Toskanas zähle. Mein Ruf stammt nicht von heute und gestern . . . Und doch haben wir keinen Bissen Brot im Hause.

MICHELANGELO: Wirklich? . . . Ists wahr? . . . Schmach und Schande!

MACHIAVELLI: Ich habe viel gelernt. Den Büchern habe ich meine Jugend geopfert. Schon mit der Muttermilch sog ich die Weisheit der Antike ein, so wissenshungrig war mein Geist . . . Was ist aus mir geworden? . . . Ein armer Schreiber, weiter nichts.

MICHELANGELO: Man hat sich schwer an Euch vergangen, Meister Niccolo, und ich begreife, daß Euer Herz mit Bitterkeit erfüllt ist.

MACHIAVELLI: Nein, Ihr begreift es nicht! . . . Ich stand mein Lebtag in der letzten Reihe und sah das Ziel, das ich erstreben durfte, immer weiter sich entfernen. Ich kam und kam nicht vorwärts . . . Ich fühlte nur, wie einer mich am Arme packte und zur Seite warf. Der erste beste tats – gleichviel, ob es ein Narr, ein Schuft, ein Esel war, oder ein Mann von niederer Abkunft, der nie Gewissen noch Talent besessen! Er hatte Eile, deshalb drängte er . . . Indessen übergoß man mich mit Schmeicheleien. Ich mußte Missionen erfüllen, die schwierig und gefährlich waren. Daß ich sie gut erfüllte, war nur selbstverständlich. Doch der Lakaien Schar zog weiter an mir vorüber, und ihre Stimmen riefen: Bleibt, wo ihr seid! – Ich bin mein ganzes Leben da geblieben. Der Ekel stieg mir hoch, Abscheu und Empörung zerkrampften mein Herz, und die Erniedrigung, die ich erlitten, war schwerer noch zu ertragen als die Armut.

MICHELANGELO: Wie schlecht und traurig ist das Leben!

Wenn ich bedenke, wie so manches Leid Dummheit und Frechheit auch mir zugefügt, so fühle ich den Schmerz, den Ihr ertragen, mit.

MACHIAVELLI: Nein, das vermögt Ihr nicht. Als Bruder Girolamo seine Lehre zu verkünden kam, war ich ein junger Mann, der alle Menschen und sein Vaterland noch liebte. Ich glaubte an Vernunft und Tugend und setzte meine ganze Kraft daran, ihnen ein Nest zu bauen. Wie bald der schöne Traum zerrann, das wißt Ihr selbst! Doch mein Glaube war noch nicht geschwunden. Ich hoffte, daß der Valentino, als Mann von großen Gaben, ein wahrhaft edles Königreich erschaffen könne, darinnen nur die Weisheit und die Ordnung herrschten. Kein Fremder sollte seinen Grund betreten dürfen, und alles wäre herrlich schön gewesen. So hoffte ich ... Der Valentino ist gescheitert. Man hält ihn heute für ein Ungeheuer, obgleich er nie so grausam war wie Karl V. Karl ist der Plünderer Roms! Karl hat die Barbarei der Folter wieder eingeführt! Der Menschen Sinn ist einmal so beschaffen, daß er der Sündenböcke, die die Verbrechen ihrer Zeitgenossen zu tragen haben, nicht entbehren kann. Natürlich wählt er hierzu nicht die mit den stärksten Hörnern; er greift sich die schwächsten heraus, die schon die Hunde halb zu Tod gehetzt. Denn das größte seiner Laster ist die Feigheit!

MICHELANGELO: Ihr habt ein tränenschweres Herz; das macht Euch bitter!

MACHIAVELLI: Nicht eine Träne steht mir zu Gebote. Ich bin, im Gegenteil, erfreut, zu sehen, wie diese Welt von Schurken, Narren, Tröpfen und Egoisten, die mich geduckt haben, mich verhungern ließen, es nunmehr selbst so herrlich weit gebracht. Ihr stolzes Kleid war bald zerlumpt, zerfetzt. Schmachvolle Knechtschaft und bitteres Elend sind ihr Los! Ich preise Gott, daß das Gesindel noch tiefer zu beklagen ist als ich. Ich sterbe, und Italien wird in Schimpf und Schande leben. Ihr freilich, Ihr und Eure Freunde, seid große Männer. Doch auch Ihr verschwindet in nicht ferner Zeit. Was dann noch bleibt,

sind klägliche Kopisten, dummes Affenvolk, das Euer Himmelsstürmen in lächerliche Hanswurstsprünge verwandeln wird. Das ist der Todesspruch, der Euer Werk ereilt . . . Laßt uns nach Hause gehen!

MICHELANGELO: Ja, gehen wir. Ich will Euch an meinem Arme heimgeleiten. Auch Ihr gehört zu den großen Männern, von denen Ihr gesprochen, Niccolo.

MACHIAVELLI: Mitnichten! Ich bin nichts als ein Ordner von Gedanken, der schließlich eingesehen hat, daß er ein Träumer war. Von der Erkenntnis aber führt ein weiter Weg zur guten Tat. Ihr wertet selbst die Häßlichkeit in Schönheit um und bildet die herrlichsten Formen aus gemeinem Ton. Mag Eure Welt auch untergehen, Ihr lebt und bleibt ein Gott! Ich aber habe nur erkannt, was des Versuchs des Schaffens wert gewesen wäre, und manches Ziel gezeigt, das zu erstreben war. Hat man danach gehandelt? Nein! Was also bleibt von mir? Ein armer, alter und gebeugter Mann, der bald von hinnen geht; sonst nichts! Nun, um so besser! . . . Doch laßt uns heimkehren!

MICHELANGELO: Ja, kommt! . . . Was mich betrifft, so muß ich Euch gestehen, daß ich, hoffnungsfreudig oder hoffnungslos, dem Vaterlande immer dienen werde. Ich tue zu seinem Schutz, was ich vermag, und wenn es unterliegt, so habe ich wenigstens meine Pflicht erfüllt.

MACHIAVELLI: Ihr könnt selbst Euer Blut furchtlos verspritzen. Die Nachwelt lohnt Euch jede Eurer Taten. Von Euch wird sie einst sagen: „Der große Künstler Michelangelo hat manches Opfer für Florenz gebracht, obgleich er keinen Dank dafür geerntet" . . . Geht nur getrost ans Werk! Euch sind die Kränze schon gewunden. Wenn aber ich ein Dummkopf wäre und mich um alle diese Dinge kümmern wollte, so würde ich gar bald zum Knecht der großen Männer werden, die uns der Sturm des Umsturzes ins Land geweht. Mich würde man am Tage meiner Niederlage schelten: „Ihr alter Narr, warum saht Ihr Euch Eure Freunde denn nicht besser an?" Man

hätte recht. Lebt wohl, Herr Michelangelo. Ich hoffe, daß ich Euch in diesem Leben nicht mehr begegne.

MICHELANGELO *(drückt ihm die Hand)*: Lebt wohl!

*Machiavelli tritt ins Haus und schließt die Pforte.*

Der arme Niccolo sieht nur zu klar. Gleichviel! Mir sind die Füße in der Tat noch nicht gebunden. Ich kann noch gehen, wohin es mir gefällt. Das Schicksal hat mich zwar schon hart geprüft, doch meinen Willen hat es noch nicht gebeugt. Ich schütze Florenz, wenn es meinen Schutz auch nicht verdient. Ich muß der Stimme meines Herzens folgen.

## Parma

*In der Kirchenkuppel des Franziskanerklosters. – Der Pater Guardian; Mönche; ein Kirchenvorsteher; Correggio.*

DER PATER GUARDIAN: Ich habe Euch etwas zu sagen, Allegri. Seid mir nicht böse; es geschieht in bester Absicht! Nur einige väterliche Worte . . .

CORREGGIO: Ich höre Euch in Demut an, ehrwürdiger Vater. Ich weiß, daß ich oft zu tadeln bin.

DER KIRCHENVORSTEHER: In Anbetracht, daß meine Kenntnisse der Malerei bedeutend sind und daß es schwer hält, mir in der Beziehung etwas vorzumachen, will ich das Wort ergreifen . . .

DER PATER GUARDIAN: Gewiß seid Ihr ein Kenner! Ein gewiegter Kenner!

DER KIRCHENVORSTEHER: Ja, doch besonders in der Malerei. Ich muß Euch also sagen, Meister . . . Wie ist Euer Name? . . .

CORREGGIO: Ich heiße Antonio Allegri, stamme aus dem Dorfe Correggio, einige Meilen von hier entfernt, und wohne dort auch. Deshalb gibt man mir gewöhnlich den Namen meines Heimatortes.

DER KIRCHENVORSTEHER: Nun, so wisset, Meister Cor-

reggio, daß Ihr kein Maler seid. Ich ersehe das schon aus der bunten Schmiererei, mit der Ihr glaubtet, die Kuppel dieser Kirche bepinseln zu müssen.
CORREGGIO: Ich möchte mir erlauben, zu bemerken . . .
DER KIRCHENVORSTEHER: Ich verstehe etwas von der Malerei. Gebt Euch nicht die Mühe, mir einen Bären aufzubinden! Die Arme sind zu kurz, die Beine zu lang, und von den Nasen will ich lieber schweigen. Was nun die Farbe anbelangt . . .
DER PRIOR: Spitzt Euer Ohr, Allegri! Ihr habt mit einem Mann zu tun, der gut Bescheid weiß.
CORREGGIO: Ich lausche seinen Worten, ehrwürdiger Vater.
DER KIRCHENVORSTEHER: Was nun die Farbe anbelangt, so könnte man der Ansicht sein, Ihr hättet uns eine wohlgefüllte Schüssel Frösche servieren wollen.

*Die Mönche lachen laut auf. Correggio errötet.*

DER PRIOR: Ich will hoffen, daß seine Gottesfurcht ihm nicht erlaubt hat, sich einem so sündhaften Gedanken hinzugeben.
CORREGGIO: Gestattet, daß ich meiner Wege gehe.
DER KIRCHENVORSTEHER: Mißfällt Euch etwa meine Offenheit?
CORREGGIO: Da Ihr mich nicht für einen Maler haltet, Herr, so ist es besser, ich höre mit der Arbeit auf und verzichte ganz darauf, sie jemals zu vollenden.
DER PRIOR: Ihr wollt die Arbeit unvollendet lassen?
CORREGGIO: Ja, mein Vater. Beauftragt einen anderen damit!
DER PRIOR: Das ist ja unerhört!
DER KIRCHENVORSTEHER: Wißt Ihr, daß das Gericht Euch zwingen könnte, die Drohungen, deren Ihr Euch erkühnt, demütiglich zurückzunehmen?
CORREGGIO: Laßt die Gerichte machen, was sie wollen! Ein Mittel, mir den Pinsel in die Hand zu drücken, habt Ihr nicht!
DER PRIOR UND DIE MÖNCHE *(gleichzeitig)*: Man wird Euch die Bezahlung vorenthalten!
CORREGGIO: Gott weiß, wie sehr ich dieses Gelds bedarf; in

meinem Hause herrscht der größte Mangel. Doch den Verlust ertrage ich mit Freuden, wenn ich nur meiner Wege gehen kann. Bei der Gelegenheit will ich daran erinnern, daß Ihr mir mein Bild „Christus am Ölberg" noch nicht bezahlt habt.

DER KIRCHENVORSTEHER: Nach meiner Meinung solltet Ihr die Geldgier dieses Menschen kurzerhand befriedigen, ehrwürdige Väter. Ich finde, die Gewinnsucht, die er jetzt verrät, zeigt, daß er alles eher denn ein Künstler ist.

DER PRIOR: Der Auftritt schmerzt mich tief, Meister Allegri. Nie hätte ich geglaubt, daß Ihr ein Mann von solchem Hochmut und von so häßlichem Charakter wäret. Wir wollen Euch, um keinen Streit zu haben, vier harte Taler für das Bild bezahlen.

DER KIRCHENVORSTEHER: Damit ist der Mann fürstlich entlohnt.

CORREGGIO: Gebt mir das Geld, und ich gehe.

DER PRIOR: Nehmt ihn mit Euch, Bruder Onorato, und zahlt ihm die Summe aus! In Kupfermünzen, wohlverstanden! Ihr habt mich sehr gekränkt, mein Sohn. Ich muß Euch sagen, daß mein Herz ob Eures ungebührlichen Benehmens blutet.

CORREGGIO: Lebt wohl, ehrwürdige Väter. Seid mir gegrüßt, Messire. Es tut mir leid, daß Euch mein Bild nicht besser gefällt.

*Er geht mit dem Bruder Onorato hinaus.*

DER KIRCHENVORSTEHER: Ihr dürft Euch über den Zusammenstoß nicht wundern, ehrwürdige Väter. Hat einer nur einen Funken Talent, so ist er heftiger als jeder andere Mensch. Mit diesen Leuten zu verkehren, ist nicht angenehm. Sie dünken sich uns ungeheuer überlegen und blasen sich in einer Weise auf, die oft nicht zu ertragen ist! Wenn sie ein wahres Wort zu hören kriegen, sind sie gleich aus dem Häuschen . . .

DER PRIOR: Ich habe in der Tat schon immer gemeint, daß ein schlichter Mensch viel angenehmer ist als einer . . .

DER KIRCHENVORSTEHER: . . . von besonderem Schlage? Der Ansicht bin ich auch. Die Künstler werden jedenfalls zu sehr bevorzugt. Wir finden ohne große Mühe einen bescheidenen, ehrenhaften Burschen, der eure Kirche vollends fertig

malt, auch wenn man weiter keine Geschichten mit ihm macht. Das laßt nur meine Sorge sein. Ich bürge euch dafür, daß eure Kuppel viel schöner wird, wenn ich die Arbeit selber überwache. Denn ich verstehe mich auf das Geschäft, wenn ich auch selbst nicht Maler bin!

## Bologna

*Eine Straße. – Bürger und Handwerker sind vor einem Haus versammelt. Ihre Mienen sind traurig, und sie unterhalten sich im Flüstertone. – Zwei Reisende reiten vorüber.*

ERSTER REISENDER: Was will die Menge? Was mögen alle diese Trauermienen besagen? Was ist geschehen?

ZWEITER REISENDER: Ein Unglück, ohne Zweifel. Laßt uns gefälligst durch, ihr Herren!

ERSTER REISENDER: Seht dort die weinenden Weiber! Die wollen wir um Auskunft bitten.

ZWEITER REISENDER: Ich bin auch sehr neugierig . . . Der Schreinermeister sieht gemütlich aus. An den könnt Ihr Euch wenden!

ERSTER REISENDER *(pariert sein Pferd und beugt sich aus dem Sattel)*: Verzeihung, Herr!

DER SCHREINER *(inmitten einer Gruppe)*: Was steht zu Diensten?

ERSTER REISENDER: Gestattet mir die Frage: Was hat der Auflauf zu bedeuten? Weshalb seid ihr alle so betrübt?

DER SCHREINER: Der Name Properzias de' Rossi ist Euch gewiß bekannt?

ERSTER REISENDER: Meint Ihr die junge, schöne Künstlerin, von der die beiden Marmorengel in San Petronio stammen?

DER SCHREINER: Die nämliche. Italien ist voll von ihrem Ruhme. Properzia liegt im Sterben.

ZWEITER REISENDER: Mein Gott! Was Ihr nicht sagt! So jung . . .

ERSTER REISENDER: Wir sind Lombarden und fühlen den gerechten Schmerz der Bologneser mit.
ZWEITER REISENDER: Heiliger Himmel, woran mag wohl ein junges, schönes Weib, das so begnadet ist, nur sterben? Die glückliche, bewunderte Properzia . . .
EINE FRAU *(schlägt sich mit beiden Händen heftig gegen die Stirn)*: Die glückliche Properzia . . . Sie stirbt ja eben, weil sie so unglücklich ist! Der Mann, den sie geliebt, hat sie verlassen!

## Im Hause der Properzia

*Ein sehr geräumiges Gemach. – Die Fenster sind verhängt. Es ist finster. – Properzia liegt auf einem Bett, das in der herrschenden Dunkelheit kaum zu erkennen ist. Sie ist sehr bleich. Ihr schwarzes Haar flutet über das weiße Linnen; ihre Arme ruhen kraftlos auf den Decken. Die weißgrünen Damastvorhänge sind zurückgeschlagen und an die Säulen des Betthimmels gebunden. Auf einem Tisch stehen Medizinflaschen, eine silberne Karaffe, eine vergoldete Schüssel mit nassen Tüchern und blutgetränkten Binden. – Anwesend sind: der Vater, die Mutter, der Gatte der Properzia und ein Arzt.*

DER GATTE: Leidest du sehr, Liebste?
DER VATER: Hast du wirklich nicht ein einziges Wort für uns? . . . Öffne die Augen . . . blicke auf deine unglückliche Mutter . . . Siehst du sie nicht? Der Kummer wird sie töten . . . Du weißt es, nicht wahr?
DER GATTE *(zum Arzt)*: Kommt . . . in die Fensternische . . . ich muß Euch etwas sagen. Wir wollen leise sprechen, damit niemand uns hört. Gesteht mir die volle Wahrheit! . . . Ich bin ein Mann . . . ich kann alles ertragen . . . Ihr wißt, daß ich nicht feige bin . . . Wirklich, ich bin sehr tapfer! . .

*Er schluchzt.*

DER ARZT: Nicht doch! Beruhigt Euch, Freund Luigi!
DER GATTE: Ja, nennt mich so! Das tut mir wohl! Ich kann jetzt Freunde brauchen . . . Nun sagts mir unumwunden. Wirds

lange dauern, bis ich sie genesen sehe? ... Wie lange? ... Viele Tage? ... Wen? ... Sie ... ja, sie ... Properzia ... meine Properzia! ... Ihr wißt doch wohl, von wem ich spreche? ...

DER ARZT: Ach, armer Freund Luigi ... ich sagte Euch schon ... ich tat mein möglichstes, doch es war vergebens ... Bruder Bento ist benachrichtigt. Ich höre seine Schritte ... er bringt ihr jetzt das heilige Abendmahl.

DER GATTE: Das soll doch nicht bedeuten, daß ...

DER ARZT: Mein armer Herr Luigi! ... Nehmt Abschied von Eurem Weibe!

*Der Gatte wendet sich zum Bett.*

PROPERZIA *(mit sehr schwacher Stimme)*: Warum sterbe ich nicht?

DER VATER: Ich habe dich nicht verstanden, Liebling ... Fühlst du dich ein wenig besser?

PROPERZIA *(apathisch)*: Ja ...

DER GATTE *(sich zu ihr neigend)*: Ich habe nur die eine Bitte ... Verlaß mich nicht! ... Hörst du?

PROPERZIA *(wie vorhin)*: Ja ...

DER GATTE: Und du mußt mir erlauben, dich zu lieben ... Auch wenn du mich nicht liebst.

*Properzia blickt ihn und ihre Eltern an, sieht sich im Zimmer um und dreht sich halb zur Wand. – Bruder Bento tritt ein und setzt sich am Kopfende des Bettes nieder.*

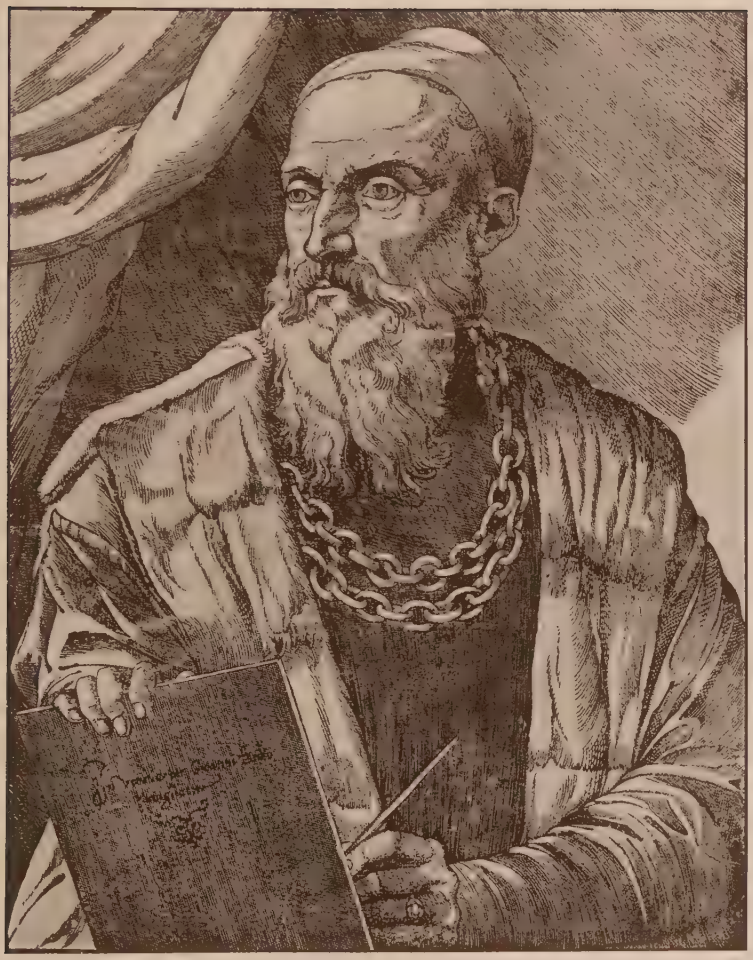
BRUDER BENTO: Ich kenne Euch seit Eurer ersten Stunde, Properzia. Ich liebe Euch wie eine Tochter ... Versteht Ihr mich?

PROPERZIA: Nein.

BRUDER BENTO *(zu den Anwesenden)*: Entfernt euch, bitte! Bleibt auf der anderen Seite des Gemachs. Ich muß mit meinem Beichtkind allein sein.

DER ARZT: Beeilt Euch, Bruder Bento! Sie entschläft.

BRUDER BENTO: Tochter, liebe Tochter ... ruhmreiche Tochter, du hast viel gelitten ... Bereue deine Tat ... Du sollst Vergebung finden! Schnell, sprich ein Wort ... verscherze dir nicht die ewige Seligkeit! Ich bitte, ich beschwöre dich! ...



TIZIANO VECELLIO

Heiligste Jungfrau! Gewähre ihr noch eine Frist . . . ihr Auge wird schon starr . . .

*Properzia bewegt sich, und ihre ausgestreckten Hände gleiten tastend, als wenn sie etwas suche, über die Decke.*

Properzia, mein Kind, bereust du? . . . Ja, du empfindest Reue . . . Nicht wahr?

PROPERZIA: Ich . . . weiß . . . nicht . . .

*Sie stirbt.*

## Venedig

*Die Werkstatt Tizians. – Teils ausgeführte, teils begonnene Gemälde. – Tizian, ein Greis mit langem weißen Bart und einem schwarzen Samtkäppchen auf dem Haupte, ist in ein Gewand von schwerer roter Seide gekleidet und trägt die goldene Ritterkette um den Hals. Er sitzt in einem Lehnstuhl. Neben ihm Aretino; sprühende Augen, edles, geistvolles und sprechendes Antlitz; sehr lebhafte Gebärden.*

ARETINO: Ich schrieb dem Kaiser neulich und nannte ihm in meiner Epistel auch Euren Namen, werter Freund. Dann sang ich wacker Euer Lob in den Versen, die ich dem Papst gewidmet habe, und die mir, nebenbei gesagt, recht kargen Lohn gebracht. Ich werde Euch darum in dem Gedicht, das ich dem König von England schicken will, noch lauter rühmen. Das gibt dem braven Paul einen Stich ins Herz. Auch Clemens wurde immer ärgerlich, wenn ich dem Ketzerfürsten Hymnen sang . . . Könnt Ihr mir sagen, was den Hof von Rom bestimmt, mit mir so arg zu knausern? . . . Kurz – habt Ihr zwanzig Goldtaler für mich, so nehme ich sie mit Dank von Euch entgegen.

TIZIAN: Ihr habt Euch da ein herrliches Metier ersonnen, Meister Pietro. Ihr nehmt drei Bogen guten Schreibpapiers, füllt sie, in dem Euch eigenen Stil, mit plumpen Schmeicheleien und fügt ein halbes Dutzend Lügen hinzu, die sich auf Hinz und Kunz beziehen können. Und das Geschäft bringt Euch mehr Geld ins Haus, als irgendein gelehrter Doktor oder ein Dichter

in dreißig Jahren schafft, selbst wenn er Tag und Nacht am Schreibtisch säße.
ARETINO: Wißt Ihr, warum?
TIZIAN: Weil jeder Mensch nach einem Lobe giert!
ARETINO: Und eine Schmähung fürchtet. Ich teile Hiebe aus und streichle auch. Noch keiner schien mir sonderlich erbaut, wenn er in meinen losen Blättern, die ganz Europa atemlos verschlingt, den eigenen Namen fand, umrahmt von spitzen Zötchen, kleinen Pöbeleien, an deren Wahrheit mir sehr wenig nur gelegen. Wer zahlt, kriegt ein Lob – wer nicht zahlt, wird verrissen. Der Leser glaubt ja alles, was ich drucke. Also, was gebt Ihr mir für meine letzten Briefe?
TIZIAN: Zehn Goldtaler.
ARETINO: Ihr werdet mir zwanzig zahlen, werter Herr und Freund, und dabei nicht einmal mit der Augenwimper zucken. Zum Teufel auch, mir scheint, Ihr habt mir schon manchen schönen Auftrag zu verdanken. Ich koste Euch, weiß Gott, nicht allzuviel!
TIZIAN: Nun, meinetwegen. Doch eins müßt Ihr mir noch versprechen. Ihr müßt, wenn die Gelegenheit sich bietet, laut erklären, daß alle Schufte, die heutzutage in Venedig Maler sind, längst nicht den Ruf verdienen, den sie bei diesem Narrenvolk erworben haben.
ARETINO: Ich nehme an, daß Ihr an Veronese, Tintoretto und Bassano denkt. Ihr wünscht, daß ich sie mit spitzer Feder zersteche? Daß ich sie mit Titeln belege, die ihnen wenig Freude machen?
TIZIAN: Ihr habts erfaßt! Die Leute waren meine Schüler und haben sich höchst unanständig gegen mich betragen. Ich finde es empörend, daß sie jetzt, zu meinem Schaden, ihre Bilder verkaufen, nur weil sie mir so manches abgeguckt haben, was ich sie niemals lehren wollte. Jedoch um diese Stümper dreht sichs nicht zuerst.
ARETINO: Ich kann Euch nicht verhehlen, daß die Stümper, nach meiner Ansicht, doch recht gute Bilder malen. Nichtsdestoweniger bin ich gern bereit, ihnen das Übelste vom Üblen

nachzureden. Und ebenso dem anderen, dessen Namen Ihr mir noch nicht genannt habt.
TIZIAN: Es ist Paris Bordone. Der Vagabund hat mich beschimpft!
ARETINO: Beschimpft? Wie das?
TIZIAN: Ihr seid wirklich ein wunderlicher Kauz! Hat sich dieser Bettler, dieser Taugenichts nicht hinterrücks den Auftrag erschlichen, die Kirche von San Niccolo zu malen? Glaubt Ihr, ich werde diese Frechheit ruhig ertragen? Ist es erhört, daß ein Pfuscher, der noch keine achtzehn Jahre zählt, Kapellen malt, solange ich, der ich das Beste in der Kunst geleistet, am Leben bin? Ich selbst will die Kapelle malen. Ich dulde nicht, daß irgendeiner mir in Venedig in die Quere kommt!
ARETINO: Wie aber sollen die anderen Künstler sich hervortun und ihr Brot verdienen? Ich finde nicht, daß Ihr vernünftig seid, Messire Tizian. Paris Bordone ist zweifelsohne ein sehr junger Mann, und Ihr seid unbestritten der erste Maler in der Welt. Doch Ihr seid auch der reichste Künstler in Italien. Das dankt Ihr Gottes Hilfe, Euren Fähigkeiten und, zum bescheidenen Teil, auch mir, weil ich Euch stets so warm empfohlen habe. Ihr malt die Bilder aller Potentaten der Welt und habt, wo es auch sei, die Hand im Spiele. Drum ist es wirklich hart von Euch, daß Ihr den anderen Malern nicht erlauben wollt, in einen Wettbewerb mit Euch zu treten.
TIZIAN: Das sind Redensarten. Wäre ich nicht ängstlich auf der Hut, dann würden diese schamlosen Gesellen, die sich mit schlechter Kunst ein Plätzchen an der Sonne zu erobern suchen, mich bald verdrängen. Ich könnte Hungers sterben! Erspart Euch, bitte, überflüssige Phrasen und prägt Euch ein, daß ich, solange ich mich wehren kann, nicht Konkurrenten noch Rivalen dulde. Wollt Ihr mir hierbei helfen oder nicht?
ARETINO: Gesteht nur, daß Ihr ebenso mitleidlos wie furchtbar seid. Was hat allein Giorgione durch Euch gelitten. Ihr wart sein Tod! . . . Ihr habt in Eurem langen Leben gar manches Meisterwerk hervorgebracht, doch sicher auch schon manchen

bösen Streich geführt, der einem Gegner galt. Und deren habt Ihr viele! Wer in Venedig einen Pinsel handhabt, ist Euer Feind. Das habt Ihr selbst gesagt!

TIZIAN: Ich will Euch zwei Rötelblätter geben. Sie liegen dort, in jener Mappe, und jedes ist zumindest vierzig Taler wert. Die sollt Ihr haben, doch Ihr müßt mir auch den Dienst gegen Paris Bordone leisten. Ich verlange, daß ihm die Arbeit in San Niccolo wieder entzogen werde!

ARETINO: Ihr gebt mir wirklich die beiden Blätter?

TIZIAN: Jawohl, Ihr kriegt sie! Ich meine, das ist ein ansehnliches Geschenk.

ARETINO: Es kann mich eigentlich nur wenig interessieren, ob Bordone sich durchsetzt oder nicht. Das ist wirklich nicht meine Sache. Ich werde gegen ihn vom Leder ziehen und den Kirchenvorstand vor ihm warnen.

TIZIAN: So, das ist abgemacht! Und nun geht gleich ans Werk! Ich wende mich persönlich an den Dogen, und wenn es mir gelingt, dem kleinen Frechling das Genick zu brechen, dann mache ich ein glänzendes Geschäft.

ARETINO: An Euch gefällt mir, daß Ihr, noch als alter Mann. so ungestüm und so entschlossen seid. Es ist nicht ratsam, Euch zu ärgern! Ich habe schon daran gedacht, in einer Parallele, die ich im Stil Plutarchs abfassen will, Euch kritisch zu beleuchten.

TIZIAN: Mit wem wollt Ihr mich darin vergleichen?

ARETINO: Mit Michelangelo.

TIZIAN: Das ist ein guter Einfall. Ihr müßt die Sache, in Reimen oder Prosa, zu Papiere bringen und das Opus überall verbreiten. Ich steige dadurch im Wert und setze dann mehr Bilder ab.

ARETINO: Ich weiß nicht, ob mein Plan Euch nur von Vorteil ist ... Je älter Ihr geworden seid, desto heftiger und bitterer wurdet Ihr. Es tut nicht gut, Euch allzu nah zu kommen. Euch Wahrheiten zu sagen, ist ein kühnes Unterfangen. Selbst ich darf es mir kaum erlauben, obgleich mich alle fürchten. Ihr nicht minder als die anderen. Michelangelo hingegen, den ich

noch vor nicht gar langer Zeit als einen Mann von düsterem Wesen und stets übler Laune kannte, wird jetzt mit jedem neuen Tage milder. Das Greisenalter macht ihn fast zum Heiligen ... Noch eines fällt mir auf! Ich kenne Michelangelo genau und kenne Raffael, Bramante, Sansovino und del Sarto; und von des großen Lionardo Leben und seinen Taten habe ich viel vernommen. Der Geist all dieser Männer war und ist – soweit sie noch am Leben sind – erfüllt vom Lichte der erhabenen Lehren. Sie sind bewundernswerte Maler, doch zugleich auch Philosophen. Sie lieben es, die Rätsel der Natur zu lösen, und sind beglückt, wenn sie die Schönheit hüllenlos im reinen Himmelsblau erschauen durften. Euch sah ich niemals in Verzückung. Ihr seid gewiß der größte Maler, den die Welt gezeugt; und wenn Michelangelo Euch den Platz an seiner Seite verweigert, so tut ers nur, weil Eure Zeichnung nicht immer frei von Fehlern ist ... Doch Ihr begnügt Euch allzu schnell mit dem, was Leben und Natur an Herrlichem Euch bieten. Nie habt Ihr, scheints, an jenes noch gedacht, was jenseits aller Wirklichkeit verborgen ist. Nie habt Ihr Eure Seele ausgesandt, ein wahres Ideal zu finden!

TIZIAN: Ich habe mich mit Fleiß davor gehütet. Ich ehre das Verdienst der großen Künstler, die Ihr soeben nanntet, nach Gebühr. Was sie geschaffen haben, ist bewundernswert, doch mehr noch hätten sie geleistet, wenn sie nicht ihre Zeit mit Träumereien ohne Sinn und Zweck vergeudet hätten. Ein Maler muß nur malen, nicht aber seine Phantasie in weite Fernen schweifen lassen, wie ein Professor auf dem Lehrstuhl. Er male Leiber, Arme, Beine und gebe dem Antlitz, das er bildet, Geist und Leben. Er setze liebevolle Lichter in die Farbe und spare nicht mit warmen Schattentönen, die erst dem Bildnis seine Tiefe geben. Was nützt es ihm, im Aristoteles zu lesen? Die Körper seiner Modelle muß er kennen! Und ein Modell ist leichter zu beschaffen, als Weisheit zu erringen. Der Maler braucht kein Licht in seinem Schädel; er braucht es nur in seiner Werkstatt.

ARETINO: Hat Raffael sich jemals Modelle gesucht, als er die Bilder der Madonnen malte? Er schöpfte nur aus der Tiefe seines

Geistes. Durch stetes Sinnen hatte sich sein Geist verfeinert und war wundersamer Bilder voll.

TIZIAN: Ich suche die Madonnen auf der Straße und übertrage sie so auf die Leinwand, daß sie das Leben atmen. Ich schenke den Geschöpfen Gottes ein gedoppelt Sein. In meiner Welt der Farben lasse ich sie ein zweites Leben führen, da ich sie so, wie sie mein Auge sieht, mit ihrem Tun und ihrem Mienenspiel, ins goldene Sonnenlicht der Kunst verpflanze. Daß ich Gesehenes so wiedergebe, das ist ja gerade mein Triumph, der noch durch keines anderen Ruhm verdunkelt ward.

ARETINO: Verzeiht, Ihr seid im Irrtum. So sehr ich Euch, Messire Tizian, auch bewundern muß, so kann ich doch den Künstlern von Florenz und Rom die Achtung nicht versagen, die ihnen ebenso gebührt wie Euch. Ihr kennt ja selbst den Vorwurf, der Euch trifft, und wißt, daß Michelangelo der erste war, der ihn erhob. Die Maler tadeln es, daß Ihr in Eurer Jugend nicht genug studiert habt. Nur so sei es zu erklären, daß Eurer Zeichnung die Korrektheit fehle, wodurch die Werke Eures Genius sehr an Wert verlieren.

TIZIAN: Ich pfeife auf die alberne Verleumdung. Ich zeichne mindestens so gut wie die Natur.

ARETINO: Das ist es ja, was die Meister an Euch tadeln! Ihr zeichnet just so gut wie die Natur, doch nicht besser . . . Was tut denn die Natur? Wenn Ihr der Schönheit Ausdruck leihen wollt, so weist sie Euch den Weg, den Ihr zu gehen habt. Die Schönheit selbst wird sie Euch nimmer geben. Es waltet Blindheit über ihrem Schaffen, und sie gebiert oft vor der Reifezeit. Drum ist, was sie erzeugt, nie frei von Mängeln. Was sie hervorbringt, einfach nachzubilden, ist grundverkehrt. Das macht die Maler von Florenz und Rom so groß, daß sie stets das Ideal vor Augen haben, das die Natur erkennen lehrt, niemals die Wirklichkeit, die sie erzeugt!

TIZIAN: Ihr dürft mir glauben, daß Ich Eure Grundsätze begreife, Herr Pietro. Ich habe sie – wie oft schon! – selbst geprüft und reiflich hin und her erwogen. Doch wißt Ihr, daß es

Pietro Aretino

sehr gefährlich ist, die Hand des einzigen Führers loszulassen, auf den der Künstler sicher bauen kann? Sie loszulassen, um in der Wirrnis der Phantasie den Pfad zu suchen, dahin der Führer Euch nicht folgen mag! Ich selbst bewundere Michelangelo, wie ich auch Raffael bewundere. Wer aber sich verlocken läßt, zu tun wie sie, verliert den rechten Weg und findet ihn nicht wieder! Seht ihre Schüler an! Sie nennen sich der Ideale Hüter und sind schon jetzt so weit, daß sie im Dunkeln tappen. Ihr Werk offenbart die Folgen ihres Übermuts. Sie wollen die Natur verbessern und veredeln – und schenken Krüppel uns und Mißgeburten, die nie vom Leben einen Hauch verspürt. Seid überzeugt, daß dieses Übel immer größer wird! Was mich betrifft, so weiß ich ganz genau, daß keiner sich je täuschen wird, der meinem Beispiel folgt. Ich bleibe, wie ich bin, und nichts kann mich bekehren. Der größte Bildnismaler, den die Welt gekannt, bin ich! Wer sich den Ruhmeslorbeer pflücken will, der mag getrost in meinen Bahnen wandeln!

ARETINO: Ich habe Eure Größe nicht bestritten.

TIZIAN: Doch angedeutet, daß die Vollkommenheit mir fehle. Ihr seid im Irrtum! Ich stehe hinter keinem zurück. Und wenn der Kaiser, alle Könige der Welt und alle hohen Herren mir meine Bilder mit Gold aufwiegen, so ists nicht mehr als recht und billig. Im Grunde kommt es nur auf eines an, Herr Pietro: wie viele Bilder schlägst du los, und welche Preise zahlt man dir dafür? Da habt Ihr gleich den Grad der Tüchtigkeit, gemessen an dem Geiste unserer Zeit! In meiner Jugend kannte man diese Wahrheit noch nicht. Zumal die Künstler, die Ihr so hochschätzt, sie dünkten sich frei von allem Eigennutz. Der Nachwuchs scheint kuriert von dieser Torheit. Die Jünger Eurer Meister kennen schon den Wert des Geldes und lassen sich, wie Ihr und ich, mit blanken Dukaten ihre Arbeit lohnen. Sie haben völlig recht!...

ARETINO: Dukaten finde ich immer schön und gut. Wenn sie in großer Zahl beisammen sind, so machen sie die lieblichste Musik, die nur ein Menschenohr umschmeicheln kann. Doch ebenso bereitet es Vergnügen, den Dingen ernsthaft auf den

Grund zu gehen ... Wie es auch sei: es gibt gewiß mehr Menschen in der Welt, die Eure Theorie zu schätzen wissen, als solche, die Eurer Nebenbuhler Standpunkt teilen.
TIZIAN: Der Ruhm an sich ist stumm. Erst wenn die Menge bravo schreit, wird er vernehmlich.
ARETINO: Das würde Michelangelo nie sagen!
TIZIAN: Der ist ja auch ein Mann von düsterem Sinn, der nie des Daseins Wonnen durchgekostet hat! ... Doch nun genug davon! Vergeßt nicht, Euer Wort zu halten, und züchtigt meine Feinde. Vor allem nehmt mir den Bordone vor!
ARETINO: Ich will mich unverzüglich an die Arbeit machen. Gebt mir ein Blatt Papier! Ich führe meine Feder darauf hin und her und habe, wenn ich mit meinen Krähenfüßen es bedeckt, der Menschen Los entschieden. Ich stifte so Verderben und Erfolg, Ruhm oder Schmach, Tod oder Leben. Ich brauche nicht Talent noch Wahrheitsliebe, wenn nur das Eselsvolk die Ohren spitzt ... Ihr seht das Blatt Papier in meiner Hand? Es wird, wenn es bedruckt ist, Geldeswert besitzen!

## Brüssel, im Jahre 1555

*Das Kabinett des Kaisers im Palast. – Karl V. und der Infant Don Philipp, König von England und Neapel. Der Kaiser sitzt in einem Lehnstuhl von schwarzem Leder; sein Sohn steht vor ihm.*

KARL V.: Setzt Euch, Infant Don Philipp, und hört bedeckten Hauptes an, was ich Euch sage!

*Der Infant gehorcht.*

Bestimmte Pläne, die ich seit Jahresfrist erwog, sind nun gereift. Der Augenblick, da Ihr sie kennen sollt, ist gekommen. Ich will der Macht, die der Himmel in meine Hand gelegt hat, entsagen und Euch die Kronen geben, die ich trage.
DON PHILIPP: Ich bin gewiß, daß triftige Gründe Eure Majestät zu dem bedeutsamen Entschluß getrieben haben.
KARL V.: Ich bin ein kranker, schwacher, müder Mann

geworden. Wenn ich bedenke, was mancher Fürst regieren heißt, so wird mir klar, daß ich an einer schweren Last zu tragen hatte. Tatsachen sprechen für sich selbst. Ihr könnt Euch leicht ein Bild von meinem Leben machen, wenn Ihr Euch dran erinnert, wie viele Staaten jetzt, in dieser Stunde, dem Zepter unseres Hauses untertan sind. Das Reich und Flandern, Artois und Burgund, die Königreiche Spanien und Neapel schließen sich mit Mailand und Sardinien zu einem ungeheuren Ganzen zusammen. Als Ihr Euch der Königin Marie vermähltet, vermehrte sich der wahrhaft riesige Besitz um England. Mein Banner weht auf den Festungen Afrikas, und auch Neuindiens unbegrenzte Lande gehorchen den Gesetzen, die ich gab. Um alle Räder des gewaltigen Werks in stetem Gang zu halten, mußte ich mein ganzes Leben lang auf Reisen sein. Ich war neunmal in Deutschland, siebenmal in meinen spanischen Reichen, viermal in Frankreich, sechsmal in Italien, zehnmal in den Niederlanden, zweimal in England und in Afrika. Und elfmal haben meine Schiffe des Weltmeers weite Flut durchfurcht. Von allen Stürmen, die ich dort erlebt, hat auch nicht einer mich so wild umtobt wie das Gebrüll des Kampfes ohne Ende, den ich mit wachem Auge lenken mußte. Nun bin ich müde, und es ist mein Wunsch, daß Ihr an meine Stelle treten möget.

DON PHILIPP: Gott verhüte, daß Ihr an meinem Gehorsam zweifelt! Ich kenne Eures Willens Festigkeit und wage nicht, den leisesten Widerspruch zu erheben.

KARL V.: Ja, Ihr tut gut daran, den großen, heiligen, allmächtigen Gehorsam zur Richtschnur zu erwählen. Da Ihr ihn fortan von den anderen fordern werdet, so ists nicht mehr als richtig, daß Ihr in diesem Augenblicke Euch selbst darauf besinnt. Ihr habt die beiden Punkte klar erkannt, um die allein die Welt sich drehen muß. Wenn ich dereinst vor meinem Richter stehe, so darf ich wohl mit Fug von mir behaupten, daß ich mein möglichstes getan, die Widerstände zu beseitigen, die sich an diesen beiden Punkten zeigten. Befehl und Unterwerfung sind die Grundgedanken alles Seins! Noch müssen Riesenkräfte sich

entfalten, um ihrer Herrschaft Feste zu errichten und tiefstes Schweigen rings zu schaffen. Doch ich habe schon viel gewonnen. Als ich der Völker Führung übernahm, war, wie Euch die Geschichte lehrt, Verwirrung allerorten. Unsinnige Gesetze und Gebräuche und Privilegien dümmster Art verbreiteten den Geist der Anarchie in allen Landen unserer Christenheit. Der Bürger zeigte offene Renitenz, da er des Adels Herrschgewalt nicht anerkannte. Und selbst der dümmste Bauer auf dem Dorf erkühnte sich, zu reden und eine eigene Meinung zu äußern! Italien war der Wildheit Tummelplatz. Es war vernarrt in Wissenschaft und Kunst, Höllenlärm durchtoste seine Städte, und jede Narretei trug einen großen Namen. Es sprach von Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit und bedrohte selbst den Bau der heiligen Kirche . . . Deutschland war schwerfälliger zwar und nicht so leichten Sinnes wie seine glänzende, verderbte Schwester, doch es gab ihr nicht nach in mancherlei Betracht. Denkt nur an die Pamphlete der Gelehrten, die das verruchte lutherische Gespenst ins Land gelockt! In solchen Zeiten wäre wohl der Papst der beste Hort der Christenheit gewesen. Das Unglück aber wollte, daß an dieser Stelle das Übel üppiger gedieh denn irgendwo. Sankt Peters Erbe wandte sich vom Glauben ab und machte sich das Schlimmste, was der moderne Geist erfunden, selbst zunutze. Ists da ein Wunder, daß Franz I. und Heinrich VIII. die Greuel, die Calvin und Luther heraufbeschworen, bei sich entstehen sahn? Sie sind, wie Leo X. und Clemens VII., dem Gift des Einflusses erlegen, da sie – und wars nur einen kurzen Augenblick – ein offenes Ohr für die Gedanken hatten, die scheinbar Segen brachten, in Wahrheit aber den Untergang der Monarchie und Religion erstrebten. Als sie die Größe der Gefahr erkannten, hielten sie entsetzten Sinnes inne. Doch es war zu spät! Schon keimte die Saat des Verderbens in ihren Staaten . . . Mich selbst hat die Verführung nie bezwungen. Des Übels Wesen war mir klar, sobald es sich gezeigt. Mit allen Gegengiften habe ich es bekämpft. Ihr wißt wohl noch, wie ich damit begann, die stärksten Mittel anzuwenden, da ich die Kirche durch sich selbst erretten wollte.

Ich setzte Hadrian auf den apostolischen Stuhl. Ihn raffte ein jäher Tod von hinnen. Die Kardinäle, die der Wollust Höllentrank berauscht, befreiten sich von aller strengen Zucht. Ich konnte es nicht hindern, daß sie Clemens VII. mir entgegenwarfen, der seinen Vetter selbst an Schlechtigkeit noch übertraf. Die Lage war so ernst, daß ich vor keiner Rücksicht innehielt. Ich zwang den Papst dazu, ein wahrer Papst zu sein und nie aus seiner Bahn herauszutreten. Des Reiches Schwert ließ ich auf den Krummstab niedersausen und ruhte nicht, ehe Clemens sich ergab. Dann nahm ich Rom und setzte einen Herrn ein zu Florenz. Frankreich verjagte ich aus Mailand, und schließlich traf Italien selbst der Todesstoß. So Ihr nun dieses recht bedenkt, Don Philipp, erkennt Ihr bald, daß ich, vornehmlich durch die letzte Tat, die Schwere Eurer Pflicht gar sehr gemindert habe. Jetzt, da im ganzen Lande Ruhe herrscht, könnt Ihr mein Werk vollenden! Denkt stets daran, daß Ihr die Sicherheit der Kronen, die Ihr tragt, gefährdet und gleichermaßen Euer Seelenheil, wenn Ihr den Weg verlaßt, den ich gewiesen habe!

DON PHILIPP: Mit größter Andacht habe ich den Worten Eurer Majestät gelauscht. Gestattet mir, Euch zu erwidern, daß ich mit unbeugsamer Strenge für eisernen Gehorsam sorgen werde. In diesem Punkte hoffe ich, bis an mein Lebensende keinen Vorwurf auf mein Haupt zu laden. Daß Ihr Italien unterworfen habt, hat sicherlich die Bürde, die Ihr in meine Hände legt, erleichtert. Doch als die bedeutendsten Taten Eurer Regierung schätze ich, daß Ihr das peinliche Gerichtsverfahren verschärft und die Gesellschaft Jesu gegründet habt. Das sind zwei Werkzeuge von trefflicher Beschaffenheit, da sie in des Gehorsams weißer Glut geschmiedet wurden. Sie sollen, in meiner Hand, der Kirche Rettung bringen und den Geist der Ketzerei ersticken, der unser Staatsgefüge und die Religion bedroht. In Zukunft sei Italien nichts mehr, Spanien alles! Sein einziger Rivale bleibt Frankreich, und da der Zweikampf, den Ihr mit dieser Macht geführt, mit jedem Tage heftiger entbrennt, so wird

der eine Gegner wohl bald erliegen müssen . . . Mein Fürstenleben wird nicht heitrer sein, als Eures war.

KARL V.: Die Arbeit wird Euch Eure Tage stehlen, wie sie auch die meinen verschlungen hat. Doch wir sind nur des Kreuzes und des Zepters Diener und gleichen in so mancherlei Betracht den Mönchen eines Ordens, dessen Brüder arm an Zahl sind. Das Ziel ist weit gesteckt, darum die Ordensregel auch besonders schwer. Die Mönche unserer Art, die in gold- und purpurschimmernden Palästen wohnen und, statt der Kutte, bald den stählernen Panzer, bald den Sammetmantel tragen, sie sind, mag sie auch tausendfältiger Prunk umgeben, nicht besser dran als ihre Brüder in der nackten Zelle. Erscheint uns aller Prunk und Glanz nicht eitel? Läßt nicht die Entsagung, die wir stets geübt, jede Erdenfreude vor uns zerstieben gleich einer Seifenblase? . . . Italien stand ganz im Bann der bösen Lust. Es berauschte sich an den schimpflichsten Vergnügungen und gab sich so dem schnöden Luxus hin, wie noch kein Land zuvor es je getan. Ich setzte ihm meinen Fuß auf den Nacken und erwarte von Euch die gleiche Strenge, wenn Ihr je Ähnliches erleben solltet. Die Welt kann eher hungern, als der Zucht entraten. Lasset Eure Untertanen diese Wahrheit nie vergessen!

DON PHILIPP *(mit traurigem Lächeln)*: Sündhafte Lustigkeit liegt nicht in meinem Amte, doch auch meinem Wesen ist sie fremd. Ich bitte Eure Majestät, zu glauben, daß ich ernsthaft gesonnen bin, mich jeder irdischen Freude zu enthalten. Gelingt es meiner schwachen Kraft, mir die Unsterblichkeit zu erstreiten, dann werden die Wonnen des Paradieses mich desto herrlicher dünken!

KARL V.: Laßt mich allein, auf daß ich Sammlung finde! Die Stände Flanderns treten bald zusammen, und ich bin willens, meine Absicht ihnen kundzutun. Geht, Don Philipp!

*Don Philipp verneigt sich und geht.*

# Rom, im Jahre 1559

*Die Werkstatt der Zuccheri. – Taddeo und Federigo Zucchero, Girolamo Siciolante, Orazio Sammacchini und andere junge Maler. Alle sind voll Eifers bei der Arbeit. Die einen grundieren ungeheure Leinwandflächen, die anderen malen an Gerüsten befestigte Dekorationsstücke oder vollenden Bilder in verschiedenen Größen.*

FEDERIGO: Ich pfeife was auf derlei Redensarten! ... Naturalismus ... Idealismus ... Hungerpfoten kann man dabei saugen! Nein, eine Manier muß man sich erfinden. Wenn man erst seine eigene Manier hat, dann mag man getrost drauflospinseln. Man verdient viel Geld und wird ein berühmter Mann.

TADDEO: Hier, dies Porträt ist fertig. Nehmt es weg! Wißt ihr übrigens, wie weit Barroccio und Durante del Nero mit der Palastfassade sind, die Kardinal Farnese ihnen in Auftrag gegeben hat?

SAMMACCHINI: Sicherlich sehr weit; vielleicht sogar schon fertig. Sie arbeiten wie die Steinträger. In acht Tagen haben sie vier Akte runtergemalt, von denen jeder fünfundzwanzig Fuß hoch ist.

FEDERIGO: Das nenne ich tüchtige Künstler. Je schneller, desto besser – heißt die Losung! Maler, Bildhauer und Architekten können, wenn sie das Zeug dazu haben, heute eine glänzende Rolle in der Welt spielen! Niemand ist so angesehen wie wir. Kein Mensch kümmert sich mehr um Politik und Religion; nur von Kunst ist noch die Rede. Mein Vater erzählte mir, daß zu seiner Zeit in Italien der Brand nimmer verlöschen wollte. Um die geringste Kleinigkeit kamen sie sich damals in die Haare, und jeder einzelne hatte tausenderlei Interessen wahrzunehmen. Heute lebt man, gottlob, in Frieden. Der Kaiser hat mit seinen Armeen Ordnung geschaffen. Man verdient einen Batzen Geld und braucht sich nichts Besseres zu wünschen.

TADDEO: So? Na, ich habe mir schon was Besseres gewünscht, als ich Farbenreiber beim Giovampiero von Kalabrien war. Das waren Zeiten! Nicht allein, daß mich die Hexe von einem Weibe

windelweich gedroschen! Auch Hungers hat sie mich beinahe sterben lassen ...

FEDERIGO: Der Anfang ist immer ein wenig hart. Das darf aber einen großen Künstler nicht entmutigen. Heute gibt es Möglichkeiten, sich über Wasser zu halten, von denen man früher keine Ahnung hatte. Die einen gehen als Hausmaler zu einem Kardinal oder sonst einem großen Herrn; sie werden gut gekleidet und essen mit an der Pagentafel. Die andern reisen nach Frankreich, Deutschland oder Spanien und arbeiten zu unsinnigen Preisen für die Barbaren. Und wenn man schließlich anfängt, einen Namen zu haben, glaubt sich jeder gute Bürger verpflichtet, vor einem auf die Knie zu sinken, um in den Besitz eines unserer unsterblichen Meisterwerke zu gelangen. Beweis: unser geschätzter Postmeister Mattiuolo, dem du die Fassade seines neuen Hauses bemalt hast, Taddeo. Daß er für die drei Merkursbilder böse hat bluten müssen, kann keiner leugnen.

SICIOLANTE: Was Ihr sagt, ist ja durchaus richtig, Meister. Ihr dürft aber auch die mannigfachen Unannehmlichkeiten nicht vergessen, unter denen man früher nicht zu leiden hatte!

FEDERIGO: Welche Unannehmlichkeiten denn?

SICIOLANTE: Früher kauften die Fremden unsere Bilder und beriefen uns zu sich, um ihre Häuser von uns dekorieren zu lassen. Jetzt malen die Barbaren selbst. Franzosen, Flamländer und Spanier treiben sich in Rom herum und gucken uns ab, was ihnen noch fehlt.

SAMMACCHINI: Oft genug bleibt ihnen zwar bei der Gelegenheit ein Dolch in den Rippen stecken. Aber die Zahl dieser Eindringlinge wird immer größer, und schließlich spüren wirs doch sehr.

TADDEO: Die Schuld trägt nur der Papst und der Adel. Sie sind so neuheitswütig, daß sie die Achtung vergessen, die man dem großen Stile schuldet. Ein Kardinal kriegt fertig, Euch zu sagen: „Besucht mich doch mal und seht Euch das Bild an, das ich habe! ... Einzig schön! ... Wundervolles Sujet! Und mit einer Verve gemalt!“ ... Gut. Ihr geht hin und seht Euch die

Sache wirklich an. Was ist es? Ein Affe, der auf einem Einhorn reitet und in einen Pfirsich beißt! Sein Autor ist ein neu zugereister Flamländer! Daraufhin wird unser Flamländer von den Idioten überlaufen, und sechs Monate lang sind die Affen, die Einhörner und die Pfirsiche in Mode!

*Der Architekt Francesco di San Gallo.*

SAN GALLO: Guten Tag, Meister Taddeo. Meinen Gruß, Federigo!

TADDEO: Guten Tag, Meister. Ihr scheint bei gutem Wohlsein, was mich freut.

FEDERIGO: Was hast du denn! Du ziehst die Stirne kraus. Bist du übler Laune?

SAN GALLO: Grund genug hätte ich. Der alte Buonarroti läßt mich nicht einen Tag mehr ungeschoren. Weil dieser Narr vor vielen, vielen Jahren einmal Talent besessen hat, will man nicht merken, daß ihm eine Schraube fehlt und daß er nichts macht als Dummheiten.

FEDERIGO: Schmach und Schande, daß dieser Tapergreis mit jungen Künstlern um die Palme streitet! Er sollte sich begraben lassen, der Herr Michelangelo!

SAN GALLO: Ich fürchte, er hat noch Zeit genug, die Kuppel von Sankt Peter vollends zu versauen. Es ist ganz zwecklos, daß ich den Papst und die Kardinäle warne. Ich finde nicht den Mann, der den Mut besitzt, dieser mumifizierten Berühmtheit die Stirn zu bieten.

FEDERIGO: Sie haben einfach Angst vor ihm, weil er so maßlos unverschämt ist. Dabei ist der Bursche von einer Dummheit! . . . Ich wollte ihm meine neue Zeichenmethode klarmachen, die allen halbwegs intelligenten Menschen die Kunst erschließen soll. Er hat getan, als lachte er darüber. In Wahrheit ist er nicht imstande, die Sache zu begreifen.

SICIOLANTE: Man sollte uns von diesen senilen Herren befreien. Mag sein, daß sie einmal ganz tüchtig waren. Doch von wahrer Größe, von Feinheit, Schliff und Grazie haben sie nie eine Ahnung besessen.

SAN GALLO: Das steht fest! Buonarroti ist ein Halunke und Tyrann. Dabei bleibe ich. Er erzählt jedem, der es hören will, daß er seit siebzehn Jahren an der Kuppel der Peterskirche arbeite. Als ob das eine Entschuldigung wäre!
FEDERIGO: Nein, aber ein Grund mehr, ihn auf dem kürzesten Wege an die Luft zu setzen! Er soll jüngeren Leuten, die angewiesen sind, ihr Brot zu verdienen und sich einen Namen zu machen, den Platz abtreten! Man müßte ihm verbieten, Pinsel, Meißel oder Zirkel fortan nur anzurühren!

*Der Architekt Pirro Ligorio tritt ein.*

PIRRO LIGORIO: Ihr habt recht! Buonarroti ist kindisch geworden. Schließlich muß es uns doch gelingen, jedermann davon zu überzeugen. Trotz Vasari, Salviati und den andern alten Narren, die von seiner Sippe noch übrig sind!... Hört, ich habe ein Geschäft für euch. Der Kardinal läßt Federigo zu sich bitten, um ihm flamländische Bilder zu zeigen, die er kaufen möchte.
SICIOLANTE: Da habt ihrs! So eine Dummheit! Die Pest soll in Euren Kardinal fahren! Als ob es in Italien keine Künstler gäbe!
PIRRO LIGORIO: Regt euch nicht auf! Das ist die Modekrankheit. Es handelt sich um vier Bilder von Willem Key, drei von Antonis Moor van Utrecht, und um einen Wandbehang von Martin de Vos von Antwerpen. Ich kann euch zu eurem Trost mitteilen, daß ein deutscher Herr seinen Haushofmeister hierher gesandt hat. Ich habe den Biedermann gesehen. Er soll vierzig Gemälde in allen Größen für seinen Herrn besorgen. Er zahlt gut! Seid ihr dabei?
ALLE KÜNSTLER: Bravo, Ligorio! Natürlich sind wir dabei!
PIRRO LIGORIO: Los, Federigo! Bis heute abend bringe ich die Sache mit dem braven Deutschen für uns alle ins reine!

## 1560

*Ein Saal im Palazzo Colonna. – Donna Vittoria, Marchesa von Pescara, schwarz gekleidet; sie liest an einem kleinen Tisch von Ebenholz,*

*auf dem eine silberne Lampe steht. Zwei Ehrendamen und eine Hofmeisterin, die große Hauben auf dem Kopf tragen, sind im Hintergrunde des Gemachs mit Näharbeit beschäftigt. Im Kamin brennt das Feuer, und man hört das Knistern der Holzscheite.*

*Ein Edelmann vom Dienst.*

DER EDELMANN: Herr Michelangelo steigt soeben die Treppe hinan, Marchesa.

DIE MARCHESA: So leuchtet ihm!

*Sie erhebt sich und geht Michelangelo entgegen. Dieser erscheint oben im Vorraum. Fackeln tragende Pagen in den Farben des Hauses Avalos führen ihn.*

Guten Abend, teurer Freund. Wie geht es Euch in dieses Abends Kühle?

MICHELANGELO: Ich küsse Eurer Exzellenz die Hand. Es geht mir besser, als ein Greis verlangen kann.

DIE MARCHESA: Kamt Ihr allein? Ich hoffe nicht.

MICHELANGELO: Nein, nein, seid unbesorgt! Ihr habt mir ja verboten, ungeleitet auszugehen, und ich gehorche Euch. Antonio hat mir mit seiner Laterne bis an die Pforte des Palazzo geleuchtet; dort traf ich Eure Leute, die mich wie einen großen Herrn willkommen hießen.

DIE MARCHESA: Setzt Euch hier in den Lehnstuhl, bitte! ... Bleibt sitzen, Caterina ... ich will Michelangelo selbst bedienen ... So, haltet Eure Füße dicht ans Feuer! So ists recht.

MICHELANGELO *(sitzend)*: Ich lasse Euch gewähren, Frau Marchesa ... Der höchste Gipfel, zu dem des Menschen Seele sich erheben kann, ist wahre Güte. Und Ihr habt diesen Gipfel längst erreicht!

DIE MARCHESA *(lächelnd)*: Ihr würdet recht mit Euren Worten haben, wenn ich den Armen Wohltaten erwiese und des letzten Bettlers staubbedeckte Füße wüsche, wie unser Herr getan. Doch Michelangelo bedienen? ... Das heißt wahrlich nicht sich erniedrigen!

MICHELANGELO: Ihr zeigt die Dinge anders, als sie sind, Marchesa. Was seht Ihr, wenn Ihr Eure Blicke auf mich richtet?

Ein Wesen, das die Last der Jahre beugt, das heimgesucht ward von den Gebrechen des Alters und das mit Mühe nur die dürren, welken Finger des Feuers wohliger Glut entgegenstreckt . . . Dünnes, weißes Haar auf einem gelben Schädel, runzlige, eingefallene Wangen . . . Augen, die, was das Herz empfindet, nicht mehr sagen . . . Ihr seht eine Ruine, Marchesa! Eine menschliche Ruine, die jammervollste, unrettbarste aller Ruinen! . . .

DIE MARCHESA: Ihr malt ein Bild mit Euren Worten, das so machtvoll ist wie Euer Denken. Derselbe Greis, den kläglich schwach Ihr nennt, um ihn in meinen Augen zu verkleinern, wächst durch Eures Geistes Stärke hoch empor . . . Nein, nein, Ihr irrt! . . . Es ist kein Bild, das meinem Blick sich bietet; es ist die Wirklichkeit. Ich kenne nichts, das sich mit dieser Wirklichkeit an Majestät und Zauber messen könnte.

MICHELANGELO: Ja, Ihr betrachtet jetzt ein zwiefaches Siechtum. Das der Materie, die zerfällt, und das der Seele, die unsterblich ist und die gar bald aus ihrer engen Hülle schweben und in den Schoß der göttlichen Unendlichkeit sich flüchten wird.

DIE MARCHESA: Mir ists, als zeigte sich im Gesichtskreis meiner Blicke einer jener Sterne, von denen Dante eine kleine Zahl in die erhabene Sphäre seines Paradieses steigen läßt . . . Einer jener Sterne, die Leben funkeln und die, dem ewigen Triangel nahe, den Glanz, den sie versenden, seinem Licht entleihen. Ihr seid nicht alt, Freund Michelangelo! Ihr lebt und werdet immer leben, gleichwie des Menschen göttliche Substanz, die alles Tun erzeugt und dieses Weltalls Steuer sicher führt, Vergänglichkeit nicht kennt.

MICHELANGELO: Ich werde bald von hinnen gehen! Schon gärt der Saft in mir und sprengt des Baumes morsch gewordene Rinde. Der Keim spaltet die Hülle, die ihn umschließt. Das Samenkorn, das sich entfalten will, schwillt an und sprießet aus dem Fleisch hervor, das leblos von ihm fällt. Lange genug weilte ich auf dieser Erde und bitte meinen Herrn, er möge seinen Knecht jetzt zu sich rufen.

DIE MARCHESA: Ihr seid des Lebens müde?

MICHELANGELO: O nein, ich sehne mich nach ihm! Ich sehne mich, des Fleisches Fesseln, die mein besseres Ich beengen, weit von mir zu werfen. Ich dürste nach der schrankenlosen Freiheit meines Seins, nach dem Erlebnis meines ahnungsvollen Schauens. Wenn mir bei meinem Erdenwallen manches klar geworden und wenn der großen Wahrheit, die ich fühle, nur ein Teil sich lebend von mir losgerungen, wie könnte meine Schaffenskraft versagen, so erst das öde Felsgestein, das mich umgibt, auf ewig in die Tiefen der Vergangenheit gesunken ist? Nein, ich erwarte nicht des Todes Nahen. Es ist das Leben, das ich kommen fühle — jenes Leben, von dem der Mensch nur einen Schatten sieht und das ich nun bald ganz besitzen werde!
DIE MARCHESA: Ich denke so wie Ihr. Wir sind zwei sehr verschiedene Wesen, lieber Freund. Ihr seid Michelangelo! Und ich bin nur ein Weib, das Euch versteht und das die Kluft ermessen kann, die Euren unzähmbaren Schaffensdrang von meinem Mitempfinden trennt. Ihr habt viel für die Welt getan! Ihr glaubtet, nur den Ton für Eure Statuen zu kneten, und habt in Wirklichkeit den Weltgeist umgeknetet. Ihr fandet neue Formen der Erkenntnis und gabt ihr Ausdrucksmittel, die sie nie zuvor besessen hat. Was aber habe ich getan? Ich habe den geliebt, der nicht mehr ist ... Ich habe Euch geliebt, ja, Euch ... Und das ist alles.
MICHELANGELO: Ihr habt nicht weniger vollbracht als ich. Solange Don Fernando unter uns weilte und stolz erstrahlte vor den Völkern Italiens, vor Kriegern und Gelehrten, besonnt vom Glanze seines Namens und Geschlechts, vom lichten Schimmer seiner Tugenden und seines Feldherrngeistes; solange uns der Himmel Fernando d'Avalos, den unvergleichlichen Marchese von Pescara, Euren edlen Gatten, gönnte: so lange habt Ihr ihn geliebt, und er hat Eure Liebe Euch erwidert. Das aber gab Euch ein so hehres Glück, wie nur ein weibgeborenes Weib es fassen kann. Glaubt mir, ein solches Tun wiegt große Taten auf! Die Tugenden, die einer solchen Liebe Süße in Euch geweckt, sie mußten Euch zu einem Meisterwerk der Schöpfung machen.

DIE MARCHESA: Ich habe oft darüber nachgedacht . . . Ihr täuscht Euch, glaube ich. Mag die Ergebenheit, die ein Menschenherz beseelt, auch keine Schranke kennen, und mag die Liebe, die darin erglüht, unwandelbar in ihrer Treue sein, so wird das Herz, dessen Sehnen sich erfüllt, selbstsüchtig doch und eng. Der Kreis, für den es schlägt, wird klein und kleiner, und nur dem Nächsten bietet es noch Raum. Seit ich allein geblieben, ward mir klar, daß man im Glück nicht wächst. Soll ich Euch eingestehn, daß die Erkenntnis dieser Wahrheit meinem Schmerz die größte Linderung brachte? Den, den ich liebte, liebe ich nicht weniger, seit ich ihn nicht mehr habe. Doch Einsamkeit und Kummer wiesen mir den Dornenpfad der Überwindung, auf dem zu wandeln köstlicher war als auf der glatten Bahn, die mühelos zu jener Höhe führt, da uns der Alltag seinen Lorbeer bietet. Die Kämpfe, die ich führen mußte und die mich zwangen, meine Kräfte zu verdoppeln, sie sind es wohl, die mich zu dem gemacht, was ich im wolkenlosen Glück niemals geworden wäre.

MICHELANGELO: Ob nun der Mensch nur an sich selber schafft – ob er die leblose Materie mit seiner Kraft erfüllt, indem er Leben und Bewegung in sie haucht, das gilt wohl gleich. Er gibt, so hier wie dort, ein gutes Beispiel für seinesgleichen. Man darf hiernach mit Fug und Recht behaupten, daß Polygnotus, Zeuxis, Polyklet und Phidias die tugendsamsten Menschen waren, und daß vollkommene Künstler den Heiligen und Philosophen auch als Bekehrer ebenbürtig sind. War es mir wirklich vergönnt, mich in dieser Welt nützlich zu erweisen, so weigert mir auch nicht den Ruhm, Marchesa, an Eure Seite mich zu stellen. Laßt mir die Hoffnung, daß uns im ewigen Leben ein gleichbeschwingter Flug hinantragen wird zu jenen Höhen, da der köstlichste Lohn unser harret.

DIE MARCHESA: So sei es, Michelangelo. Ich wünsche nur, daß meine Seele nie von der Euren, die mir hienieden auch ein Führer war, sich wird trennen müssen. Ihr lehrtet mich in manchem langen Jahr der Wahrheit Tiefe und Erhabenheit

erfassen. Besonders eine Offenbarung, die mir durch Euch zuteil ward, hat mich im Innersten ergriffen. Soll ich sie Euch nennen?
MICHELANGELO: Ja, redet, bitte!
DIE MARCHESA: Man sagt gemeiniglich, das Alter wäre mürrisch und stets mißvergnügt. In seinen Augen schiene alles grau und düster, und selbst das sanfteste Gemüt verwandle sich in Gift und Bitternis. Bei Euch hat sich das Gegenteil ereignet. Ich kannte Euch als einen Mann, der grämlich, ungeduldig und leicht reizbar war. Ihr waret so beherrscht von Eurem eigenen Denken, daß das Genie der anderen Euch verschlossen blieb. Ich sah, daß Ihr nur Euch allein begriffet . . . Als aber erst der Schnee des Alters Euer Haupt bedeckte, hat alles sich geändert. Es scheint, daß Euch des Lebens frische Fülle, der weite, klare Blick und die Erkenntnis Eures Nächsten und Euer selbst sehr spät beschieden waren.
MICHELANGELO: So ist es. Ich muß gestehen, daß mir der Himmel einen Tatendrang verliehen hat, der meine Fähigkeiten überragte. Mehr als ich sah, erriet ich; und ich sah weiter, als ich reichen konnte. Was um mich her geschah, erschreckte mich. Ich fürchtete, daß meine schwachen Kräfte bald versagen könnten, und zwang mich darum mit wahrem Ingrimm und störrischer Beharrlichkeit, das hohe Ziel, das ich zu fehlen bangte, mit meinen Blicken gleichsam zu umklammern. Indessen fühlte ich, wie meine Hoffnung auf Triumph und auch die Angst vor einem Fehlschlag sich verdoppelten, und ward gewahr, daß jeder Schritt, so hart und so beschwerlich er mich dünkte, mich doch dem Siege immer näher brachte. Der Inhalt meines Lebens waren Arbeit und ein atemloser Kampf. Ich wollte alle Dunkelheiten der Natur ergründen . . . Auf Himmelshöhen wollte ich einst stehen und klomm mit zähem Eifer den Berg hinan. Wo sich der unscheinbarste Stützpunkt bot, da krampfte ich mich fest mit allen meinen Gliedern. So ward ich Maler, Dichter, Architekt, Bildhauer, Ingenieur und Anatom. Ich habe Steinkolosse ausgehauen und Elfenbeinfigürchen ziseliert. Ich habe die Befestigungen von Florenz und Rom gebaut, Bastionen auf-

geführt, Glacis gemessen und Fronten defiliert. Dann ist es mir gelungen, den Riesendom des Fürsten der Apostel bis zu den Wolken fast emporzuführen. Und das nicht fern von dem Gebäude, darin ich kurz zuvor die Offenbarung des Jüngsten Gerichts gemalt. Ich darf wohl sagen, daß ich nicht untätig geblieben bin, wenn auch nicht alle meine Pläne zur Vollendung kamen. Ich sah mich eines Tages an so hoher Stelle, wie ich sie nimmer mir erträumt. Der Kaiser und die Päpste, Könige und Fürsten ehrten mich. Die Künstler riefen mich zu ihrem Führer aus, und es gab nichts, was ich noch wünschen konnte. Ich hatte von der Welt nichts mehr zu fordern, da sie mir mehr gegeben, als ich hoffte; nichts von mir selbst, da ich jetzt wußte, was ich zu tun imstande war. Nun gab die Arbeit meinem Herzen Ruhe. Zweifel und Furcht, vom Wege abzuirren, wichen von mir, und ich fand Muße, zu schauen, zu erkennen, zu loben und zu lieben. Die Ungeduld, die mich der Ungewißheit Stürmen preisgegeben, schwand, und ganz allmählich ward aus mir der Mann, der ich jetzt bin. Ich mußte, um ein wahrer Mensch zu sein, ein Greis erst werden. Diese Erkenntnis ists, die mich die Last der Jahre leicht ertragen läßt.

DIE MARCHESA: Was ich an Euch bewundere, Michelangelo, ist, daß Ihr den Elendsweg, den unserer Zeitgenossen Geist jetzt gehen wird, so ruhig betrachten könnt. Ihr seht die Größe des Verfalls, und weder Ärger noch Ekel steigt in Euch auf.

MICHELANGELO: Nein, tiefes, inniges Mitleid fühle ich. Die Welt, die ich jetzt überschaue, war mir wie ein Gefährte, mit dem ich einen weiten Weg zurückgelegt . . . Er ist ermüdet, hat seine Kraft verbraucht, er wankt und sinkt am Straßenrande nieder; und mich befeuert und beglückt unsäglich die Erwartung jenes Lebens, das meiner harret. Als des Jahrhunderts junger Tag erglühte und wir zusammen unsere Fahrt begannen, war mein Gefährte stark und blühend, und überreiche Zuversicht schürte die Flammen der stolzen Blicke, die er in die Weite schweifen ließ. Ich hegte bald so manchen Zweifel, doch mein Gefährte, in seinem jugendlichen Ungestüm, er kannte kein Besinnen.

War er von der Verderbnis wild verrauschter Jahre, aus deren Banden er sich kaum befreit, auch angekränkelt, so galt – ich schulde ihm diese Gerechtigkeit – sein ganzes Sinnen nur dem einen Ziel: das böse Beispiel weit von sich zu weisen. Er war begeistert für die Kunst, da er die Reize, die ihr eigen, dunkel ahnte; doch mehr noch dachte er an Religion und Tugend. Ich kannte noch Savonarola, edle Frau, und immer blieb das Bild der ehrwürdigen Gestalt mir im Gedächtnis. Ich lebte von den Lehren, die er uns gegeben ... Ob er zuviel von uns verlangte, oder ob das unglückselige Italien seine Kräfte überschätzte, und ob sein Rechtsempfinden kleiner war als sein Begehren, ich weiß es nicht. Italien entwand sich seinen Händen und warf sich allen Lastern in die Arme. Dennoch trug es die Nase hoch, da es sich seiner Überlegenheit bewußt war. Es hatte für die anderen Länder nur Geringschätzung und brauchte ihre Hilfsmittel zu seinen eigenen Zwecken. Sie brachten ihm Bewunderung entgegen; das fühlte dieses Land. Es kannte seine Größe und träumte stets davon, noch mehr zu wachsen. Und seine Künstler ... was sie gewesen, wißt Ihr! Jetzt ists vorbei. Das Feuer ist erloschen. Italien ist nicht mehr! Die wir verachtet, werden unsere Meister. Die Künstler sind dahin. Ich bin der letzte Überlebende der heiligen Phalanx. Denselben Ruhmestitel, den wir einst getragen, tragen heute Krämer, denen die Frechheit auf der Stirn geschrieben steht. Zum Sterben ist es jetzt die rechte Zeit! Wir sterben einen bösen, traurigen Tod. Was tuts? Es gab einst Seelen in Italien, die schön und glorreich waren ... Ja, in Italien, das jetzt geknechtet und in den Staub getreten ist ... Mir ists nicht leid, gelebt zu haben!

DIE MARCHESA: Ach, wäre ich doch weltentrückt wie Ihr! Ich leide um die ruhmvollen Erinnerungen, die jetzt verblassen müssen. Mir scheint, daß wir der Finsternis entgegenwanken, wir, die das hellste Licht geschaut!

MICHELANGELO: Wir lassen große Dinge hinter uns und große Beispiele ... Die Erde ist jetzt reicher, als sie vor unserer Ankunft war ... Was verschwindet, wird nicht ganz verschwin-

den . . . Die Felder können eine Zeit ruhen und unbeackert liegen. Die Saat ist ausgestreut . . . Nebel können steigen, und düstergraue Regenwolken das Himmelsblau verhüllen. Die Sonne steht darüber! . . . Wer weiß, was kommen wird? . . .

DIE MARCHESA: Seid Ihr erschöpft, mein Freund? Euer Haupt neigt sich . . .

MICHELANGELO: Ja, ich bin müde . . . will Euch jetzt verlassen . . . Ich bin neunundachtzig Jahre alt, Marchesa; jede Bewegung strengt mich ein wenig an . . . Wir sprachen von gar ernsten Dingen . . . Lebt wohl!

DIE MARCHESA: Bis morgen, nicht wahr?

MICHELANGELO: Bis morgen . . . ja . . . wenn ich noch auf dieser Welt verweile. Bin ich von ihr gegangen, dann auf Wiedersehen!

*Er erhebt sich, die Marchesa ist ihm behilflich und drückt ihm die Hand.*

DIE MARCHESA: Stützt Euch auf meinen Arm . . . ich will Euch die Treppe hinabgeleiten.

MICHELANGELO: Ich willige in diese Ehre . . . nehme den zarten Liebesdienst gern an . . . Ich glaube, heute darf ich es . . . Ich will Euch noch ein letztes Wort sagen . . .

DIE MARCHESA: Sagts, teurer Freund!

MICHELANGELO: Ich liebe Euch und segne Euch aus tiefstem Herzen . . . Lebt wohl!

*Er küßt der Marchesa die Hand und geht.*

*ANHANG*

# BILDERVERZEICHNIS

FRA GIROLAMO SAVONAROLA (1452—1498)

*Fra Bartolommeo della Porta.* *Florenz, Museo di San Marco.*

Vergl. über dieses Porträt Knapp: „Fra Bartolommeo." Halle 1903, p. 13.

KARL VIII. VON FRANKREICH (GEB. 1470, KÖNIG 1483—1498)

*Miniatur aus einem Gebetbuch vom Ende des XV. Jahrhunderts (1498).*
*Paris, Bibliothèque Nationale.*

Vergl. über dieses Porträt Bouchot: „Charles VIII. et Anne de Bretagne" in der „Gazette archéologique" vom Jahre 1888, vol. XIII, p. 103.

ALEXANDER VI. BORGIA (Geb. 1430, PAPST 1492—1503)

*Marmorbüste aus der 2. Hälfte des Quattrocento.*
*Berlin, Kaiser Friedrich-Museum.*

EINE PREDIGT SAVONAROLAS

*Holzschnitt aus Savonarolas „Compendio di rivelazione".* *Florenz 1496.*

LUCREZIA BORGIA (1480—1519)

*Kopie des XVI. Jahrhunderts nach dem verlorenen Originale eines unbekannten Meisters.* *Como, Sammlung Nessi.*

Vergl. über dieses Porträt Schaeffer: „Ein Bildnis der Lucrezia Borgia" im Insel-Almanach auf das Jahr 1912, p. 140.

DIE VERBRENNUNG SAVONAROLAS

*Kopie vom Ende des XVII. oder dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts nach dem verlorenen Originale eines unbekannten Meisters, das wohl ums Jahr 1500 gemalt wurde.* *Florenz, Museo di San Marco.*

CESARE BORGIA (1476—1507)

*Holzschnitt aus den „Elogia virorum bellica virtute illustrium" des Paolo Giovio.*
*Basileae 1577.*

Vergl. über die Bildnisse des Cesare Borgia Yriarte: „César Borgia", Paris 1889, I., p. 10f., und desselben Autors Werk „Autour des Borgia", Paris 1891, p. 88f.

NICCOLO MACHIAVELLI (1469—1527)

*Santi di Tito.* *London, Sammlung Langton Douglas.*

DIE ENGELSBURG IM XV. JAHRHUNDERT

*Giuliano da San Gallo. Zeichnung aus einem Skizzenbuche.*
*Rom, Bibl. Vaticana. (Barberin. lat. 4424.)*

PAPST JULIUS II. (GEB. 1443, PAPST 1503—1513)

*Michelangelo. Kreidezeichnung (nach 1510).* *Florenz, Uffizien.*

Diese Zeichnung wurde im Jahre 1903 von Ferri und Jacobsen als Werk Michelangelos und zugleich als Bildnis des Papstes erkannt.

VOM BAU DER PETERSKIRCHE

*Marten van Heemskerck. Federzeichnung, entstanden zwischen 1532—1536.*
*Berlin, Königl. Kupferstichkabinett.*

RAFFAEL SANTI (1483—1520)

*Giovan Antonio Bazzi (il Sodoma). Kreidezeichnung (um 1509).*
*Oxford, Christ Church Collection.*

Die Annahme, daß hier Raffael porträtiert sei, stützt sich auf die große Ähnlichkeit zwischen dem Antlitz dieses Jünglings mit den Zügen Raffaels, die wir aus dem Selbstbildnis der Uffizien und aus jenem späteren auf dem Fresko „Die Schule von Athen" in der „Stanza della Segnatura" des Vatikans kennen.

KARDINAL PIETRO BEMBO (1470—1547)

*Kupferstich vom Jahre 1747 nach einem heute nicht mehr nachweisbaren Bildnis, das sich damals in dem Besitz des Kardinals Valenti befand und als Werk des Giorgio Vasari galt.*

PAPST LEO X. DE' MEDICI (GEB. 1475, PAPST 1513—1521)

*Sebastiano del Piombo? Zeichnung.* *Chatsworth, Duke of Devonshire.*

Diese Zeichnung entspricht genau der Beschreibung, die ein anonymer Zeitgenosse des Papstes von dessen Äußerem uns hinterlassen hat. Vergl. Roscoe-Bossi: „Vita e Pontificato di Leone X." Milano 1817. Tomo XII, p. 155: „Sein Haupt war kolossal und sehr rot", – heißt es dort – „die Augen waren leer und verschwollen, die Schultern breit, die Gurgel war beinahe ganz vom Kinn verdeckt."

LIEBESSZENE

*Holzschnitt aus der „Hypnerotomachia Poliphili" des Fra Francesco Colonna.*
*Venedig 1499.*

KARL V. (GEB. 1500, RÖMISCH-DEUTSCHER KAISER 1519—1556, GEST. 1558)

*Niederländischer Meister des XVI. Jahrhunderts.* *Budapest, Museum.*

Von diesem Porträt, dessen Autor man bald in Barend van Orley, bald in Jan Gossaert gen. Mabuse zu finden glaubte, gibt es mehrere Exemplare.

MICHELANGELO BUONARROTI (1475—1564)

*Giorgio Ghisi?* *Kupferstich.*

Der Autor dieses Stiches hat sich bisher nicht mit Sicherheit nachweisen lassen. Vergl. Thode: „Die alten Bildnisse Michelangelos" in „Michelangelo, Kritische Untersuchungen über seine Werke". Berlin 1908, II, p. 532.

DEUTSCHER LANDSKNECHT

*Unbekannter Schweizer Meister vom Jahre 1549.*

*Weißgehöhte Federzeichnung. Wien, Albertina.*

TIZIANO VECELLIO (1477?—1576)

*Giovanni Britto (?).* *Holzschnitt nach einer Zeichnung Tizians.*

PIETRO ARETINO (1492—1556)

*Gian Jacopo Caraglio.* *Kupferstich.*

Von keinem Literaten des Cinquecento besitzen wir so viel Bildnisse wie von Pietro Aretino. Er selbst schrieb einmal, sein Angesicht wäre so allgemein bekannt, wie das Alexanders, Caesars oder Scipios. Vergl. Aretino: „Lettere". In Parigi 1609, III. Bd., p. 145.